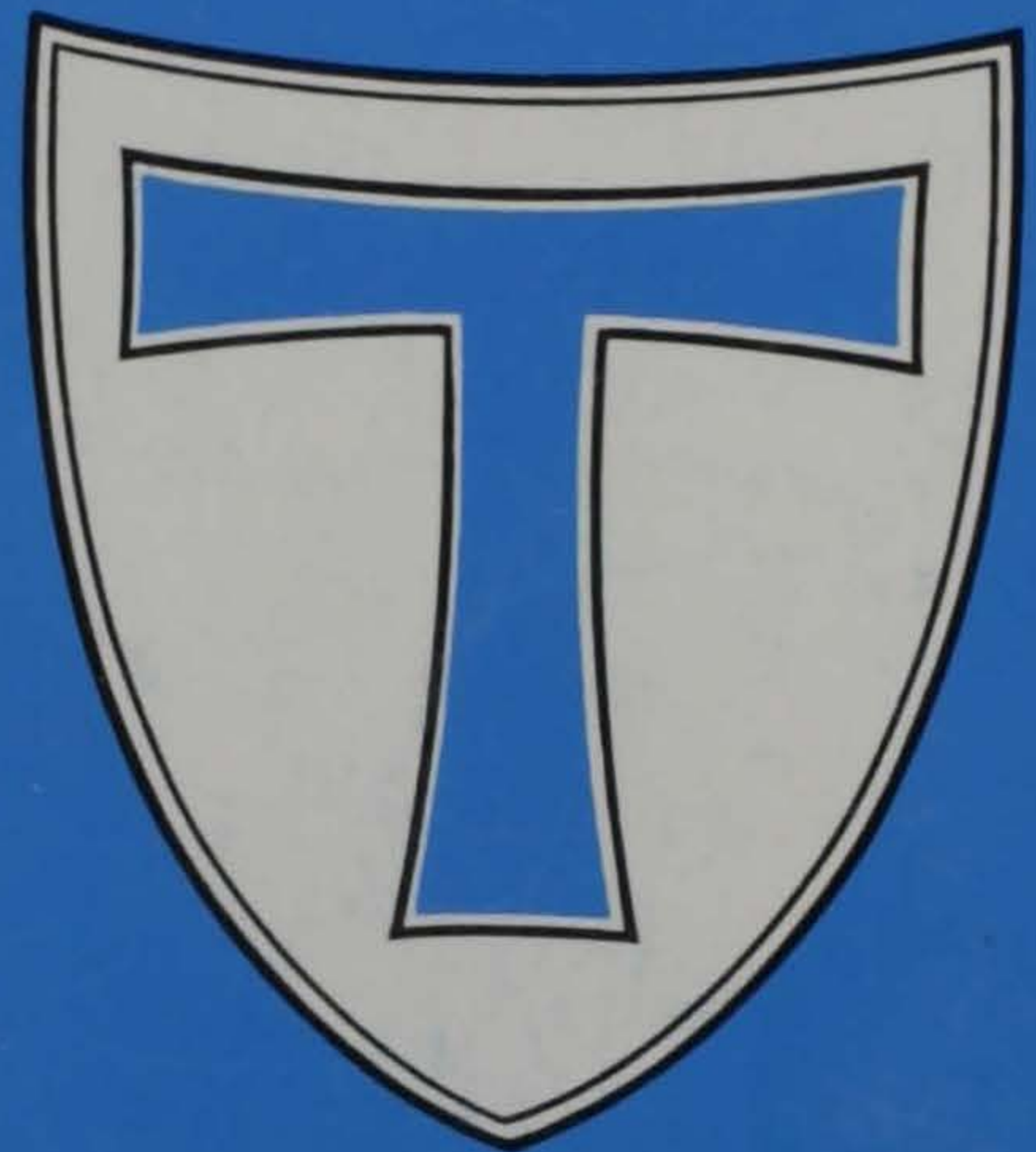


Gießener Universitätsblätter

Herausgeber: Präsidenten der
Justus-Liebig-Universität Gießen und
der Gießener Hochschulgesellschaft



L. Ballowitz
J. Breburda

H. Gebelein
D. Hahn

G. Hempelmann, A. Thiel u.
B. Zickmann

B. Jendorff
J. Küppers

R. Lühr

H. Mieskes
I. Sahmland

J. Schapp
C. Zelle

Neoantologie – eine Aufgabe für die Wissenschaft und Pflege

Auswirkungen der landwirtschaftlichen Bodennutzung auf Bodenfruchtbarkeit
und Umwelt in der GUS

Didaktik: Eine universitäre Disziplin? — Eine universitäre Disziplin!

Unternehmensführung und Öffentlichkeitsarbeit

Neurophysiologisches Monitoring in der Anästhesie

Religionspädagogische Überlegungen zum Thema „Altern lernen“

Der Gesang des Orpheus

Indogermanistik am Wendepunkt. Thesen zur zukunftsorientierten Ausrichtung
einer Disziplin

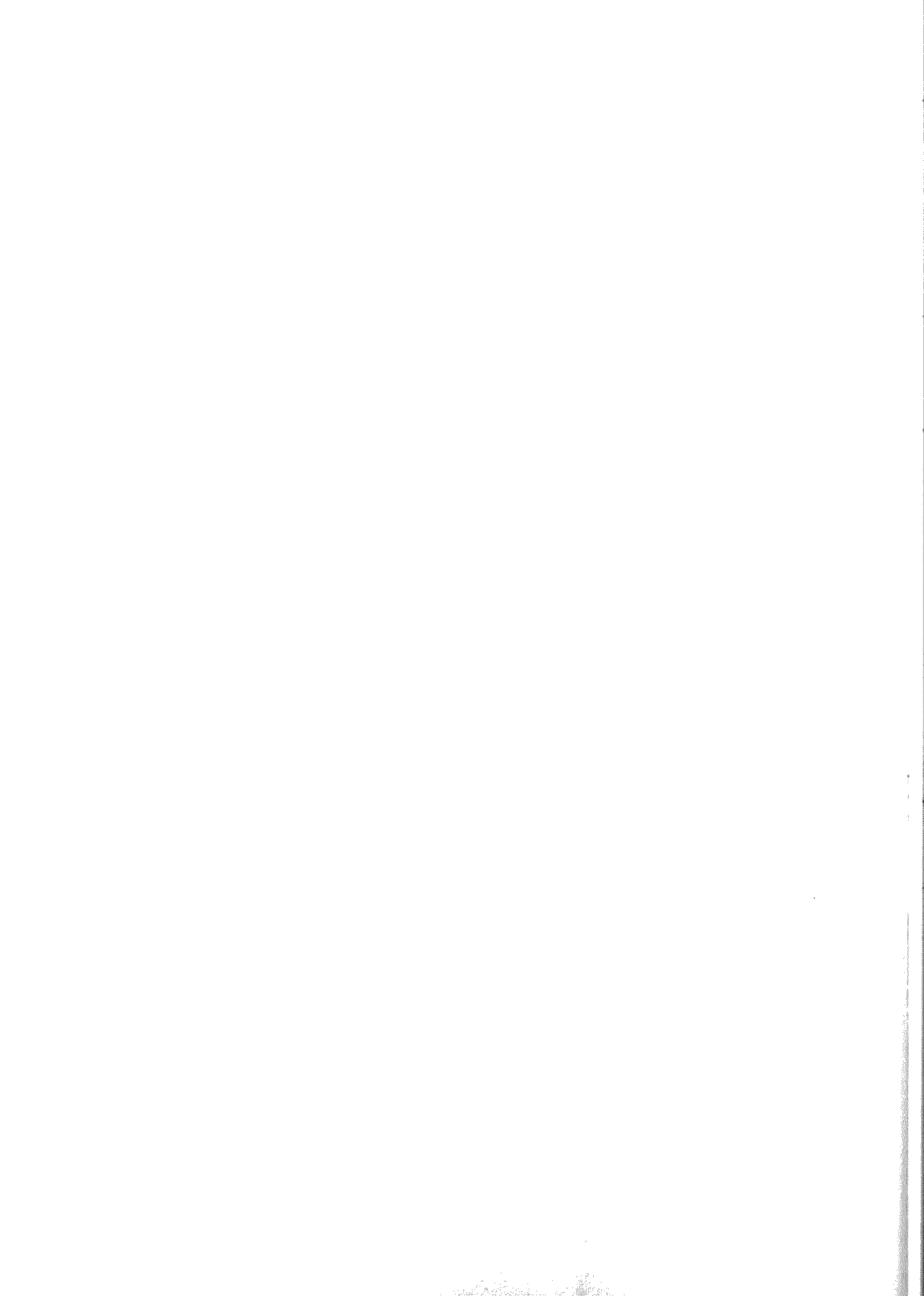
In den Fängen falscher Propheten

Im Dienst für die Gesundheit und das Wohl der Menschen:

Bernd Christoph Faust (1755–1842)

Zur Reform der Juristenausbildung

Karl Vietor zum 100 Geburtstag



Gießener Universitätsblätter

Herausgeber: Präsidenten der
Justus-Liebig-Universität Gießen und
der Gießener Hochschulgesellschaft

Druck und Verlag
Brühlsche Universitätsdruckerei
Gießen

Jahrgang 25
Dezember 1992

Herausgeber

Präsident der Justus-Liebig-Universität Gießen
und Gießener Hochschulgesellschaft

Schriftleitung

Prof. Dr. Jost Benedum
Jheringstraße 6, 6300 Gießen
Ruf (0641) 7024200

*Mitarbeiter
der Redaktion*

Oliver Petri (Pe)
Birgit Acker (Ac)
Bismarckstraße 24, 6300 Gießen, Ruf (0641) 702-2183
(Dienstag 14–15 Uhr)

Druck und Verlag

Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen

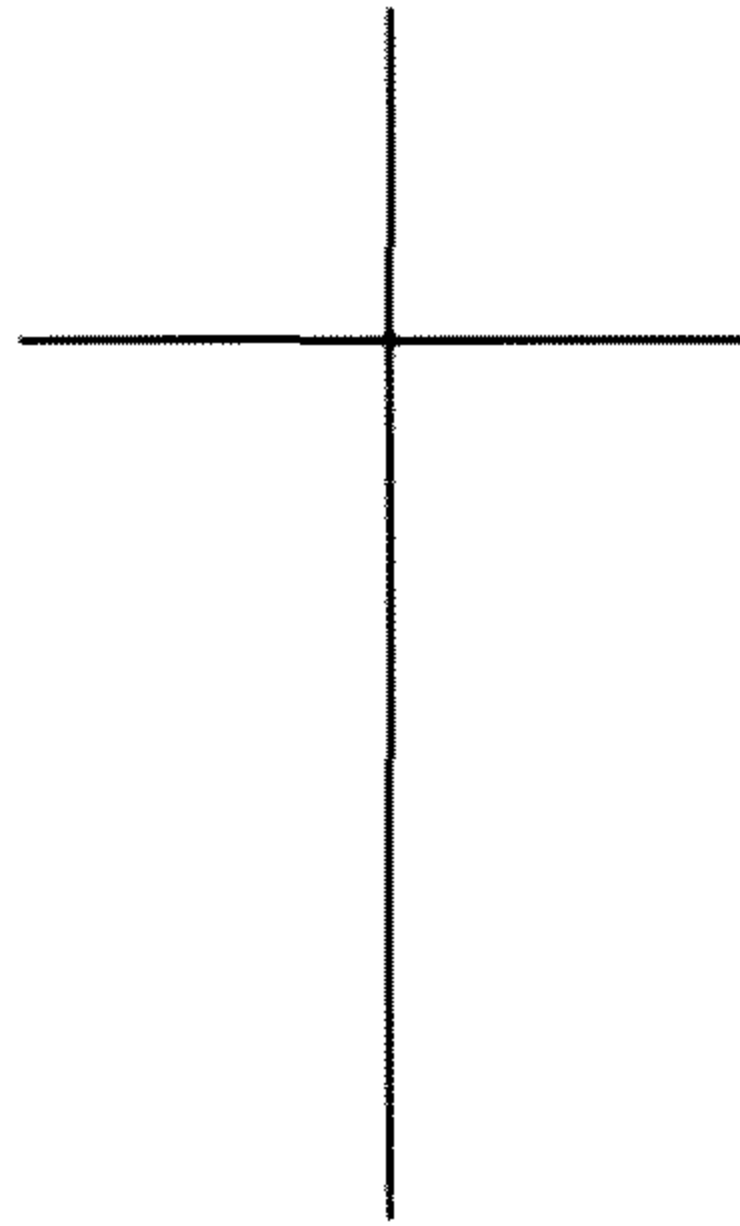
INHALT

Personalnachrichten der Justus-Liebig-Universität Gießen	5
<i>Beiträge</i>	
Leonore Ballowitz Neoanthologie — eine Aufgabe für die Wissenschaft und Pflege	9
Carsten Zelle Karl Vietor zum 100. Geburtstag	25
Dietger Hahn Unternehmensführung und Öffentlichkeitsarbeit	43
Gunter Hempelmann, Achim Thiel, Bernfried Zickmann Neurophysiologisches Monitoring in der Anästhesie	53
Irmtraud Sahmland Im Dienst für die Gesundheit und das Wohl der Menschen: Bernd Christoph Faust (1755–1842)	65
Rosemarie Lühr Indogermanistik am Wendepunkt. Thesen zur zukunftsorientierten Ausrichtung einer Disziplin	77
Jan Schapp Zur Reform der Juristenausbildung	91
Helmut Gebelein Didaktik: Eine universitäre Disziplin? — Eine universitäre Disziplin!	97
Josef Breburda Auswirkungen der landwirtschaftlichen Bodennutzung auf Bodenfruchtbarkeit und Umwelt in der GUS	105
Jochem Küppers Der Gesang des Orpheus	115
Hans Mieskes In den Fängen falscher Propheten	127
Bernhard Jendorff Religionspädagogische Überlegungen zum Thema „Altern lernen“	133
<i>Berichte aus der Gießener Hochschulgesellschaft</i>	143
<i>Biographische Notizen</i>	148

**Wir danken allen Firmen,
die unsere Förderbemühungen
durch Anzeigenaufträge unterstützen.**

**Unsere verehrten Leser bitten wir,
die Anzeigen zu beachten.**

Inserate: Deutsche Bank, Dresdner Bank, Hess. Staatsbad Bad Nauheim, Lehmann Anlageberatung, Ringel, Voko, Franz Vogt + Co. KG, Volksbank Gießen e.G.



EHRENTAFEL

Die Gießener Hochschulgesellschaft trauert um
ihre verstorbenen Mitglieder

Dr. Werner Albers, Brühl
Prof. Dr. Heinz Ewald, Gießen
Dipl.-Ing. Paul Henrici, Wetzlar
Prof. Dr. Valentin Horn, Gießen
Prof. Dr. Hans Linser, Wettenberg
Josef Neckermann, Frankfurt a. M.
Prof. Dr. Erwin Stein, Fernwald
Prof. Dr. Anneliese Voemel, Selters

Personalnachrichten der Justus-Liebig-Universität Gießen

Prof. Dr. rer. nat. *Rolf Emmermann* (Mineralogie und Petrologie) wurde vom Bundesminister für Forschung und Technologie zum Wissenschaftlichen Vorstand und Vorstandsvorsitzenden des neuen GeoForschungsZentrums Potsdam bestellt. Prof. Dr. Emmermann hat daneben weiterhin die Professur für Mineralogie und Petrologie an der Justus-Liebig-Universität Gießen inne.

Ablehnungen von Rufem

Prof. Dr. rer. nat. *Rolf Emmermann* (Mineralogie und Petrologie) hat einen Ruf an die Universität Heidelberg abgelehnt.

Prof. Dr. sc. agr. *Roland Herrmann* (Agrarpolitik) hat einen Ruf an die Technische Universität Berlin abgelehnt.

Prof. Dr. med. vet. *Erhard Kaleta* (Geflügelkrankheiten und Hygiene der Geflügelhaltung) hat einen Ruf an die Tierärztliche Hochschule Hannover abgelehnt.

Prof. Dr. phil. *Dietmar Rieger* (Romanische Literaturwissenschaft) hat einen Ruf an die Universität Freiburg und ein Rufangebot der Universität Tübingen abgelehnt.

Annahmen von Rufem

Prof. Dr. phil. *Klaus Röhrborn* (Islamkunde und Turkologie) ist einem Ruf an die Universität Göttingen gefolgt.

Prof. Dr. phil. *Heinz Schilling* (Neuere Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der frühen Neuzeit) ist einem Ruf an die Humboldt-Universität Berlin gefolgt.

Zu Honorarprofessoren wurden ernannt

Dr. iur. *Otto Ernst Krasney*, Vizepräsident des Bundessozialgerichts in Kassel und Honorarprofessor an der Gesamthochschule Kassel.

Dr. rer. nat. Dr. med. vet. *Bert Schlatterer*, Direktor und Professor am Umweltbundesamt in Berlin.

Zu außerplanmäßigen Professoren wurden ernannt

Privatdozent Dr. med. *Reinhard Bretzel*, Wissenschaftlicher Angestellter an der Medizinischen Klinik III.

Privatdozent Dr. rer. nat. *Dietmar Hasselkamp*, Wissenschaftlicher Angestellter am I. Physikalischen Institut.

Privatdozent Dr. med. *Bernd-Dietrich Katthagen*, Wissenschaftlicher Angestellter an der Orthopädischen Klinik.

Privatdozent Dr. med. *Hans-Ulrich Klör*, Wissenschaftlicher Angestellter an der Medizinischen Klinik III.

Privatdozent Dr. med. *Wilfried Kramer*, Leitender Arzt der Medizinischen Klinik I des Kreiskrankenhauses Wetzlar.

Privatdozent Dr. med. *Albrecht Laun*, Wissenschaftlicher Angestellter an der Neurochirurgischen Klinik.

Privatdozent Dr. rer. nat. *Bernd Müller*, Akademischer Oberrat am Institut für Anorganische und Analytische Chemie.

Privatdozent Dr. med. vet. *Hermann Müller*, Akademischer Oberrat am Institut für Virologie.

Privatdozent Dr. med. *Karl-Heinz Muhrer*, Chefarzt der Chirurgischen Abteilung des Evangelischen Krankenhauses in Gießen.

Privatdozent Dr. med. *Gregor Schulz*, Leiter der Klinischen Forschung „Onkologie“ der Behringwerke Marburg.

Privatdozent Dr. med. vet. *Lothar Stitz*, Oberassistent am Institut für Virologie.

Privatdozent Dr. med. *Jürgen Strobel*, Akademischer Oberrat am Zentrum für Hals-, Nasen-, Ohren- und Augenheilkunde.

Neubesetzungen von Professorenstellen in folgenden Fachbereichen

Rechtswissenschaften

C 4-Professur für Bürgerliches Recht, Handels- und Wirtschaftsrecht und Rechtsvergleichung:

Prof. Dr. iur. *Meinrad Dreher*, vorher Privatdozent und Hochschulassistent an der Universität Freiburg.

C 4-Professur für Bürgerliches Recht, Arbeitsrecht und Zivilprozeßrecht:

Prof. Dr. iur. *Wolf-Dietrich Walker*, vorher Hochschulassistent an der Universität Münster.

Gesellschaftswissenschaften

C 4-Professur für Soziologie:

Prof. Dr. phil. *Helmut Dubiel*, vorher Privatdozent und Co-Direktor des Instituts für Sozialforschung an der Universität Frankfurt.

Erziehungswissenschaften

C 4-Professur für Erziehungswissenschaften mit dem Schwerpunkt Arbeits-, Berufs- und Wirtschaftspädagogik:

Prof. Dr. rer. pol. *Detlef Sembill*, vorher Professor an der Universität Mannheim.

Germanistik

C 4-Professur für Deutsche Philologie (Sprachwissenschaft mit den Schwerpunkten Geschichte der deutschen Sprache und Grammatik des Deutschen):

Prof. Dr. phil. *Gerd Fritz*, vorher Professor an der Universität Tübingen.

C 3-Professur für Neuere deutsche Literaturwissenschaft:

Prof. Dr. phil. *Günter Oesterle*, vorher Professor an der Justus-Liebig-Universität Gießen.

Anglistik

C 3-Professur für Englische Sprachwissenschaft der Gegenwartssprache:

Prof. Dr. phil. *Andreas Jucker*, vorher Privatdozent an der Universität Zürich/Schweiz.

Physik

C 3-Professur für Theoretische Physik mit dem Schwerpunkt Schwerionenatomphysik:

Prof. Dr. phil. Dr. rer. nat. *Wolfgang Cassing*, vorher Privatdozent und Akademischer Rat an der Justus-Liebig-Universität Gießen.

Chemie

C 4-Professur für Anorganische Chemie:

Prof. Dr. rer. nat. *Johannes Beck*, vorher Hochschulassistent an der Universität Karlsruhe.

Biologie

C 4-Professur für Tierphysiologie:

Prof. Dr. rer. nat. *Wolfgang Clauß*, vorher Professor an der Freien Universität Berlin.

Geowissenschaften und Geographie

C 3-Professur für Didaktik der Geographie, Schwerpunkt Primarstufe:

Prof. Dr. phil. *Otmar Werle*, vorher Professor an der Universität Frankfurt.

Veterinärmedizin

C 3-Professur für Pharmakologie mit dem Schwerpunkt Arzneiverordnungs- und -anfertigungslehre:

Prof. Dr. med. vet. *Frieder Lutz*, vorher Professor an der Justus-Liebig-Universität Gießen.

Ernährungs- und Haushaltswissenschaften

C 3-Professur für Vergleichende Gesundheits- und Sozialpolitik:

Prof. Dr. rer. pol. *Adalbert Evers*, vorher Privatdozent an der Universität Frankfurt und wissenschaftlicher Angestellter am Europäischen Zentrum für Wohlfahrtspolitik und Sozialforschung in Wien/Österreich.

C 4-Professur für Ernährung des Menschen:

Prof. Dr. agr. *Monika Neuhäuser-Berthold*, vorher Professorin an der Fachhochschule Fulda.

Humanmedizin

C 3-Professur für Medizinische Mikrobiologie, Schwerpunkt Infektionsimmunologie:

Prof. Dr. rer. nat. *Trinad Chakraborty*, vorher Akademischer Rat an der Universität Würzburg.

C 4-Professur für Zahnersatzkunde:

Prof. Dr. med. dent. *Paul Ferger*, vorher Privatdozent und Wissenschaftlicher Angestellter an der Universität Münster.

C 4-Professur für Humangenetik:

Prof. Dr. med. *Ulrich Müller*, vorher Assistant Professor an der Harvard Medical School, Boston/USA.

C 4-Professur für Klinische Psychosomatik und Psychotherapie:

Prof. Dr. med. *Christian Reimer*, vorher außerplanmäßiger Professor und Leitender Arzt an der Universität Basel/Schweiz.

C 3-Professur für Physiologie:

Prof. Dr. rer. nat. *Werner Vogel*, vorher Professor an der JLU Gießen.

Emeritierungen und Pensionierungen

Prof. Dr. agr. *Joachim Alkämper* (Acker- und Pflanzenbau in den Tropen und Subtropen) zum 30. 9. 1992.

Prof. Dr. rer. oec. *Gerhard P. Bunk* (Erziehungswissenschaft, Schwerpunkt Arbeits-, Berufs- und Wirtschaftspädagogik) zum 30. 9. 1992.

Prof. Dr. phil. *Heinz Engels* (Linguistik und Mittelalterliche deutsche Literatur) zum 31. 3. 1992.

Prof. Dr. med. vet. *Rudolf Fritsch* (Veterinär-Chirurgie und -Augenheilkunde) zum 31. 3. 1992.

Prof. Dr. med. *Walter Fuhrmann* (Humangenetik) zum 30. 4. 1992.

Prof. *H. S. Robert Glaser*, Ph. D. (Biologiedidaktik), zum 31. 3. 1992.

Prof. Dr. phil. *Dieter Neukirch* (Didaktik der Geographie) zum 30. 9. 1992.

Prof. Dr. phil. *Gertrud Rehner* (Ernährungswissenschaft – Biochemie der Ernährung des Menschen) zum 31. 3. 1992.

Prof. Dr. rer. nat. *Ernst Ludwig Sattler* (Nuklearbiologie) zum 31. 3. 1992.

Prof. Dr. rer. nat. *Heinz Schwartze* (Didaktik der Mathematik) zum 31. 3. 1992.

Prof. Dr. phil. *Fritz Seidenfaden* (Erziehungswissenschaft) zum 30. 9. 1992.

Prof. Dr. rer. nat. *Gerhard Seifert* (Zoologie) zum 30. 9. 1992.

Prof. Dr. agr. *Bodo Senft* (Tierzucht und Milchwissenschaft) zum 30. 9. 1992.

Prof. Dr. rer. nat. *Fritz Stibane* (Geologie und Paläontologie) zum 30. 9. 1992.

Prof. Dr. phil. *Horst Widmann* (Erziehungswissenschaft) zum 30. 9. 1992.

Prof. Dipl.-Ing. *Klaus Wiggert* (Haushaltstechnik) zum 30. 9. 1992.

Prof. Dr. phil. *Andrzej Wirth* (Angewandte Theaterwissenschaft) zum 30. 9. 1992.

Prof. Dr. med. *Helmut Wolf* (Kinderheilkunde) zum 30. 9. 1992.

Prof. Dr. med. *Claus-Helmut Wolff* (Gynäkologie und Geburtshilfe) zum 31. 3. 1992.

Marktnah · Leistungsstark
Zukunftsorientiert

Ringel

Die leistungsstarke
Unternehmensgruppe

A. Ringel & Sohn GmbH & Co. KG
6307 Linden b. Gießen

Koch & Baldes GmbH & Co. KG
6380 Bad Homburg v.d.H.

Walther A. D. Levering GmbH
6430 Bad Hersfeld

Sanitär-, Heizungs- und Metallhandels GmbH
5800 Gotha

Der Weg
zu Ihrem
Wunschbad
führt durch unsere
Fachausstellung
Bad - Küche - Heizung

Hier finden Sie Traumbäder und Küchen
in großer Auswahl und Vielfalt.

**Wir haben jeden
1. Sonntag im Monat
von 10 - 18 Uhr geöffnet.**

(Keine Beratung, kein Verkauf)

Ringel

BAD KÜCHE HEIZUNG

6307 Linden
Tannenweg 50-54
Tel. (06403) 607-0

Unser Partner ist das Fachhandwerk

Neonatologie – eine Aufgabe für Wissenschaft und Pflege

Zweite Arvo Ylppö-Vorlesung, gehalten am 21. 9. 1989 in Gießen

Vorspann

Prof. Dr. med. Drs. med. h.c. mult. Arvo Ylppö, emeritierter Professor für Kinderheilkunde der Universität Helsinki und Archiater Finnlands¹, starb am 28. Januar 1992 in Helsinki im Alter von 104 Jahren und 3 Monaten. Alle, die Arvo Ylppö in den letzten Jahren seines erfüllten Lebens als Kinderarzt, Forscherpersönlichkeit und Mensch kennenlernen durften, waren von seiner Ausstrahlung beeindruckt². Weltberühmt wurde er durch seine Forschungen auf den Gebieten der Ernährung und der Krankheiten von Früh- und Neugeborenen: hier hat er manchen Erkenntnissen schon vor Jahrzehnten weltweit zum Durchbruch verholfen.

Arvo Ylppö war Ehrendoktor der Justus-Liebig-Universität seit dem 30. Juni 1956, als die Universität noch als Justus-Liebig-Hochschule firmierte und die Medizinische Fakultät als „Akademie für medizinische Forschung und Fortbildung“ bestand. Veranlassung für das zweite Ehrendoktorat Ylppös nach Königsberg 1943 war seine wissenschaftliche Bedeutung, aber auch seine persönliche Freundschaft mit Heinz Hungerland, von 1951 bis 1960 Professor für Kinderheilkunde in Gießen und Direktor der Kinderklinik. Hungerland war 1956 zur 375-Jahres-Feier der Gießener Hochschule deren Rektor, das Dekanat hatte der Chirurg Karl Vosschulte inne.

In Gießen haben sich Arvo Ylppö und seine Frau, Dr. Lea Ylppö, immer wohlgefühlt. Erste Besuche in Gießen galten Freundschaften aus der Kriegszeit, die Universität

besuchte er erstmals 1985. Für ihn war Gießen auch die Stadt von Justus Liebig, dessen biochemische Erkenntnisse für ihn als Forscher und dessen agrikulturchemische Ergebnisse für sein Land von großer Bedeutung waren. Nicht nur das Liebig-Museum, auch der Botanische Garten hat ihn beeindruckt: „Hier beginnt für uns der Süden!“ Zwei für Arvo Ylppö zusammengestellte kleine Ausstellungen über Beziehungen nach Finnland fanden sein Interesse: einmal über die finnische Königsfrage, als ein hessischer Prinz zum König von Finnland gewählt werden sollte, zum anderen über die insgesamt vier finnischen Ehrendoktoren der Gießener Universität; den drei anderen Ehrendoktoren war er gut bekannt³.

Bei seinem 100. Geburtstag am 27. Oktober 1987 war auch eine Gießener Abordnung, bestehend aus dem Dekan des Fachbereichs Humanmedizin, Prof. Dr. med. Dr. med. h.c. Dieter Ringleb, dem Geschäftsführenden Direktor des Medizinischen Zentrums für Kinderheilkunde, Prof. Dr. H. Wolf, dem Kinderarzt Dr. J.-P. Rupp sowie Frau Dr. Rupp und Frau Dr. Wolf zugegen. Mitarbeiter der Universitäts-Kinderklinik des Fachbereichs Humanmedizin hatten Professor Ylppö zu diesem Ehrentage eine Festschrift gewidmet, der Präsident der Universität und der Dekan haben die Ehrendoktorwürde erneuert⁴.

Mit der deutschen Kinderheilkunde war Arvo Ylppö durch Jahrzehnte eng verbunden, Bundespräsident von Weizsäcker hat dies in seinem Glückwunschtelegramm 1987 besonders hervorgehoben. Ylppö begann seine kinderärztliche Tätigkeit 1912 im Kaiserin

Auguste Victoria Haus in Berlin, einer „Anstalt zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit im Deutschen Reich“. Hier entstanden seine bedeutenden Untersuchungen zum Ikterus (Gelbsucht) des Neugeborenen, über die Ursachen der Hirnblutung und der Lungenunreife bei Frühgeborenen sowie zum Wasser- und Salzhaushalt bei Frühgeborenen und jungen Säuglingen. Damals standen die Frühgeburten und die Durchfallserkrankungen der Säuglinge an erster Stelle der Todesursachenstatistik. Das Kaiserin Auguste Victoria Haus ist seit 1948 Universitäts-Kinderklinik der Freien Universität⁵. Die wissenschaftliche bedeutende Geschichte dieser Institution wird von Frau Prof. Dr. Leonore Ballowitz aufgearbeitet, sie hat dabei das Wirken von Arvo Ylppö in den Jahren 1912 bis 1920 besonders intensiv studiert⁶. Frau Ballowitz hat auch gemeinsam mit Liisa Schmidt und Prof. Eberhard Schmidt, Düsseldorf⁷ die Lebenserinnerungen von Arvo Ylppö in der deutschen Fassung herausgegeben.

Arvo Ylppö war erstmals am 6. September 1985 als Vortragender im Hörsaal der Gießener Kinderklinik, wo er über die Ursachen der in Finnland schon zu Anfang dieses Jahrhunderts im Vergleich zu anderen europäischen Ländern niedrigen Säuglingssterblichkeit referierte. Die Gründe waren nach seiner Darstellung folgende:

- 1. Die damals üblichen Hausgeburten erfolgten traditionell in der Sauna, wo wegen der Hitze immer hygienisch einwandfreie Verhältnisse bestanden.*
- 2. Die finnischen Frauen hatten (noch vor der 1917 erkämpften Unabhängigkeit) als erste in Europa bereits 1906 das Wahlrecht erhalten, wodurch Verständnis und Interesse für soziale Fragen geweckt worden waren, und*

- 3. war es durch das soziale Engagement der Frauen leicht, überall in Finnland Vorsorgeeinrichtungen für Schwangere und Kinder zu schaffen, die von allen Schichten angenommen wurden.*

Ylppö hat sich persönlich in allen Teilen des Landes für diese Vorsorgeuntersuchungen eingesetzt, nachdem er 1920 den Lehrstuhl für Kinderheilkunde in Helsinki übernommen hatte. Auf sozialmedizinischem Gebiet war er kongenialer Mitarbeiter von Marschall Mannerheim. Am 14. Dezember 1987 beschloß der Fachbereich Humanmedizin der Justus-Liebig-Universität eine Arvo-Ylppö-Vorlesung, die bisher dreimal stattgefunden hat. Erster Gastredner war 1988 Prof. Dr. Klaus Riegel/München⁸, der einzige deutsche Träger der Arvo-Ylppö-Medaille; die Medaille ist eine Stiftung Ylppös, die alle fünf Jahre für bedeutende Arbeiten auf dem Gebiet der Neontologie verliehen wird. Zweite Referentin war Prof. Dr. Leonore Ballowitz, Neonatologin am Kaiserin Auguste Victoria Haus Berlin. Die dritte Arvo Ylppö-Vorlesung von Prof. Dr. Remo H. Largo/Zürich⁹ fand am 6. November 1991 statt; im Gegensatz zu den beiden ersten Vorlesungen konnte Prof. Ylppö nicht mehr daran teilnehmen. Auf unsere Bitte hin hat Frau Prof. Ballowitz das Manuskript ihres Vortrages vom 21. September 1989 überarbeitet, das inhaltlich mit den Arbeiten Ylppös über die Gelbsucht des Neugeborenen beginnt und auch die derzeitigen wissenschaftlichen Auffassungen wiedergibt. Gerade dieser wissenschaftliche Rückblick anlässlich des Todes unseres Ehrendoktors Arvo Ylppös zeigt auch die enormen Anregungen und Ergebnisse dieses bedeutsamen wissenschaftlichen Lebens.

J. Benedum
J.-P. Rupp

D. Ringleb
H. Wolf

Kinderheilkunde im engeren Sinne hat sich in Europa erst im vergangenen Jahrhundert – überwiegend von der Inneren Medizin her – entwickelt. Jungen Säuglingen standen viele der ersten Vertreter des Faches – besonders in Deutschland – anfangs noch distanziert gegenüber. Sie waren weder mit einschlägiger Diagnostik vertraut, noch waren wirkungsvolle Therapiemöglichkeiten erschlossen. Zu den Neugeborenen hatten Geburtshelfer oft eher Beziehungen als die damaligen Pädiater. – Auf der Tagung des Berufsverbandes der Kinderärzte 1989 hat uns Michael Obladen gezeigt, daß die eigentlichen Wurzeln der Neonatologie sich in *den* europäischen Ländern finden, in denen es traditionell Findelanstalten gab: Italien, Frankreich, auch Rußland, wo Katharina II. (1729–1796) zahlreiche Kinder- und Säuglingsheime gegründet hatte. In den Findelhäusern war man mit der hohen Sterblichkeitsrate direkt konfrontiert, und man hatte in der Regel kaum Einschränkungen bei Obduktionen. Pathoanatomische Untersuchungen stellten in erster Linie die damalige Grundlagenforschung dar. – Obladens Übersichtstabelle über erste Publikationen in der Pädiatrie auf dem Gebiet der Neonatologie (Tab. 1) möchte ich noch den Hinweis auf die Bücher von Alois Bednar aus Wien (Abb. 1) und von Nicolai Petrowich Gundobin aus Petersburg (Abb. 2) hinzufügen, in denen physiologische, anatomische und pathoanatomische Studien aus der Neugeborenenperiode, die überwiegend aus den Findelhäusern in Wien und Petersburg stammen, dargestellt werden. Beide Bücher gehören zu den Schätzen in der Bibliothek des Kaiserin Auguste Victoria Hauses (KAVH) in Berlin, und Ylppö dürfte sie seinerzeit studiert haben.

Als Spezialgebiet der Pädiatrie hat sich die Neonatologie eigentlich erst nach dem zweiten Weltkrieg entwickelt, obwohl es

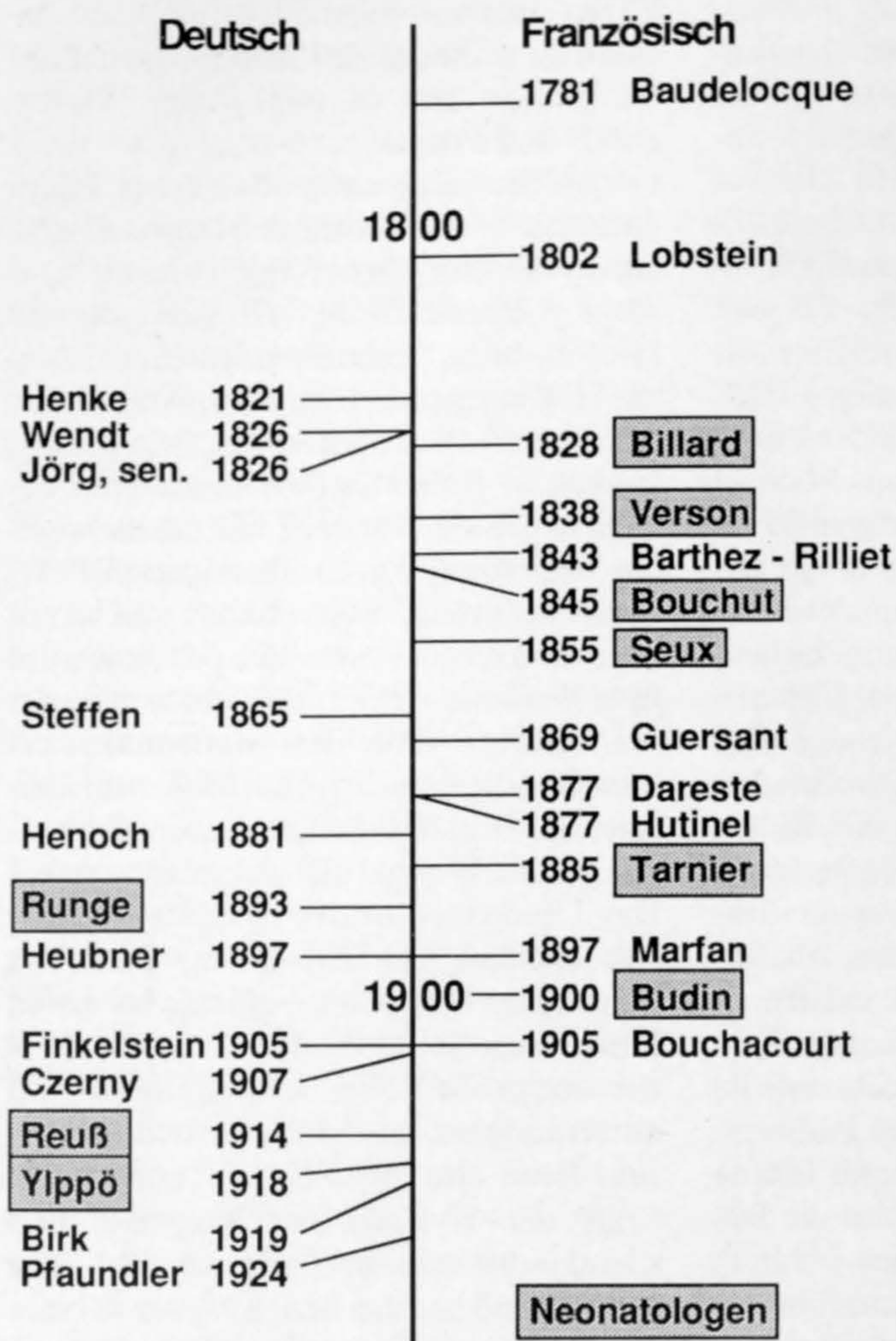
in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts Pioniere auf diesem Gebiet gab, und zu Ehren eines von ihnen, des finnischen Archiaters, wurde diese Vorlesung gehalten. Sie gliedert sich in zwei Teile: Wissenschaft und Pflege!

Lassen Sie mich einige Sätze zur Pflege voranstellen. – Solange es Menschen gibt, haben Mütter ihre Neugeborenen umsorgt. Unterstützung erhielten sie von Großmüttern, anderen erfahrenen Frauen, Hebammen und Ammen. Ärzte spielten bis ins 19. Jahrhundert, wie gesagt, kaum eine Rolle. Und als sie ins Spiel kamen, sahen sie in erster Linie die nicht selten vom Aberglauben überlagerten Fehlvorstellungen der Beraterinnen und wandten sich dagegen – zum Beispiel gegen das feste Wickeln. Aber auch nicht wenige der von Ärzten versuchten Maßnahmen erwiesen sich als unzweckmäßig, zum Beispiel die brutalen Schultzeschen Schwingungen als Wiederbelebungsmaßnahmen. Das Umdenken in der Säuglingspflege – einschließlich der Erprobung tolerabler künstlicher Ernährung – spielte im ersten Drittel unseres Jahrhunderts in der Pädiatrie eine große Rolle. Beispiele finden sich unter anderem in dem anlässlich der 80-Jahr-Feier des KAVH neu aufgelegten Atlas der Hygiene des Säuglings und Kleinkindes von Leo Langstein und Fritz Rott. Ylppö hat uns berichtet, wie es eines seiner Hauptanliegen in Finnland war, erst einmal Licht, Luft und Sonne – auch im Winter – in die Säuglingszimmer einzulassen.

Im KAVH hält sich das Gerücht, daß Arvo Ylppö sich seinerzeit an der Pflege kleiner Frühgeborener, zum Beispiel beim tropfenweise Füttern mit einer Pipette, selbst beteiligt hat. Alte Fotos zeugen von seinem subtilen Umgang mit ihnen (Abb. 3).

Auf modernen Intensivstationen achtet man ebenfalls sehr bewußt auf ein ‚gentle

Frühe Standardwerke der Pädiatrie



Tab.1 (nach Obladen)

handling'. Für Venenpunktionen bewährt sich das Fingerspitzengefühl besonders geschickter Schwestern. Dazu noch Hinweis aus Mary Ellen Avery's Buch: The Story of a Premature Baby. In diesem Buch werden die Möglichkeiten des Einbeziehens der Familien, vor allem der Mutter, in die Pflege im Krankenhaus be-

sonders eindrucksvoll dargestellt: der Versuch, die so notwendige Mutter-Kind-Bindung sich rechtzeitig entwickeln zu lassen. Dort heißt es: „Das Kämmen von Adriennes Haar mit einer weichen Zahnbürste gehört zum Morgenritual“, und: „Mit 11 Wochen wurde sie zum Saugen ermuntert, was Wohlbefinden fördert und

Die
Krankheiten

der
Neugeborenen und Säuglinge

vom
clinischen und pathologisch-anatomischen
Standpunkte

bearbeitet

von
Alois Bednar,

Dr. der Medizin und Chirurgie, Magister der Geburtshilfe, prov. Primararzt des k. k. Findelhauses, Dozent an der Wiener Universität und Mitglied des Doctoren-Collegiums und der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien.

Wien, 1850.

Verlag von Carl Gerold.

Die Besonderheiten des
Kindesalters.

Grundlegende Tatsachen zur Erkenntnis der Kinderkrankheiten.

Von

Prof. Dr. med. **N. P. GUNDOBIN**

weiland Professor der Kinderheilkunde
an der Militär-Medizinischen Akademie
in St. Petersburg.

Deutsche autorisierte und revidierte Ausgabe
von

Dr. med. **S. RUBINSTEIN** (Riga)

Mit einem Vorwort

von

Prof. Dr. **LANGSTEIN** (Berlin)

Preis Mk. 12,—.

BERLIN

Allgemeine Medizinische Verlagsanstalt G. m. b. H.

1912

Abb. 1

Abb. 2



Abb. 3: Arvo Ylppö 1918 im KAVH Berlin



Abb. 4 Aus dem Buch von Avery und Litwack

Speichel- und Magensaftsekretion anregt. Die um die Flasche gewickelte Binde erleichtert ihr das Halten.“ (Abb. 4). – Ich denke, daß die Beispiele genügen, um deutlich zu machen, wie wichtig es ist, das Empfinden für eine einfühlsame, sanfte Pflege im Kontakt mit der Familie eines Frühgeborenen bei den auf Intensivstationen tätigen Schwestern immer wieder wachzuhalten – und diesen Einsatz zu honorieren als notwendige Balance für den Gebrauch von High-Tech-Apparaten und die Wissenschaft. Im sogenannten Kinderschloß in Helsinki wird der Ausbildung in Säuglingspflege in diesem Sinne besondere Beachtung geschenkt.

Nun zur Wissenschaft in der modernen Neonatologie.

Einen nicht unwesentlichen Teil nimmt dabei heute die Intensivpflege ein. Vergewärtigen wir uns, daß es sich um eine

nur etwa 20 Jahre alte Entwicklung handelt. Daniel Levin, der Leiter der pädiatrischen Intensivpflegeeinheit in Dallas, Texas, schreibt im Vorwort zu dem 1987 erschienenen Buch von Jeffrey Morray über „Pediatric Intensive Care“: Die pädiatrische Intensivpflege hat sich in der vergangenen Dekade von einer Außenseiter-Idee einzelner fanatischer Pioniere zu einer Standard-Einrichtung entwickelt. Sie umfaßt alle Gebiete der Medizin: internistische, chirurgische, pflegerische und speziell solche der Beatmungstherapie. – Nicht wenige Impulse sind von Weltraumprojekten eingeflossen: die ersten Monitore und entsprechende Elektroden wurden z. B. für die Raumflüge von Affen entwickelt.

Und der unvoreingenommene Betrachter des Bildes aus dem Jahr 1963 von Frau Tereschkova (Abb. 5) könnte sich fragen,

auf welcher Intensivstation sie sich wohl aufhält.

Mit der modernen Technik ist ein neues Aufgabengebiet, „das technische Verständnis“ in die Pädiatrie eingezogen. Viele Apparaturen konnten im Laufe der Zeit an die speziellen Belange der Neu- und Frühgeborenen, an ihre Maße und Volumina adaptiert werden. Die Publikationen über derartige technische Neuentwicklungen nahmen und nehmen einen relativ großen Raum im Schrifttum der Neonatologen ein. Diese Beschreibungen des erforderlichen „Handwerkszeuges“ werden von der traditionellen Wissenschaft eher als zweitrangig gewertet, letztlich ebenso wie die Bemühungen um eine optimale organisatorische Erfassung und Betreuung von gefährdeten Schwangeren und Neugeborenen. Letzteres war eines der Themen der ersten Ylppö-Vorlesung hier in Gießen.

Im Frühjahr 1989 sind mit der optimistisch anspruchsvollen Überschrift: „Das Restrisiko gegenwärtiger Geburtshilfe“ die Beiträge des dritten Freiburger Kolloquiums überwiegend von Geburtshelfern veröffentlicht worden. Das Resümee: Die großen historischen Risiken der Geburt sind heute weitgehend beherrschbar geworden. Eine erfolgreiche Strategie zur Reduzierung des Restrisikos – welches die heutige Mortalität und Morbidität von Mutter und Kind bestimmt – umfaßt in gleicher Weise organisatorische Maßnahmen zur Prävention, Früherkennung und Selektion von Gefahrenzuständen wie den Einsatz hochspezialisierter Diagnose- und Therapieverfahren in zentralen Versorgungseinheiten.

Was die Intensivbetreuung der Neugeborenen, speziell der Frühgeborenen, betrifft, so möchten wir Pädiater wohl noch nicht von einem „Restrisiko“ sprechen.

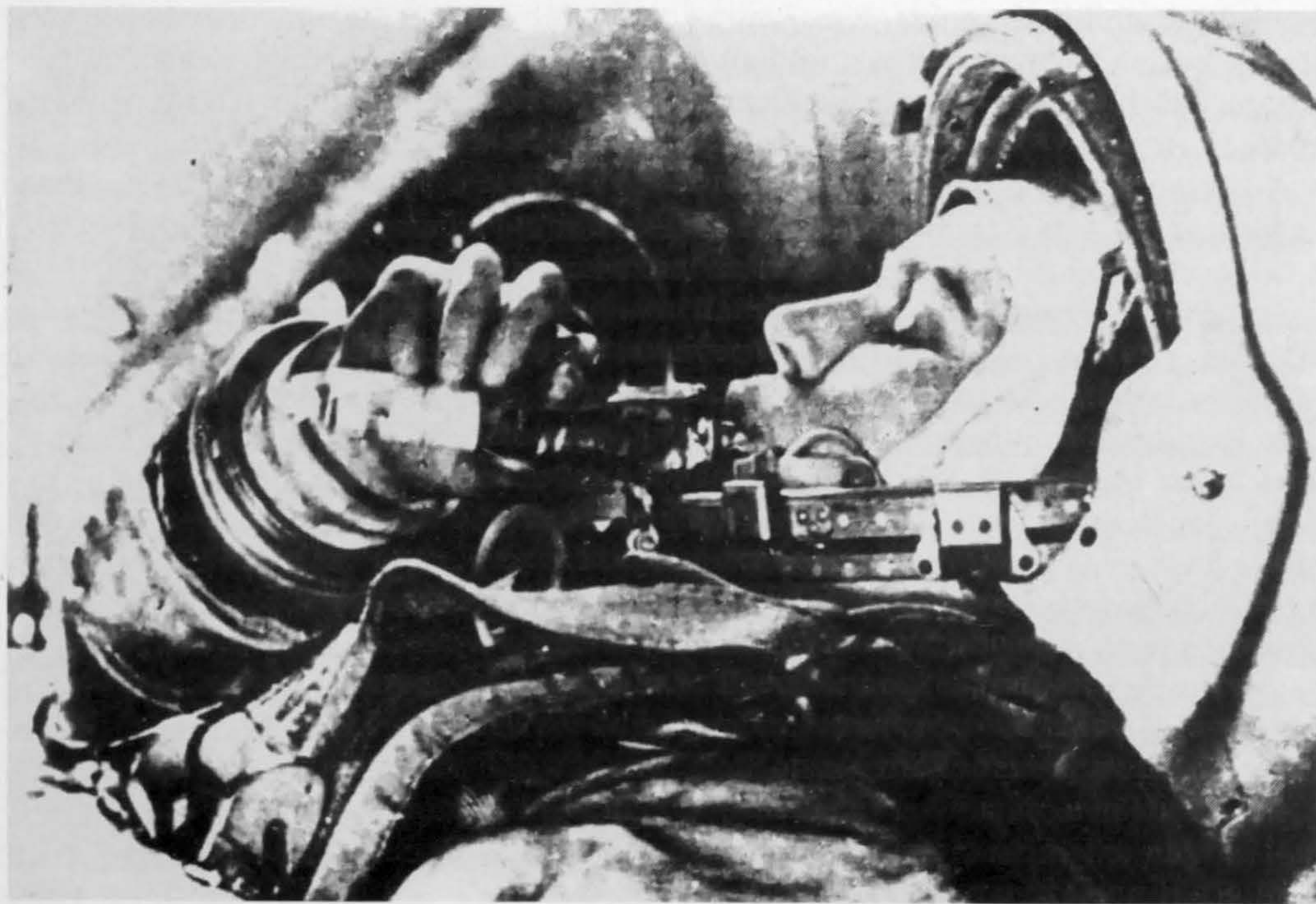


Abb. 5: Bild aus einem Sputnik 1963 – Frau Tereschkowa

Viele Dinge, nicht nur organisatorische, wofür wir ja aus Finnland so aufschlußreiche Impulse erhalten, erscheinen durchaus noch verbesserungsbedürftig, auch verbesserungsfähig. Dazu ein Stichwort für die Zukunft: Eine länger extrauterin funktionsfähige „künstliche“ Plazenta, durch die wohlbalanciert Sauerstoff und Nährstoffe zugeführt und gleichzeitig Stoffwechselendprodukte eliminiert werden. Doch dazu fehlen heute noch viele physiologische und technische Grundlagen. – Es besteht also noch ein weites Feld für junge Forscher.

Im nächsten Teil meines Vortrages möchte ich die Entwicklung auf einem Arbeitsgebiet aufgreifen, das Arvo Ylppö und mich speziell verbindet. Ylppös grundlegende Frühgeborenen-Arbeiten sind in der Festschrift zu seinem 100. Geburtstag hier in Gießen ausführlich gewürdigt worden. Weitere Fragestellungen, die ihn lange Zeit beschäftigt haben, betreffen den Neugeborenenikterus und den Icterus gravis. Lassen Sie mich den sich im Laufe unseres Jahrhunderts wandelnden Kenntnisstand in der Diagnostik, Pathogenese und Therapie kurz umreißen.

Gelbsucht als solche ist bereits im Altertum – auch in der Bibel – beschrieben. Auf Gelbsucht bei Neugeborenen hat meines Wissens erstmals 1473 Bartholomaeus Metlinger aus Augsburg in seinem Buch „Ein Regiment der jungen Kinder“ hingewiesen. Im 18. und 19. Jahrhundert wird sie in den Lehrbüchern der Kinderheilkunde mehr beiläufig als normale Erscheinung bei Neugeborenen erwähnt. Über Ursachen wird zunächst wenig diskutiert: besonders dicke, schleimige Galle, die nur schwer in den Darm gelangt. Neben nicht näher definierten hepatogenen Faktoren werden von einzelnen Autoren auch hämatogene Ursachen für möglich gehalten. Von den Pathologen wurden um die Jahrhundertwende überwiegend Infektionen

für die jetzt abgegrenzten schweren Verlaufsformen angeschuldigt.

Vor allem gegen diese Theorie hat sich Ylppö 1913 gewandt. Leo Langstein, sein Chef in Berlin, hatte ihn gebeten, den Erreger des Icterus gravis zu suchen. Nachdem bakteriologische Studien unergiebig blieben, hat Ylppö nach mühsamen Vorarbeiten als Erster eine spektrophotometrische Methode zur quantitativen Bestimmung von Gallenfarbstoff im Blut entwickelt. Je nach Intensität des Ikterus benötigte er dazu 2–4 ml Blut (mit Lanzette aus der Ferse entnommen!). Schon hier sei darauf hingewiesen, daß der so wichtige Schritt zur Mikromethode, der häufigere Bilirubinbestimmungen bei kleinsten Frühgeborenen möglich machte, erst 1952 David Hsia in Chicago möglich war. – Ylppö hat seine Methode nicht nur in In-vitro-Tests kontrolliert und mit klinischen Beobachtungen korreliert, sondern hat auch Tieren Bilirubin injiziert bzw. oral zugeführt und die enterale Resorption bzw. Elimination verfolgt. Seine entscheidende Folgerung lautete: Icterus neonatorum beruht darauf, daß die Leber des Neugeborenen noch einige Zeit nach der Geburt einen Teil des Gallenfarbstoffes ins Blut übergehen läßt, wie das jede fötale Leber tut. – Wir wissen heute, daß es das unkonjugierte Bilirubin ist, das während der Schwangerschaft via Placenta ausgeschieden wird – konjugiertes (gallegängiges) Bilirubin passiert die Plazenta nicht. Es sei erwähnt, daß Hymans van den Bergh über seine Methode zur Differenzierung von direktem (konjugiertem) und indirektem (nicht konjugiertem) Bilirubin erstmals 1916 berichtet hat. Die Tragweite dieser Differenzierung ist aber erst wesentlich später klar geworden. – Wie nahe Ylppö bereits damals heutigen Kenntnissen gekommen ist, ist erstaunlich, wenn man bedenkt, daß für das Entstehen eines Icterus gravis (und eines Hydrops conge-

nitus) noch in den 30er und 40er Jahren z. B. Histaminvergiftung oder Vitaminmangel sowie verminderte Sauerstoff-Diffusion durch die Plazenta verantwortlich gemacht wurden. Am 6. Dezember 1913 hat er die eben beschriebene Untersuchung als Dissertation in Helsinki gegen den Opponenten A. R. Clopatt verteidigt. K. Kouvalainen bezeichnet dieses Datum als den Durchbruch der modernen wissenschaftlichen Kinderheilkunde in Finnland.

1918 befaßte sich Ylppö erneut speziell mit dem Icterus gravis. Einige Sätze aus der Einleitung seiner Arbeit seien wörtlich zitiert.

Wer als Arzt jemals längere Zeit mit einer Familie in Berührung gestanden hat, in welcher mehrere Neugeborene nacheinander unter gleichmäßigen Erscheinungen von schwerster Gelbsucht in den ersten Lebenstagen hilflos dahingegangen sind, wird diese Eindrücke niemals vergessen können. Gleichzeitig kann man sich eines bedrückenden Gefühles nicht erwehren, daß unser therapeutisches Können nur leider allzuoft vollkommen versagt. Und doch dürfen wir uns von diesem niederdrückenden Gefühl nicht ganz und gar gefangen nehmen lassen, vielmehr ist es unsere Pflicht und, wie folgendes erhellt, auch unser Recht, den Eltern, die in teils banger, teils hoffnungsvoller Erwartung jedem neugeborenen Kinde entgegensehen, Mut zuzusprechen und auf den glücklichen Ausgang und die Möglichkeit des Erhaltenbleibens des Kindes hinzuweisen. Wiederholt sich aber der unglückliche Ausgang mehrere Male, so muß man sich schließlich doch die Frage vorlegen: hat man das Recht, Eltern zu der Erzeugung weiterer Kinder zureden oder ist es nicht besser, ihnen davon abzuraten!...

Das alles sind Fragen, die uns lebhaft beschäftigt haben, seitdem wir vor einiger Zeit wieder in unserer Klinik erlebten, daß die tiefempfundenen Hoffnungen einer Familie, nicht nur ein Kind zu bekommen, sondern dasselbe auch zu erhalten, haben zugrunde gehen sehen. Dieses hat uns Veranlassung gegeben, hier die eigentlich auffallend wenig beobachtete und bekannte Frage über Icterus neonatorum gravis familiaris, wie wir dies Leiden benennen möchten, aufzurollen.

Die Sätze sprechen für sein menschliches Mitempfunden. Im Archiv des KAVH sind die Krankengeschichten von zwei

Neugeborenen der angesprochenen Familie, in der von acht Kindern fünf an schwerem Neugeborenenikterus gestorben sind, erhalten. Die Ausführlichkeit und Exaktheit der klinischen Dokumentation kann nur als vorbildlich bezeichnet werden. (Die Hörer der Vorlesung konnten die Originalakten einsehen. Die Gießener Medizinhistoriker erhielten als kleines Geschenk Kopien.) Unter anderem können darin die Geschwindigkeit des Bilirubinanstieges sowie Klinik und Pathoanatomie des Kernikterus studiert werden – aber auch einige kleine Beobachtungen am Rande wie „Gallenfarbstoffausscheidung mit dem Schweiß, die zu kleinen gelblichen Auflagerungen auf der Haut führten und nicht mit Wasser, wohl aber mit Äther entfernt werden konnten“. Interessant ist der therapeutische Ansatz einer reichlichen Flüssigkeitszufuhr. „Eine Exsiccation des Körpers“ könne auf den Galleabfluß „behindernd wirken“.

Im Blutbild sind die großen Mengen kernhaltiger roter Blutkörperchen registriert. Sie wurden parallel zu den „rückständigen“, für die Fötalperiode charakteristischen Gallesekretionsverhältnisse als besonders ausgeprägte „fötale Merkmale“ gedeutet.

In der Krankengeschichte des achten, 1917 im KAVH geborenen und verstorbenen Kindes der eben erwähnten Familie fand sich ein Zettelchen mit einem Namen und einer Aufnahmeummer:

Ich war neugierig – ob es nur zufällig dort hingeraten war? Marianne Fritz war im Januar 1922 – Ylppö war damals nicht mehr in Berlin – ein Jahr alt, als sie ins KAVH kam und – ich zitiere wörtlich – „sie wurde von einer Schwester gebracht, die über die Eltern und die sonstigen Daten nichts weiß. Sie soll zur Beobachtung aufgenommen werden, da sie von einer Familie adoptiert werden soll“. Sie blieb eineinhalb Monate in der Klinik, wurde

genau untersucht und Pocken-schutz-geimpft. Es gab keinen Grund zu Beanstandungen. Die Entlassung erfolgte in die Brückenallee in die Wohnung unserer gerade besprochenen Familie. Man muß schon genau hinsehen, um diese Lücke im „Datenschutz“ aufzuspüren. Aber ich denke, es wird Professor Ylppö Freude machen, daß man offenbar seinen Überlegungen gefolgt ist und von dem Versuch, weitere eigene Kinder zu haben, Abstand genommen hat.

Über den Morbus haemolyticus neonatorum nun weiter in Stichworten:

Schon vor der Entdeckung des Rhesus-Faktors 1940 durch Landsteiner und Wiener hat sich Ruth Darrow in Chicago in einer bemerkenswerten Analyse teilweise aufgrund ihrer eigenen Familienerfahrung für eine dem Icterus gravis zugrunde liegende Antigen-Antikörper-Reaktion ausgesprochen. Levine und Mitarbeiter konnten dann 1938/40 den Entstehungsmechanismus einer Sensibilisierung der Mutter gegen einen vom Vater ererbten Blutfaktor des Kindes sichern. – Bestätigung und Entdeckung weiterer Blutfaktoren in rascher Folge, Entwicklung des so wichtigen Coombs-Tests. Es ergaben sich die ersten Therapiemöglichkeiten. Die Austauschtransfusionen fanden weite Verbreitung (erster derartiger Versuch bereits 1925 von Hart in Kanada). Man kümmerte sich bald um den Zustand des Föten – zum Beispiel durch spektrophotometrische Fruchtwasseranalyse zur Wertung der Schwere der Erkrankung des Föten. Liley-Schema (1961). Behandlung des Föten mit intraperitonealen Erythrozytentransfusionen – damit Therapiemöglichkeiten auch bei schwerer intrauteriner Anämie als Vorstufe des Hydrops. – Ein Zeitraum von 20 Jahren, in dem die Letalität stark reduziert werden konnte, und dann ließ sich diese Neugeborenenkrankheit durch die Anti D-Prophylaxe weitge-

hend eliminieren. Wesentliche Beobachtungen, die den Weg für eine solche Prävention schufen, stammten aus Finnland von Haari Nevanlinna, dem Sohn eines der Gießener Ehrendoktoren aus Finnland, und T. Vainio. Die ersten klinischen Erprobungen sind 1960/61 in Liverpool (Finn et al.) im Rahmen einer Doktorarbeit vorgenommen worden. Die von Kleihauer und Betke entwickelte Färbemethode gestattete den Nachweis fetaler Erythrozyten, die meist während der Geburt des ersten Kindes in die Zirkulation der Mutter gelangt sind. Die Größe derartiger sensibilisierender fetomaternaler Transfusionen ließ sich abschätzen.

Gleichzeitig fanden an vielen Orten detaillierte Studien über den Bilirubinstoffwechsel des Neugeborenen statt. Klinische Bedeutung erlangte die beschleunigte Bilirubinexkretion nach Enzyminduktion. Die ersten theoretisch-experimentellen Kenntnisse dieses Mechanismus wurden in Berlin gewonnen (Remmer). – Die Phototherapie fand nach anfänglicher Skepsis gegenüber den Erstbeobachtungen von Cremer 1958 weltweite Verbreitung.

Für den Kliniker wird es immer schwieriger, den derzeitigen Wissensstand über die einzelnen metabolischen Schritte zu übersehen, vor allem auf dem Gebiet der Photodegradation des Gallenfarbstoffes. Das folgende Schema (Abb. 6), das von Itoh, Onishi und Mitarbeitern in Japan erarbeitet wurde, soll nicht im einzelnen gelesen oder erklärt werden, sondern nur eine Vorstellung über die Komplexheit der photochemisch induzierten geometrischen (im Bild unten) und der strukturellen Isomerisation (mit neuer Ringbildung – oben) vermitteln. Die entscheidenden Punkte betreffen die Z- bzw. E-Stellung. Durch die Photoisomerisation wird das natürliche stabile Isomer 4 Z, 15 Z-Bilirubin wasserlöslich, d. h. ohne Konjugation mit der Galle ausscheidbar – zum Teil

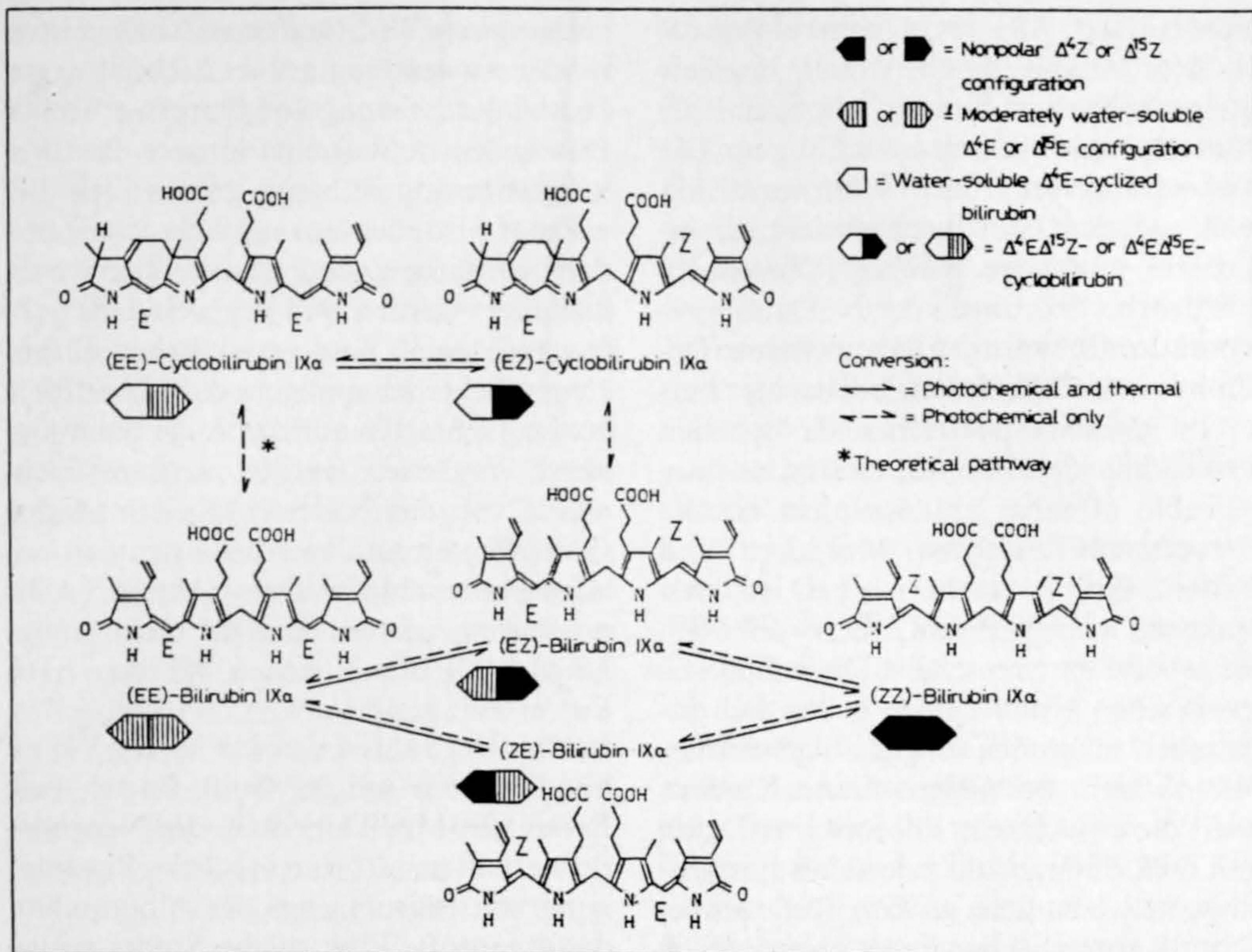


Abb. 6: Geometrische und strukturelle Isomerisation (nach Itoh, Onishi et al.)

auch mit dem Urin. Das Produkt der strukturellen Isomerisation mit der zusätzlichen intramolekularen Ringbildung wird auch als Lumirubin bezeichnet.

Viele größere und kleinere Bausteine aus klinischer Medizin und Grundlagenforschung wurden zusammengefügt, um diese – man kann wohl sagen faszinierende – Entwicklung diagnostischer, therapeutischer und präventiver Möglichkeiten bei der Neugeborenenengelbsucht zu erreichen. Natürlich bleiben noch allerlei Fragen offen. So kann ich Herrn Johannes-Peter Rupp zum Beispiel keine klare Antwort auf seine Fragen geben, weshalb es in einigen Neugeborenen-Einheiten periodisch „Gelbsucht-Epidemien“ gibt. Sidney Gellis hat dazu bemerkt: Es können so viele Faktoren involviert sein, daß es der Fä-

higkeiten eines Detektivs bedarf, um die Ursache im Einzelfall herauszufinden (Desinfektionsmittel, Wehenmittel und andere Medikamente, Nahrungsmittel – z. B. Weglassen von Alkohol –, klimatische Variante etc.

Zum Schluß seien noch einige Beobachtungen aus dem KAVH an Gunn-Ratten erwähnt. Wie Sie wissen, leiden homozygote Tiere an einem hereditären Glukuro-nyltransferasemangel und damit lebenslang an nicht konjugierter Hyperbilirubinämie. Die Gunn-Ratte erwies sich in den 60er und 70er Jahren als wertvolles Modell zur Klärung verschiedener klinischer Fragestellungen zum Bilirubinmetabolismus. Im KAVH haben wir sie vor allem zur Bestimmung von Licht-Dosis-Wirkungsbeziehungen bei der Photothe-

rapie benutzt. Allerdings haben sich gerade diese Aussagemöglichkeiten in allerletzter Zeit eingeschränkt, als es um die Phototherapie mit grünem Licht ging. Die Anwendung von grünem Licht wurde aktuell, nachdem man durch blaues Licht induzierte mutagene Effekte (Chromosomenbrüche, Störungen der Nukleinsäure-reparaturmechanismen) an niederen Tieren bzw. an Zellkulturen beobachtet hatte. Im grünen Spektralbereich bestehen hinsichtlich der Photoisomerisation von Bilirubin offenbar anfangs nicht erfaßte Unterschiede zwischen Menschen und Ratten. Grünes Licht ist bei letzteren praktisch nicht wirksam, aber wohl beim neugeborenen Menschen. Diese Species-spezifischen Unterschiede ließen sich inzwischen in groben Zügen folgendermaßen erklären: Bei neugeborenen Kindern spielt die strukturelle Photoisomerisation (mit dem Endprodukt zyklisches Lumirubin) eine wesentliche größere Rolle als bei Gunn-Ratten, bei denen die geometrische überwiegt. Das hängt mit Unterschieden im Plasmaalbumin beider Species zusammen. In vivo spielt sich die Photoisomerisation überwiegend am Albumin-gebundenen Bilirubin ab. Die schon oben zitierte japanische Arbeitsgruppe konnte in aufwendigen In-vitro-Tests zeigen, daß es Unterschiede in der spektralen Wirkungskurve für geometrische und strukturelle Isomerisation gibt. Grünes Licht mit einer Wellenlänge um 510 nm bewirkt sehr wenig geometrische Isomerisation, aber viel strukturelle. Die Verhältnisse in vivo sind natürlich noch komplizierter. Für klinische Belange kann man festhalten, daß eine Phototherapie der Neugeborenenengelbsucht auch mit grünem Licht möglich ist. Mein ehemaliger Mitarbeiter Günther Wiese hat an einem an Crigler-Najjar-Syndrom leidenden Kind grüne und blaue Bestrahlung exakt am gleichen Patienten verglichen. Er kam zu dem Schluß, daß in-

nerhalb von 48 Stunden mit intermittierender Anwendung grünes Licht etwa ein Drittel der Leistung von blauem erbringt. Das bedeutet, daß eine längere Bestrahlungszeit nötig ist, wenn grünes Licht bevorzugt wird. Die Vor- und Nachteile beider Lichtfarben werden wohl noch weiter diskutiert werden und gegeneinander abzuwägen sein. Aus persönlicher Erfahrung möchte ich anregen, daß die Effekte beider Lichtarten auf das Auge baldmöglichst verglichen werden. Grünes Licht wurde von uns bei den Arbeiten an den Gunn-Ratten an den Augen deutlich unangenehmer empfunden als blaues. (Albino-Ratten, deren Käfige dicht unter Leuchtstoffröhren stehen, werden nach kurzer Zeit blind.)

In den 70er Jahren wurden im KAVH an homozygoten jungen Gunn-Ratten eine Reihe von Medikamenten, die Neugeborene erhalten, auf eine mögliche Verdrängung von Bilirubin aus der Albuminbindung geprüft. Eine solche Studie schien angebracht, nachdem die in den 50er Jahren iatrogen induzierte „Kernikterusepidemie“ bei Frühgeborenen auf die prophylaktische Gabe von Sulfonamiden zurückgeführt werden mußte. Der Entstehungsmechanismus war vor allem von Lois Johnson und Mitarbeitern seinerzeit auch an Gunn-Ratten erhärtet worden. Bei uns ergab sich ein unerwartetes Ergebnis: Von drei verschiedenen Gentamycin-Zubereitungen induzierten nur die niedrig dosierten Ampullen (für junge Säuglinge) einen vermehrten Purkinje-Zellverlust (d. h. einen Kernikterus) bei den Ratten. Die Auflösung: Diese Ampullen enthielten – was damals noch nicht deklariert war – bezogen auf den Wirkstoff viermal so viel Benzylalkohol (als Stabilisator) wie die Ampullen für ältere Kinder. Benzylhaltige Präparate verdrängen Bilirubin aus der Albuminbindung. Der Farbstoff kann ins Gehirn abwandern. Die Herstel-

lerfirma hat seinerzeit die Zusammensetzung geändert. – Anfang der 80er Jahre wurde in USA jede Benzylalkoholgabe an Frühgeborene untersagt – nicht wegen der Einwirkung auf die Bilirubinverteilung, sondern wegen beobachteter direkter Toxizität in Form des „grasping syndroms“. Aus Kiel ist von Heinz Schröder und Mitarbeitern 1987 erneut auf diesen Sachverhalt hingewiesen und speziell vor der Anwendung von Vitaminpräparaten gewarnt worden, denen Benzylalkohol zum Zwecke einer Sterilisation bei niedrigen Temperaturen zugesetzt ist. Allerdings fehlt in dieser Mitteilung (obwohl einer meiner ehemaligen Mitarbeiter daran beteiligt war) der Hinweis auf die gleichzeitige Möglichkeit einer Verdrängung von Bilirubin aus der Albuminbindung. Es gibt also zwei Gründe, Frühgeborene vor Zusätzen von Benzylalkohol und Benzoesäure in Medikamenten zu schützen.

Ylppö hat 1913 jungen Hunden – ich zitiere wörtlich – „große Mengen von Bilirubin mit Kuhmilch gemischt mit Sonde in den Magen eingeführt. Danach habe ich nie Gallenfarbstoff im Blut auftreten gesehen“. Er hat auch bei einem „7 Wochen alten Kind mit kongenitalem Gallengangverschluss in einem Bilirubinstoffwechselfersuch keine Resorption von dem per os eingeführten Gallenfarbstoff nachweisen können, obwohl das Resorptionsvermögen des Darmes gegenüber dem gleichzeitig eingeführten Frauenmilchfett verhältnismäßig gut war“. – Der Doktorand Christoph Korbmacher, der sich unter meiner Leitung mit der enteralen Resorption von Bilirubin bei Gunn-Ratten befaßt hat, konnte nach Bilirubinapplikation in den Magen folgendes zeigen: Gleichzeitig gegebene Vollmilch oder Rahm verhinderten eine Resorption von Bilirubin aus dem Darm. Wasser, Molke, entrahmte Kuhmilch oder Kasein hatten keinen derartigen Effekt. Oligosaccharid-

Lösung (sprich Dextroneonat) verhielt sich wie Wasser. Fazit: Will man mit der Frühfütterung eine Abschwächung der Gelbsucht durch Minderung der enteralen Rückresorption von Bilirubin erreichen, so ist wahrscheinlich fetthaltige Milch Zuckerlösungen vorzuziehen.

Das leitet noch einmal zum Stichwort Pflege über – und man kann postulieren, experimentell-wissenschaftlich erkannte Zusammenhänge haben auch heute noch praktische Konsequenzen für die alltägliche Grundpflege.

Im Anschluß an diese Ausführungen wurden in Gießen Ausschnitte aus einem 1918/19 im KAVH in Berlin gedrehten Pflegefilm vorgeführt. Er umfaßt sowohl die Betreuung der Mütter in der Schwangerschaft als auch die Pflege des Neugeborenen, des älteren Säuglings und Kleinkindes. Der Film, der ursprünglich als Ausbildungsfilm gedacht war, ist im Mai 1919 in mehreren großen Berliner Kinos in öffentlichen Vorstellungen gezeigt worden. Auch die Zuschauer in Gießen waren beeindruckt von den ins einzelne gehenden Darstellungen zum Beispiel über die Schwangerschaftskorsetts, die Wiederbelebungsverfahren bei asphyktischen Neugeborenen und die angeprangerten Wickelmethoden. Arvo Ylppö konnte man beim Blutentnehmen erkennen.

Literaturverzeichnis

Avery, M. E. and G. Litwack: Born Early. The Story of a Premature Baby. Little, Brown and Co., Boston/Toronto 1983.

Ballowitz, L., and F. Hanefeld: Effect of Drugs on Infant Gunn Rats under Phototherapy. Birth Defects. Orig. Art. Ser. Vol. XII, 61, 1978.

Ballowitz, L., G. Geutler, J. Krochmann et al.: Phototherapy in Gunn Rats – A Study to Assess the Photobiologically Most Effective Radiant Energy and Dose Response Relationships. Biol. Neonat. 31, 229, 1977.

Ballowitz, L., G. Wiese and A. Steigerwald: The Influence of Albumin Administration on the Effect of

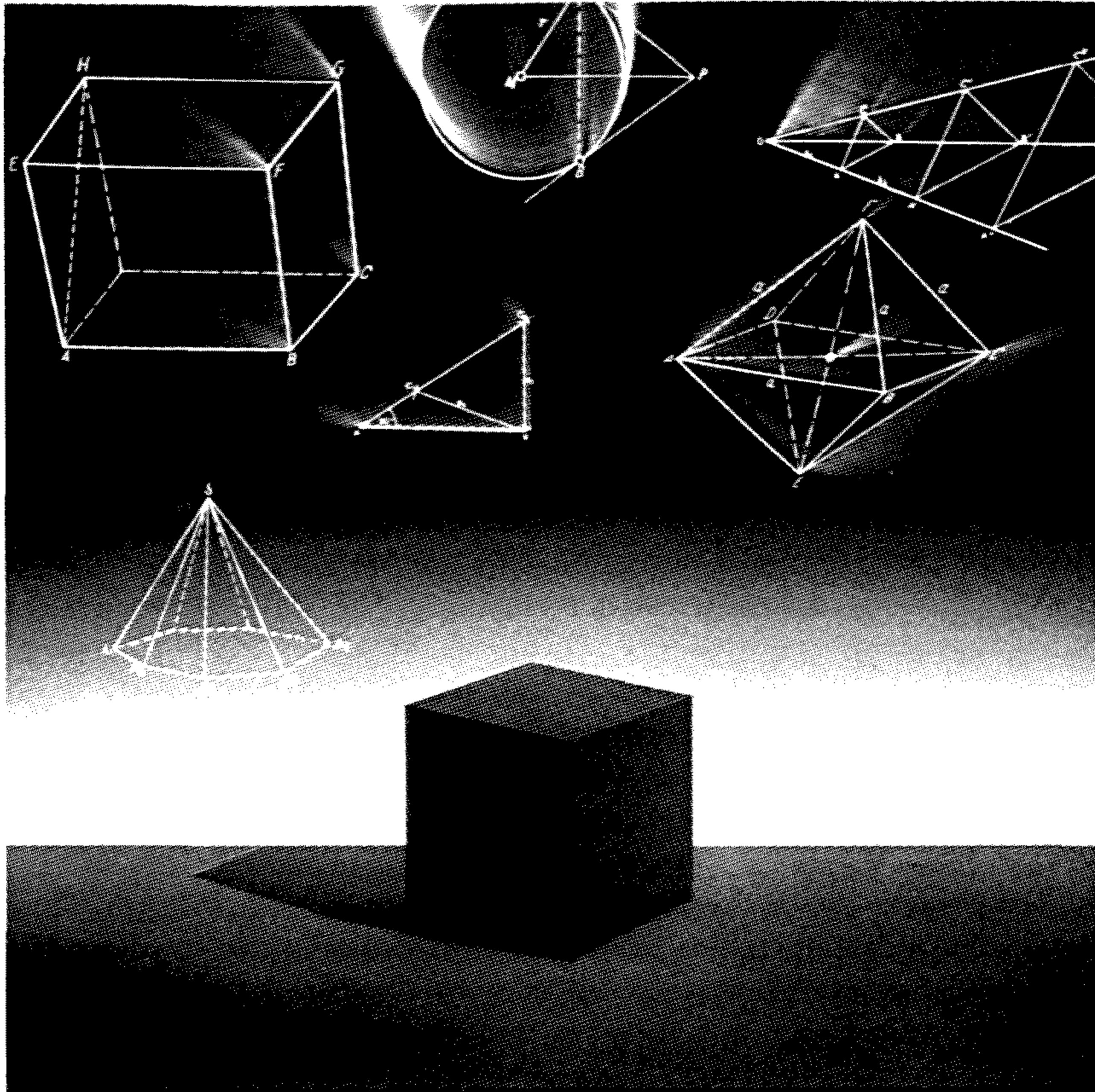
- Phototherapy in Gunn Rats. Intensive Care in the Newborn III, Masson Publ. New York 1981, 87.
- Ballowitz, L. and G. Wiese:* Intermittent Phototherapy in Gunn Rats. Intensive Care in the Newborn IV, Masson Publ. New York 1983, 35.
- Ballowitz, L., H.W. Müller and G. Wiese:* Phototherapy in Bile Duct-ligated Gunn Rats. Biol. Res. in Pregnancy 5, 36, 1984.
- Ballowitz, L., F. Hanefeld and G. Wiese:* The Gunn Rat – a Model for Phototherapy. In: Neonatal Jaundice – New Trends in Phototherapy. ed. f. T. Rubaltelli and G. Jori. Plenum Press New York/London 1984.
- van den Bergh, H. und P. Müller:* Über eine direkte und indirekte Diazoreaktion auf Bilirubin. Biochem. Z. 77, 90, 1916.
- Cremer, R.J., P.W. Perryman and D.H. Richards:* Influence of Light on the Hyperbilirubinemia of Infants. Lancet I, 1094, 1958.
- Crigler, J.F. and V.A. Najjar:* Congenital Familial Nonhemolytic Jaundice with Kernicterus. Pediatrics 10, 169, 1952.
- Darrow, R.:* Icterus Gravis (Erythroblastosis) Neonatorum, Examination of Etiology Consideration. Arch. Path. 25, 378, 1938.
- Finn, R., G.A. Clarke, W.T.A. Donohoe et al.:* Experimental Studies on the Prevention of Rh Hemolytic Disease. Brit. Med. J. I, 1486, 1961.
- Gunn, C.V.:* Hereditary Acholuric Jaundice. J. Hered. 29, 137, 1938.
- Hart, A.P.:* Familial Icterus Gravis of the Newborn and its Treatment. Canad. Med. Ass. 15, 1008, 1925.
- Hillemans, H.G. und H. Schillinger:* Das Restrisiko gegenwärtiger Geburtshilfe. Springer Berlin, Heidelberg, New York etc. 1989.
- Hsia, D.Y., H.H. Hsia and S.S. Gellis:* A Micro-method for Serumbilirubin. J. Lab. Clin. Med. 40, 610, 1952.
- Johnson, L., M.L. Garcia, E. Figueroa et al.:* Kernicterus in Rats Lacking Glucuronyl Transferase II. Amer. J. Dis. Child. 101, 322, 1961
- Itoh, S., S. Onishi, K. Isobe et al.:* Wavelength Dependence of the Geometric and Structural Photoisomerization of Bilirubin Bound to Human Serum Albumin. Biol. Neonat. 51, 10, 1987.
- Kleihauer, E., H. Braun und K. Betke:* Demonstration von fetalem Haemoglobin in den Erythrozyten eines Blutastrichs. Klin. Wschr. 35, 637, 1957.
- Korbmacher, Ch.:* Einfluß von Milch und Milchbestandteilen auf die enterale Resorption von Bilirubin am Modell der Gunn-Ratte. Inaug. Diss. Berlin 1986.
- Kouvalainen, K.:* Die öffentliche Dissertation von Arvo Ylppö. Kinderarzt 19, 380, 1988.
- Landsteiner, K. and A.S. Wiener:* An Agglutinable Factor in Human Blood Recognizable by Immune Sera for Rhesus Blood. Proc. Soc. exper. Biol. a. Med. 43, 223, 1940.
- Langstein, L. und F. Rott:* Atlas der Hygiene des Säuglings und Kleinkindes. Julius Springer, Berlin 1918.
- Levine, P., E. Katzin and L. Burnham:* Isoimmunization in Pregnancy, its Possible Bearing on the Etiology of Erythroblastosis Fetalis. Proc. Soc. exper. Biol. a. Med. 45, 346, 1940.
- Liley, A.W.:* Liquor Amnii Analysis in the Management of the Pregnancy Complicated by Rhesus Sensitization. Amer. J. Obstet. Gynec. 82, 1359, 1961.
- Murray, J.P.:* Pediatric Intensive Care. Appleton and Lange, Norwalk/Los Angeles 1987.
- Nevanlinna, H.R. and T. Vainio:* The Influence of Mother-Child ABO Incompatibility on Rh Immunization. Vox sang. I, 26, 1956.
- Obladen, M.:* Neonatologie gestern, heute, morgen. Tagung des Berufsverbandes der Kinderärzte Berlin, 24. 6. 1989.
- Remmer, H.:* Die Beschleunigung des Evipanabbaues unter der Wirkung von Barbituraten. Naturwissenschaften 45, 189, 1958.
- Remmer, H. und H.J. Merker:* Enzyminduktion und Vermehrung von endoplasmatischem Reticulum in der Leberzelle während der Behandlung mit Phenobarbital (Luminal). Klin. Wschr. 41, 276, 1963.
- Schröder, H., S. Mahdi und H.W. Schütz:* Benzylhaltige Präparate als Bestandteil der parenteralen Ernährung. In: Pädiatrische Intensivmedizin IX. Herausg. P.W. Nars. Georg Thieme Stuttgart, New York 1988.
- Wiese, G.:* Persönl. Mitteilung.
- Wiese, G. and L. Ballowitz:* Phototherapy in Gunn Rats II. Further Calculation on the Effectivity of Different Irradiances (E_{BILI}). Biol. Neonat. 39, 113, 1981.
- Ylppö, A.:* Icterus neonatorum (inclus. I. n. gravis) und Gallenfarbstoffsekretion beim Foetus und Neugeborenen. Z. Kinderh. 9, 208, 1913.
- Ylppö, A.:* Icterus neonatorum und Gallenfarbstoffsekretion beim Foetus und Neugeborenen. Münch. med. Wschr. Nr. 39, 1913.
- Ylppö, A.:* Zur Kenntnis und Ätiologie des familiären Icterus neonatorum gravis. Z. Kinderh. 17, 334, 1918.
- Ylppö, A.:* Icterus neonatorum. Ergeb. ges. Med. 5, 10, 1924.

Anmerkungen

- ¹ Archiater ist ein Titel in Finnland, der jeweils nur einem hochverdienten Arzt zeitlebens verliehen wird.

- ² *Wolf, H.* Arvo Ylppö, Helsinki, der älteste Ehrendoktor der Medizinischen Fakultät, Gießener Universitätsblätter 21, H. 2, (1988), 99–112.
- ³ Es sind der Staatspräsident Per Edvin Svinhufvud, der Mathematiker Rolf Nevanlinna und der Biochemiker Artturi Virtanen.
- ⁴ Festschrift zum 100. Geburtstag von Arvo Ylppö, hrsg. von Jost Benedum, J. P. Rupp, H. Wolf, Lübeck 1987.
- ⁵ Erster Ordinarius für Kinderheilkunde war von 1948–1954 Prof. Dr. Gerhard Joppich (1903–1992), der sich später als Direktor der Universitäts-Kinderklinik Göttingen für die Einführung der Schluckimpfung gegen die Kinderlähmung – erstmals als Massenimpfung 1962 (22 Millionen Impfungen innerhalb von zwei bis drei Wochen) durchgeführt – eingesetzt hat.
- ⁶ *Ballowitz, L.*, Arvo Ylppö, der Archiater Finnlands, ein Sohn des KAVH. Schriftenreihe zur Geschichte der Kinderheilkunde aus dem Archiv des Kaiserin Auguste Viktoria Hauses (KAVH) Berlin, Herford 1987.
- ⁷ *Ylppö, Arvo*, Mein Leben unter Kleinen und Großen, Lübeck 1987.
- ⁸ Thema der Vorlesung am 12. September 1988: Versorgung der Neugeborenen in der Bundesrepublik und der Stand der Neonatologie im internationalen Vergleich.
- ⁹ Thema der Vorlesung: Risiken frühgeborener Kinder: Epidemiologische und klinische Aspekte.

Die neue Sicht der Dinge: Innovation



Der Blick für die Aufgaben der Zukunft eröffnet auch Perspektiven für die Gegenwart.

Neue Aufgaben verlangen nach neuen Ideen, neue Ideen nach neuen Wegen.

Innovation ist Zukunft. Eine Philosophie, mit der man nicht nur in der Kunst, sondern auch in der Wirtschaft zu neuen Ergebnissen kommt.

Wenn Sie diesen Standpunkt mit uns teilen, sprechen Sie mit uns über die neue Sicht Ihrer Projekte.

Deutsche Bank



Filiale Gießen · Marktplatz 4 · 6300 Gießen · Telefon 06 41 / 30 04-0

Carsten Zelle

Karl Viëtor Zum Gedächtnis seines 100. Geburtstages

Mit einem Verzeichnis seiner Schriften und Lehrveranstaltungen

I. Karl Viëtor – Geistesgeschichte und Gegenwart in Gießen (1925–1937)

„Viëtor? War der nicht mal in Giessen?“ Mit diesem selbstironischen Satz kommentierte der vormalige Ordinarius für Neuere deutsche Literaturgeschichte an der Ludwigs-Universität im Jahre 1950 die Bemühungen seines Schülers und späteren Biographen Werner Hof, die kurz zuvor erschienenen Summen des „Auswanderer[s]“ zu Büchner (= Nr. 204) und Goethe (= Nr. 205) bekannt zu machen und „im Hessenland den Ruhm des vertriebenen Propheten“ zu verkünden.¹

Ursprünglich hatte der am 29. November 1892 geborene Sohn eines Wattenscheider Bergwerksdirektors sein Literaturstudium gegen den väterlichen Wunsch, die Juristenlaufbahn einzuschlagen, durchsetzen müssen. Daher führt der Weg nach der Reifeprüfung 1912 zunächst an die juristische Fakultät in Genf (Sommersemester 1912). Erst nach endlich erlangter „Einwilligung“² konnte Viëtor sich zum Wintersemester 1912/13 als Student der deutschen Philologie an der Universität München einschreiben, wo er die damalige Spannweite der Germanistik zwischen Positivismus und Geistesgeschichte durch abwechselnden Vorlesungsbesuch bei Franz Muncker und Fritz Strich ausmessen konnte. Daneben studierte Viëtor Geschichte und Philosophie sowie anfangs auch englische Philologie. Überlagert wurde die Universitätsausbildung freilich einerseits von Einflüssen, die die Doktrin

des Georgekreises, die Bücher Gundolfs und die Essays Hoffmannsthals auf Viëtor ausübten, andererseits durch die kunstwissenschaftliche Schulung, die er von seinem Münchner Studienfreund Ludwig Burchard empfing.³ Der weitere Studienweg führte im Herbst 1913 nach Berlin zu Gustav Roethe, im Sommer 1916 wieder zurück nach München und schließlich im Herbst 1916 nach Frankfurt/M. zu Julius Petersen, zu dessen ersten Schülern er gehörte.⁴ Der Krieg blieb Viëtor krankheitsbedingt erspart. Stattdessen hatte er von 1917 bis Januar 1919 beim Ausschuß für deutsche Kriegsgefangene in Frankfurt Bürodienst zu leisten. Nach dem Austritt aus seiner Dienststelle schloß Viëtor am 3. Juli 1919 seine Dissertation über *Die Lyrik Hölderlins*, mit deren Anfängen er 1916 nach Frankfurt gekommen war, bei Julius Petersen und Friedrich Panzer ab. Zügig ging der „ebenso begabte[n] wie solide[n] junge[n] Forscher“⁵ anschließend die *Geschichte der deutschen Ode* an, mit der Viëtor Anfang 1922 auf Vorschlag von Franz Schultz zum Habilitationsverfahren zugelassen und am 4. März nach einer Probevorlesung über „Longin und die deutsche Literatur“ habilitiert wurde. Aus diesem Keim sollte im Laufe seiner weiteren Lebensstationen jenes „Beispiel einer ideengeschichtlichen Monographie“⁶ über die ästhetische Kategorie des Erhabenen erwachsen (= Nrn. 57, 186 und 210), die den Verfasser auf Leben und Werk Viëtors zuallererst aufmerksam gemacht hat. Am 25. April 1922 hielt Viëtor seine Antrittsvorlesung über „Die Hym-

nen Hölderlins“. Im darauffolgenden Wintersemester 1922/23 nahm der Privatdozent mit einer dreistündigen Vorlesung zur „Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter des Barock“ seine Lehrtätigkeit auf. Mit der Barockvorlesung, einem Thema, dessen Interesse durch Strichs entschiedene Aufwertung der Literatur des 17. Jahrhunderts in München geweckt worden sein wird, ist Viëtor noch vor dem Trauerspielbuch des gleichaltrigen Walter Benjamin, das als Habilitationsschrift in Frankfurt 1925 abgelehnt wurde,⁷ und auch vor Petersens legendärem Berliner Barockseminar im Wintersemester 1927/28⁸ ein Wegbereiter der Barockforschung geworden.

Ein Jahr später, nachdem sein Oden-Buch im April 1923 den Scherer-Preis erhalten hatte, übertrug die Fakultät dem 31jährigen Privatdozenten am 7. Juli 1923 eine auf zwei Jahre befristete, außerplanmäßige Assistentenstelle, deren Einkünfte zwar bescheiden blieben, Viëtor aber während der schwierigen Inflationszeit „innerhalb der Universitätslaufbahn“⁹ halten konnten. Nach der Vertretung einer Professur in Königsberg im Wintersemester 1924/25 erhielt er rechtzeitig vor Ablauf seiner Dozentur den Ruf auf das Ordinariat für Neuere deutsche Literatur in Gießen. Zum Wintersemester 1925/26 wurde er Nachfolger von Hermann August Korff, der der Gießener Philosophischen Fakultät in einem vergleichenden Gutachten Viëtor als den besten jungen Gelehrten empfohlen hatte, „den wir zur Zeit zu gewinnen imstande sind.“¹⁰ Auch später ist er immer wieder für Rufe im Gespräch gewesen, und zwar u. a. nach Breslau (1928), Marburg (1930), Jena (1930) und Bonn (1933).

Karl Viëtor wurde einer der bedeutendsten Vertreter der geistesgeschichtlich ausgerichteten Germanistik in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts – ihrer philo-

logischen Tugenden wie ihrer politischen Gefährdungen. Er ist im Fach bekannt geblieben als einer der Begründer der Barockforschung, als Hölderlin-Kenner (einer seiner Gießener Schüler war der spätere Herausgeber der Großen Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe Friedrich Beißner), durch seine Bücher zu Goethe und seine lebenslangen Forschungen zu Georg Büchner. Das hier zugänglich gemachte Verzeichnis von Viëtors Schriften und die Liste seiner Lehrveranstaltungen (sowie eine andernorts vorgelegte Bestandsbeschreibung seines wissenschaftlichen Nachlasses in Harvard)¹¹ mag einen Eindruck vom wissenschaftlichen Profil dieses Gelehrten geben. Zwar hat sich Viëtor stets als ein Exponent der geistesgeschichtlichen Methoden verstanden – gleichwohl 1945 auch deren Nekrolog geschrieben. Schon früh hatte er freilich mit der enthistorisierenden Tendenz stiltypologischer Generalisierungen am Beispiel Strichs überaus scharf abgerechnet (= Nr. 79 [S. 1 ff.] und Nr. 97),¹² hatte er mit dem Barock begonnen, eine neue Epoche der deutschen Literaturgeschichte zu erschließen, stand der modernen Literatur, worauf insbesondere seine hier verzeichnete Lehrtätigkeit zum Expressionismus und seine Zeitungsartikel zu literarischen Gegenwartsfragen verweisen, zwar kritisch, aber nicht abweisend gegenüber, und er versuchte schließlich, sein Fach gegenüber neuen Gebieten, insbesondere der Literatursoziologie, zu öffnen. Die avisierten Thesen der jetzt in Gang gekommenen fachhistorischen Diskussion über die geistesgeschichtliche Phase der Literaturwissenschaft¹³ müssen in Hinsicht auf das umfassende Oeuvre Viëtors sicherlich überdacht werden.

An Viëtors Büchner-Forschungen, die bis in die Frankfurter Zeit zurückreichen, aber in Gießen forciert vorangebracht wurden, knüpft sich für den seiner Fach-

geschichte bewußten Germanisten¹⁴ jedoch auch jener Vorwurf einer „faschistischen Umfälschung“ Büchners, den Georg Lukács 1937 gegen die Deutung von *Dantons Tod* als einer „Tragödie des heldischen Pessimismus“ erhoben hat.¹⁵ Der Vorwurf ist zwar sachlich schwer haltbar,¹⁶ er wies jedoch gleichwohl in die richtige Richtung, hatte doch Viëtor als engagierter Vertreter der Deutschkunde 1933 den „Sieg der nationalsozialistischen Bewegung“ in einer Art Leitartikel (= Nr. 156) in der von ihm mitherausgegebenen *Zeitschrift für deutsche Bildung* durchaus begrüßt. Dieser „Kotau“ vor dem neuen Regime, den man viel eher anderen Germanisten als Viëtor zugetraut hätte, der anfangs dem Nationalsozialismus fern gegenübergestanden haben dürfte¹⁷ und auch später „[...] nie einer politischen Partei angehört [hat],¹⁸ wurde Mitte der sechziger Jahre von Karl Otto Conrady stellvertretend für die Anfälligkeit der damaligen Germanistik für die „völkisch-nationalen Parolen des Nationalsozialismus“ zurecht wieder ins Gedächtnis gerufen.¹⁹ Mag Viëtor auch privat Distanz gegenüber den Nationalsozialisten empfunden haben, nach außen signalisierte er anfangs gleichwohl Kollaborationsbereitschaft, schaltete sich gleich und paßte sich an. Freilich war Viëtor 1937, dem Jahr, in dem Lukács seine Invektive publizierte, schon das Opfer der Nationalsozialisten geworden, das vor deren rassistischer Hetze, die seine jüdische Frau Alice Beatrice und dadurch auch ihn, den Gießener Ordinarius, bedrohte, in die USA fliehen mußte. Frau Viëtor, geb. Perner (Prag, 9. Dezember 1889 – Heidelberg 25. Juli 1953), die Tochter eines Fabrikarbeiters, hatte aus ihrer ersten Ehe mit dem Kunstmaler Arnold Gerstl (Prag 17. Oktober 1888 – Windsor 1957 [?]) zwei Kinder, Gerhard (* Mannheim 15. Februar 1912) und Anneliese (* Mannheim 4. Juni 1914),

mit in die am 10. Juli 1919 geschlossene Ehe mit Viëtor gebracht. Sie hatte zwar die katholische Religion angenommen und war in Gießen als eine gläubige und praktizierende Katholikin²⁰ bekannt, die „politische Zoologie“ (Karl Löwith) der Nationalsozialisten stufte sie gleichwohl als „nicht-arisch“²¹ ein. Fast muß es daher scheinen, als sei die zynische, jedoch treffende Bemerkung über das Verhalten der Germanisten nach 1933, daß „letzten Endes nur die vom Hitlerstaat verhängte Einstufung als Nichtarier oder nichtarisch Verwandter einen absolut verläßlichen Schutz vor der anhaltenden Verführung bot, deutsche Literaturgeschichte unter der Mitverwendung des dem NS-Staat dienlichen Gedankengutes zu lehren“,²² geradewegs auf Viëtor gemünzt gewesen. Spätestens seit den Nürnberger Rassegesetzen von 1935 wird Viëtor erkannt haben, daß er seine Frau und seine Stiefkinder nur durch die Emigration würde retten können. Die Gießener Rektoratsakten zur Durchführung des 1937 novellierten Beamtengesetzes zeigen sehr eindrucksvoll die Beflissenheit, mit der „jüdisch versippte Beamte“²³ im Laufe des Jahres zunächst höheren Orts gemeldet und dann entlassen wurden. Zugleich ist ihnen aber auch zu entnehmen, daß die Universität bemüht war, den sich für Viëtor eröffnenden Weg ins Ausland nicht zu verstellen. Am 10. Juli 1937 wird Viëtor in den Ruhestand versetzt, so daß Hermann Glockner, der Dekan der Philosophischen Fakultät, am 19. November 1937 „Betr. Jüdische Versippung. Fehlanzeige“ melden konnte.²⁴ 1943 wurde Viëtor die deutsche Staatsangehörigkeit aberkannt, sein Vermögen beschlagnahmt²⁵ und der Doktor-Titel entzogen.²⁶

Durch Gastprofessuren an der Columbia-Universität in New York (Sommersemester 1932) und in Harvard (Wintersemester 1935/36 und 1936/37) eingefädelt, hat

er seine Berufung in die USA betrieben. Der Kontakt mit Taylor Starck (1889–1974), dem Chef des German Departments in Harvard, aus gemeinsamen Berliner Studientagen (1914/15) wird sich dabei positiv ausgewirkt haben. Im Exil ist Viëtor ein erbitterter Gegner der „stattlichen Anzahl der vertrauten Nazi-Gestalten“²⁷ unter der ehemaligen Kollegenschaft geworden, wie etwa die Briefe an Walther Rehm, seinen Nachfolger auf dem Lehrstuhl in Gießen, aber auch zwei in den vierziger Jahren in Harvard gehaltene Vorträge über das Versagen der Geisteswissenschaften in Deutschland – “why most of the humanists in Germany failed in their work” – eindrucksvoll belegen.²⁸ Über die Emigration nach Amerika hat Viëtor kurz nach Kriegsende das Fazit gezogen, daß das, “was 1935 [!] wie Exil und Verlust aussah, [...] sich inzwischen als Rettung erwiesen” habe.²⁹ Eine Rückkehr nach Deutschland ist Viëtor trotz Rufen an die Universitäten Marburg (22. Dezember 1945) und Hamburg (9. September 1946) undenkbar gewesen. Er hat das Land, das ihm seine Professur genommen und die meisten Angehörigen seiner Frau ermordet³⁰ hatte, nicht wieder betreten wollen. Eine siebenmonatige Europareise im Jahr 1949 sollte ihn nach Holland, Belgien, Schweiz, Italien und Südtirol führen, jedoch, wie Viëtor gegenüber seinem amerikanischen Research-Assistent, dem ebenfalls emigrierten Jacob Picard (1883–1967) ausdrücklich betonte, “nicht nach Deutschland, trotzdem ich nun auch von der Frankfurter Universität zu Gastvorlesungen eingeladen wurde”³¹ Im Zuge dieser Vortragsreise im Goethe-Jahr ist es gleichwohl im Wartesaal des Konstanzer Bahnhofs am 11. Juni 1949³² zu einem Wiedersehen mit einigen seiner Gießener Schüler gekommen, da diese keine Einreiseerlaubnis für die Schweiz erhalten hat-

ten. Seinen früheren Gießener Kollegen Maurer und seinen Nachfolger Rehm dagegen, die nun beide in Freiburg lehrten, hat Viëtor im schweizerischen Basel getroffen.

Von September 1937 bis zu seinem Tod 1951 lehrte Viëtor auf der Kuno-Francke-Proffessur für deutsche Kunst und Kultur in Harvard. Hier ist die Summe seiner Büchner-Forschungen abgeschlossen und das große Goethe-Buch niedergeschrieben worden, sowie eine offenbar verlorengegangene *Literaturgeschichte des fin de siècle (1870–1914)* entstanden, die Viëtor, der 1944 die amerikanische Staatsbürgerschaft erhalten hatte, zu einem großen Mann des akademischen Amerika hatten werden lassen, wie Stuart Atkins (Harvard) nach dessen Tod in einem Nekrolog hervorhob: “how great a man academic america has lost”.³³ Viëtors umfangreiche Monographie zur 200. Wiederkehr von Goethes Geburtstag, die ganz ohne wissenschaftlichen Apparat einem gebildeten Publikum ein Gesamtbild präsentierten sollte, wurde noch im gleichen Jahr in einer zweibändigen Übersetzung seinen amerikanischen Landsleuten zugänglich gemacht (=Nrn. 206 und 208).

Überblickt man die Vorlesungsverzeichnisse der Universitäten, an denen Viëtor gelehrt hat, so wird man feststellen können, daß sich der Kanon seiner Lehrveranstaltungen sowohl nach 1933 als auch nach der Emigration im wesentlichen nur wenig verschoben hat. Ein Seminar zu „Dichter[n] der konservativen Revolution (Paul Ernst, Kolbenheyer, Hans Grimm)“ im Wintersemester 1934/35 ist die Ausnahme. In Amerika bietet Viëtor dann im Zuge der Arbeiten an seinem Dekadenbuch auch stärker Jahrhundertwende- und Gegenwartsliteratur an – seit Kriegsende teilweise auch in englischer Sprache. Seine (erhaltene) Barockvorlesung hält er

in Harvard nicht mehr, wohl aber ein Barock-Seminar gelegentlich einer Gastprofessur in Stanford.

Am 7. Juni 1951 ist Viëtor in Boston an Lungenkrebs gestorben. Hermann J. Weigand (Yale) hat in einem Kondolenzbrief gegenüber dem damaligen Head des German Departments in Harvard, Taylor Starck, das wissenschaftliche Werk Viëtors auf folgende Weise gewürdigt:

Viëtor, European trained but Americanized by more than fifteen years of residence here, first as a guest professor in Columbia and in Harvard, then as the permanent incumbent of a Harvard chair, is without a peer among us as a representative of scholarship in Germanics. None of us can touch him as regards systematic knowledge of German literature of the east four hundred years and Germanic scholarship dealing with this literature. All his very numerous publications represent a really eminent degree of humanistic culture.

Specifically, the Hölderlin-Forschung of recent decades is deeply indebted to his *Die Lyrik Hölderlins* (1921, 240 pages). His *Geschichte der Deutschen Ode* (1923, 194 pages) is the standard work on this subject. His very substantial *Goethe – Dichtung, Wissenschaft, Weltbild* (1949, 600 pages) which has also appeared in English has been accorded high praise. His book on Georg Büchner (1949, 299 pages) contains some truly inspired writing. Numerous other books, monographs and articles can be mentioned. There is no one in our field in America who approaches the copiousness of his level productivity. Viëtor was a brilliant lecturer, and as a personality he commands admiration as well as respect.³⁴

Ein Teil der hinterlassenen Papiere von Karl Viëtor wird heute in Harvard verwahrt, und zwar neben einigen wenigen Briefen und einem von Viëtor in der Gießener Zeit geführten Doktorandenverzeichnis eine große Zahl „amtlicher“ Briefschaften aus den Jahren 1940 bis 1944 in Harvard University Archives sowie die wissenschaftliche Seite des Nachlasses in Houghton Library.³⁵ Hier befinden sich neben einer Anzahl von Büchern aus Viëtors Besitz, einigen Handexemplaren seiner Werke, zwei maschinenschriftliche Fest- bzw. Abschiedsschriften seiner Gießener Schüler (1929, 1937) und einigen

wenigen Briefen, vor allem eine große Anzahl von Zeitungsausschnitten, Sonderdrucken, Exzerpten, Entwürfen und Manuskripten, die in 38 Archivschachteln thematisch geordnet sind und die Breite von Viëtors wissenschaftlichem Horizont und seine akribische Arbeitsweise beeindruckend demonstrieren. Hervorzuheben sind neben der ausformulierten Barockvorlesung und einem Expressionismuskolleg eine Reihe unveröffentlichter Vorträge, die Viëtor auch als einen Gelehrten hervortreten lassen, dem es an der Vermittlung der Literatur der „klassischen Moderne“ (Rilke, George, Paul Ernst, Sternheim sowie die Dichter des literarischen Expressionismus) gelegen war. Auch die weit gediehenen Vorarbeiten zu einer Anthologie deutscher Lyrik seit dem 17. Jahrhundert in englischen Übersetzungen sowie die Dokumentation *Begegnungen mit Stefan George* haben sich erhalten. Die Umrisse des verschollenen Typoskripts des fin-de-siècle-Buchs sind für uns dagegen nur noch durch zahlreiche Vorstufen sowie das freilich durchformulierte Kapitel „Christentum“, das die Lage der Religion am Ende des 19. Jahrhunderts skizziert, erkennbar.

Gänzlich verloren gegangen ist jedoch die „private“ Seite von Viëtors Nachlaß, so daß gegenüber dem Profil des Gelehrten die Person nur schemenhaft erkennbar wird. Seine Ehefrau und seine Stiefkinder, derentwegen Viëtor Deutschland verließ, treten bisher kaum aus der Vergangenheit hervor – wir wissen von der Familie fast nichts. Die Suche nach den Stiefkindern ist schon in den fünfziger Jahren seitens des German Departments in Harvard bzw. des Francke Verlages in Bern, der Viëtors Exilschriften publizierte, erfolglos verlaufen. Die zahlreichen Briefe von Viëtor an Kollegen und Schüler sind zerstreut erhalten, freilich bisher nur zu einem geringen Teil erfaßt. Der größte Teil der an



Karl Viëtor (1892–1951)

Widmung von Karl Viëtor für seinen Gießener Schüler Walter Hof auf der Rückseite des Originals: „for Dr. Walter Hof, April 1938“. In einem begleitenden Brief Viëtors vom 10. April 1938 heißt es dazu:

Ein Bild von mir wollen Sie haben? Das setzt mich ein wenig in Verlegenheit: innerlich, denn meine Art von Eitelkeit geht gar nicht auf das Bilderwegschenken, das manche sonst lebenswürdige Menschen so gern tun. Und äußerlich: ich bin seit 1932 nicht mehr photographiert worden. Nehmen Sie vorlieb mit dieser nicht sehr freundlichen Liebhaberaufnahme. Ich hoffe, Sie werden finden (was ich selbst in keiner Beziehung beurteilen kann), daß der auf diesem bescheidenen Bild befindliche ältere Herr mit dem Ihnen im letzten Jahr Entschwundenen noch einige Ähnlichkeit hat. Es ist alles, was ich zu bieten habe.³⁷

Viëtor gerichteten Gegenbriefe dagegen muß als verloren gelten.³⁶

Anmerkungen

1. Karl Viëtor, Berkeley, 28. Mai 1950, an Werner Hof (zit. nach *Karl Viëtor: Briefe an seine Gießener Schüler. Auszüge. Mit Vorbemerkungen von Walter Hof.* 1980 [Universitätsbibliothek Gießen, Hs NF 434], S. 66). Für die Erlaubnis, aus unveröffentlichten Quellen zitieren zu dürfen, danke ich Harvard University Archives [zit.: HUA], der Houghton Library in Harvard (zit.: Harvard), dem Leo Baeck Institute in New York (zit.: LBI), dem Deutschen Literaturarchiv Marbach (zit.: Marbach), dem Bundesarchiv Koblenz [zit.: Koblenz], dem Universitätsarchiv Frankfurt/M. (zit.: UAF) sowie dem Universitätsarchiv Gießen (UAG). Zur Biographie Viëtors siehe *Walter Hof: Abschied von Karl Viëtor.* In: *Gießener Freie Presse*, 13. Juni 1951; *Harry Zohn: Karl Viëtor.* In: *Aufbau/Reconstruction*, New York. N. Y. Vol. 17, No. 28, Friday, July 13, 1951; *Stuart Atkins: Karl Viëtor.* November 29, 1882 – June 7, 1951. In: *German Review* 26 (1951), S. 171–172; *Ortrud Bollnow: Karl Viëtor als Lehrer.* In: *Die Sammlung* 6 (1951), S. 541–543; *Heinrich Schneider: Karl Viëtor (1892–1951).* In: *Memoriam.* In: *Monatshefte* Nov. 1951, S. 341–344; *Who was Who in America.* Chicago 1951, Bd. III, S. 878; *Stuart Atkins, Howard Mumford Jones, Taylor Starck: Karl Viëtor.* In: *Harvard University Gazette* XLVII (1951/52), S. 103–104; *Walter Hof: Karl Viëtor †.* In: *Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft* 21 (1953), S. 155–159; *Walter Hof: Karl Viëtor (1892–1951). Professor für Neuere Literaturgeschichte.* In: *Hans Georg Gundel, Peter Moraw, Volker Press* (Hg.): *Gießener Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.* Marburg 1982, Tl. II, S. 970–980; *Ruth Bäumlner, Eva M. Bender, Katharina Weissrock: Karl Viëtor. Zum näheren Verständnis eines Gießener Germanisten.* In: *Germanistik in Gießen 1925–1945. Beiheft zur Ausstellung.* Hg. *N. Ramge, C. Wiedemann,* Gießen 1982, S. 71–86; *International Biographical Dictionary of Central European Emigrés 1933–1945.* München, New York, London, Paris 1983, Vol. II, 2, S. 1191; Verf.: *Emigrantengespräch. Ein Brief Richard Alewyns an Karl Viëtor.* In: *Euphorion* 84 (1990), S. 213–227.
2. *Karl Viëtor: Lebenslauf* (14. Dez. 1921) [UAF].
3. *Karl Viëtor: Zur Einführung.* In: *Geist und Form* (= Nr. 210), S. 6.
4. „Ich habe immer wieder die Stunde gepriesen, die mich als Schüler Ihnen verbunden hat.“ (Karl Viëtor, Gießen, 3. Nov. 1928, an Julius Petersen) Und zum 60. Geburtstag seines Lehrers gedenkt Viëtor der Tatsache, daß er vor 22 Jahren „zu den ersten Ihrer deutschen Schüler gehört habe“. (Karl Viëtor, Cambridge [Mass.], 23. Okt. 1938, an Julius Petersen) [Marbach].
5. *Franz Schultz: Gutachten über die Habilitationsschrift des Herrn Dr. phil. Carl [!] Viëtor* (16. Febr. 1922) [UAF].
6. Viëtor, *Zur Einführung* (Anm. 3), S. 12.
7. Siehe *Burkhardt Lindner: Habilitationsakte Benjamin. Über ein „akademisches Trauerspiel“ und über ein Vorkapitel der „Frankfurter Schule“* (Horkheimer, Adorno). In: *Zs. f. Literaturwissenschaft und Linguistik* 53/54 (1984), S. 147–165.
8. Siehe *Erich Trunz: Erinnerungen an Julius Petersens Seminar „Deutsche Barocklyrik“ im Wintersemester 1927/28 an der Universität Berlin.* In: *Wolfenbütteler Barock-Nachrichten* 5 (1978), H. 1, S. 123–131.
9. *Karl Viëtor: Mitteilung an die Philosophische Fakultät* (15. Okt. 1925) [UAF]
10. *H. A. Korff: Vortrag für die Philosophische Fakultät* erstattet von dem Ausschuß (Berichterstatte Dr. Korff). *Betreffend Wiederbesetzung der durch den Weggang von Professor Korff erledigten Professur für Neuere deutsche Literaturgeschichte.* Gießen, den 26. Mai 1925, S. 7 [UAG].
11. Verf.: *Taking stock of the academic unpublished writings of Karl Viëtor at Harvard.* Erscheint in: *Harvard Library Bulletin* (1992).
12. Siehe auch Viëtors Vortrag über „Die Stiltheorie von Fritz Strich“ (Winter 1922/23) [Harvard].
13. Siehe *Walter Müller-Seidel: Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Ein Marbacher Symposium über die Geschichte der Germanistik.* In: *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 77 vom 3. April 1991, S. 27 und *Christoph König: Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Das erste Marbacher Symposium zur Geschichte der Germanistik.* In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 35 (1991), S. 371–379.
14. Zur Germanistik nach 1933 siehe jetzt den Forschungsüberblick von *Hans Peter Herrmann: Germanistik – auch in Freiburg eine „Deutsche Wissenschaft“?* In: *Die Freiburger Universität in der Zeit des Nationalsozialismus.* Hg. *Eckhard John* u. a. Freiburg/Br. 1991, S. 115–149; hier: *Kommentierte Auswahlbibliographie*, S. 144 ff.
15. Georg Lukács: *Der faschistisch verfälschte und der wirkliche Georg Büchner. Zu seinem hundertsten Todestag am 19. Februar 1937.* In: *ders.:*

- Deutsche Literatur in zwei Jahrhunderten. Neuwied, Berlin 1964 (= Werke, Bd. 7), S. 249–272 (zuerst in: *Das Wort* 2 [1937], H. 2).
16. Lukács „Denunziation“ (C. Wiedemann) diskutiert Verf.: Karl Viëtor – Forschungskontinuität im Traditionsbruch (am Beispiel seiner Büchnerstudien). Erscheint in: *Studien zur Wissenschaftsemigration*. Hg. *Walter Schmitz*. München: Wilhelm Fink Verlag.
 17. Gegenüber Berufungsaussichten nach Jena ist Viëtor 1930 nicht nur deswegen skeptisch, weil Thüringen „pleite“ sei, sondern „noch dazu nationalsozialistisch; was soll ich also da?“ (Karl Viëtor, Gießen, 27. Juli 1930, an Richard Alewyn) [Marbach].
 18. Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung: Personalbogen von Karl Viëtor [Koblenz].
 19. Viëtors anfängliche Kollaborationsbereitschaft mit den Nazis diskutiert Verf., Emigrantengespräch (Anm. 1), bes. S. 222 ff.
 20. Freundlicher Hinweis von Frau Dr. Erika Jansen (Hadamar) in einem Gespräch am 4. August 1991.
 21. Personalbogen von Karl Viëtor (Anm. 18).
 22. *Eberhard Lämmert*: Germanistik – eine deutsche Wissenschaft. In: *Germanistik eine deutsche Wissenschaft. Beiträge von Eberhard Lämmert, Walther Killy, Karl Otto Conrady, Peter v. Polenz*. Frankfurt/M. 1967, S. 7–40, hier: 20.
 23. Der Reichsstatthalter von Hessen, Darmstadt, 21. Mai 1937 [UAG].
 24. Meldung Glockners an das Rektorat, 19. Nov. 1937 [UAG]. Zur Ludovicina im „Dritten Reich“ siehe *Peter Moraw*: Kleine Geschichte der Universität Gießen von den Anfängen bis zur Gegenwart. Gießen ²1990, S. 210–225 und *Bruno W. Reimann*: Entlassung und Emigration. Die Universität Gießen in den Jahren nach 1933. In: *Zwischen Unruhe und Ordnung. Ein deutsches Lesebuch für die Zeit von 1925 bis 1960 am Beispiel einer Region: Mittelhessen*. Hg. *Gideon Schüler*. Gießen, 1989, S. 184–216.
 25. Der Reichsstatthalter in Hessen, Darmstadt, 29. Juni 1943 [UAG].
 26. Johann-Wolfgang-Goethe-Universität, Der Rektor, Frankfurt/M., 25. Aug. 1943 [UAG].
 27. Karl Viëtor, Cambridge (Mass.), 26. Nov. 1948, an Walther Rehm [Marbach].
 28. Typoskript ohne Titel („After luncheon speak, May 26th. 1943“); Typoskript ohne Titel („the chances of belles lettres [...] in the German speaking countries in the near future“, ca. 145/46) [Harvard]
 29. Karl Viëtor, Cambridge (Mass.), 26. Nov. 1945, an Gertrud Bollnow, geb. Bürger (zit. nach Viëtor, Briefe [Anm. 1], S. 88).
 30. *Hof*, Karl Viëtor (Anm. 1), S. 970.
 31. Karl Viëtor, Cambridge (Mass.), 19. Aug. 1948, an Jacob Picard [LBI].
 32. Ort und Datum avisiert eine Postkarte von Karl Viëtor, Zürich, 29. Mai 1949, an Erika Jansen (zit. nach Viëtor, Briefe [Anm. 1], S. 40).
 33. *Atkins*, Karl Viëtor (Anm. 1), S. 172.
 34. Hermann J. Weigand, Yale University, June 12, 1951, an Taylor Starck [HUA].
 35. Siehe Verf.: *Taking stock* (Anm. 11). Die Sammlung einer Anzahl unveröffentlichter Vorträge und Briefe Viëtors bereitet Verf. vor. Sie wird im Francke-Verlag, Bern, erscheinen.
 36. Hinweise sind an meine Anschrift erbeten: Carsten Zelle, Am Lohgraben 11, D-5900 Siegen.
 37. Karl Viëtor, Cambridge (Mass.), 10. April 1938, an Werner Hof (zit.: Viëtor, Briefe [Anm. 1], S. 62). Abdruck des Fotos mit freundlicher Erlaubnis von Frau Dr. Hede Hof, geb. Geibel.

II. Karl Viëtor – Schriftenverzeichnis

Das folgende Verzeichnis ist nach Jahren geordnet, innerhalb der Jahre nach Monographien, Aufsätzen, Miszellen, Sammel- und Einzelrezensionen, Zeitungsartikeln und herausgegebenen Werken, Zeitschriften oder Reihen. Das Verzeichnis strebt zwar Vollständigkeit an, wird diese aber bei den Zeitungsartikeln und wohl auch bei den amerikanischen Veröffentlichungen vermutlich nicht erreicht haben. Für Hinweise auf Ergänzungen wäre ich dankbar.

Siglen:

- AfdA = Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur
 BT = Berliner Tageblatt und Handelszeitung
 DAZ = Deutsche Allgemeine Zeitung (Berlin)
 DLz = Deutsche Literaturzeitung
 DVLG = Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte
 FZ = Frankfurter Zeitung
 GRM = Germanisch-romanische Monatsschrift
 Lit bl = Literaturblatt für germanische und romanische Philologie
 ZfdB = Zs. f. deutsche Bildung
 ZfdPh = Zs. f. deutsche Philologie

1918:

1. *Carl Sternheim*: 1913. In: *Neue Blätter für Kunst und Literatur* 1 (1918/19), S. 55–56.
2. Der Dramatiker Walter Hasenclever. In: *Neue Blätter für Kunst und Literatur* 1 (1918/19), S. 100–102.

3. Hölderlin. Zur 75. Wiederkehr seines Todestages am 7. Juni 1918. In: *Weser-Zeitung* (Bremen), 7. Juni 1918.
- 1919:
4. Carl Sternheim. In: *Neue Blätter für Kunst und Literatur* 2 (1919/20), S. 118–121.
5. Hölderlin und das Christentum. In: *Hochland* 17 (1919/20), S. 325–333.
6. Neue Hölderlin-Funde. 1. Entwurf einer Vorrede zum „Hyperion“. In: *Der Schwäbische Bund* 1 (1919/20), S. 614–621. Vorabdruck aus: *Die Lyrik Hölderlins* (= Nr. 19), S. 231–236.
7. Zu Hölderlins Empedokles. In: *Neue Blätter für Kunst und Literatur* 2 (1919/20), S. 146–148.
8. Über die Dichtungen Fritz von Unruhs. In: *Deutsche Bühne* 1 (1919), S. 135–150.
9. Die Kunst dem Volke? In: *DAZ*, 20. Mai 1919.
- 1920:
10. Die Oden und Elegien Hölderlins. Altenburg: Pierer 1920 (= Frankfurt/M.: Phil. Diss. vom 24. April 1920. Erw. u. d. T.: *Die Lyrik Hölderlins* [= Nr. 19]).
11. Der Bau der Gedichte Hölderlins. In: *Zs. f. Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft* 14 (1920), S. 340–355.
12. Hölderlin und Diotima. In: *Preußische Jahrbücher* 182 (1920), S. 298–320.
13. Bibliotheks-Fragen. In: *FZ*, 9. Juni 1920.
14. Das deutsche Buch. Zur Frankfurter Ausstellung der deutschen Gesellschaft für Auslandsbuchhandel. In: *FZ*, 7. Okt. 1920.
15. Die Briefe der Diotima. In: *FZ*, 17. Jan. 1920.
16. Hölderlin: Zu seinem 150. Geburtstag: 20. März. In: *FZ*, 21. März 1920.
17. Zur Lage des deutschen Büchermarktes. In: *FZ*, 2. Dez. 1920.
18. Die Briefe der Diotima. Veröffentlicht von *Frida Arnold*. Herausgegeben von *Carl [!] Viëtor*. Leipzig 1920 (= Januspresse 4).
Neuauflagen:
Leipzig: Insel 1921, 1.–5. Tsd.
Leipzig: Insel 1921, 6.–10. Tsd.
Leipzig: Insel 1923, 16.–20. Tsd.
Leipzig: Insel 1934 (= Insel-Bücherei, 455), 1.–10. Tsd.
Leipzig: Insel 1939 (= Insel-Bücherei, 455), 30. Tsd.
Wiesbaden, Leipzig: Insel 1948 (= Insel-Bücherei, 455), 31.–40. Tsd.
Wiesbaden: Insel 1950 (Insel-Bücherei, 455), 41.–50. Tsd.
Wiesbaden: Insel 1954 (Insel-Bücherei, 455), 51.–57. Tsd.
- 1921:
19. Die Lyrik Hölderlins. Eine analytische Untersuchung. Frankfurt/M.: Diesterweg 1921
(= Deutsche Forschungen, Hg. *Friedrich Panzer, Julius Petersen*, H. 3).
Reprint: Darmstadt: Wiss. Buchges. 1967.
20. Die Kunstanschauung der höfischen Epigonen. In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 46 (1921), S. 85–124.
21. Der kranke Hölderlin. Urkunden und Dichtungen aus der Zeit seiner Umnachtung zum Buch vereinigt durch Erich Trummler. München 1920. In: *FZ, Literaturblatt* 1921, 3.
22. Brentanos Liebesleben [= Rez. *L. Brentano: Clemens Brentanos Liebesleben. Eine Ansicht* (1921)]. In: *FZ*, 20. Nov. 1921.
- 1922:
23. Zur Geschichte der ersten Hölderlin-Ausgaben. In: *Deutsche Rundschau* 48 (1922), Bd. 191, S. 57–68 und 176–188.
24. Bronnens „Vatermord“. Uraufführung in Frankfurt/M. In: *DAZ*, 26. April 1922.
25. *Franz Werfels* „Bocksgesang“ [Besprechung der Uraufführung im Frankfurter Neuen Theater]. In: *DAZ*, 23. März 1922.
26. Nicolaus Lenaus Lyrik [= Rez. *H. Bischoff: Nicolaus Lenaus Lyrik* (1920)]. In: *FZ*, 18. Juni 1922.
27. *Sophokles: Ödipus der Tyrann*. Uraufführung von Hölderlins Übersetzung im Hessischen Landestheater Darmstadt (16. April). In: *FZ*, 28. April 1922.
28. Hölderlins abendländische Wendung [= Rez. *W. Michael* (Hg.): *Hölderlins abendländische Wendung* (1922)]. In: *FZ*, 29. Okt. 1922.
- 1923:
29. *Geschichte der deutschen Ode*. München: Drei Masken-Verlag 1923 (= *Geschichte der deutschen Literatur nach Gattungen*. Hg. *Karl Viëtor*, Bd. 1).
Reprint: Hildesheim: Olms 1961 und Darmstadt: Wiss. Buchges. 1961.
30. Hölderlins Ode. In: *Österreichische Rundschau* 19 (1923), S. 706–718.
31. [Miszelle] Ein unbekanntes Gedicht von Clemens Brentano. In: *Deutsche Rundschau* 49 (1923), Bd. 195, S. 179–180.
32. Das Werk Hölderlins. In: *FZ*, 14. Okt. 1923.
33. *Paul Kornfeld: „Der ewige Traum“*. Uraufführung im Frankfurter Schauspielhaus. In: *DAZ*, 25. Jan. 1923.
34. Clemens Brentano: *Gesammelte Werke*. Hg. *Heinz Amelung, Karl Viëtor*, 4. Bde. Frankfurt/M.: Frankfurter Verlagsanstalt 1923.
35. *Francesco Petrarca: Sonetti/Sonette* (in Nachdichtungen deutscher Romantiker). Frankfurt/M. 1923 (= Zwölfter Druck der Kleukens-Presse)
[250 nummerierte Abzüge. Die Übersetzungen

- wurden gesammelt von Karl Viëtor. Gedruckt für Dr. Karl Viëtor.]
36. *Friedrich Hölderlin: Gedichte und Briefe*. Hg. *Karl Viëtor*. Mit 8 Bildbeigaben. Frankfurt/M.: *Hans Gieschen* 1923 (=Die guten Geister, Bd. 1).
Neuauflagen:
Berlin: *M. Maschler* [um 1925]. [o. O.] Volksverband der Bücherfreunde. Wegweiser Verlag [1925].
37. *Clemens Brentano: Gockel und Hinkel*. In der Urfassung zum ersten Mal nach der Handschrift des Dichters veröffentlicht von *Karl Viëtor*. Frankfurt/M.: *Hans Gieschen* 1923. [250 numerierte Exemplare]
38. *Geschichte der deutschen Literatur nach Gattungen*. Mit Unterstützung von *Hans Naumann* und *Franz Schulz*. Hg. *Karl Viëtor*. München.: Drei Masken-Verlag
Bd. 1: *Karl Viëtor: Geschichte der deutschen Ode*. 1923 (= Nr. 29),
Bd. 2: nicht erschienen,
Bd. 3: *Günther Müller: Geschichte des deutschen Liedes vom Zeitalter des Barock bis zur Gegenwart*. 1925 [Reprint Bad Homburg v. d. H.: *Gentner* 1959 und Darmstadt: *Wiss. Buchges.* 1959]
- 1924:
39. *Der alte Brentano. Anhang: Neue Brentano-Literatur*. In: *DVLG* 2 (1924), S. 556–580.
[darin Bespr. von: *G. Müller: Brentanos Romanzen vom Rosenkreuz* (1922); *W. Hümpfer: Clemens Brentanos Glaubwürdigkeit in seinen Emmerich-Aufzeichnungen* (1923); *Cl. Brentano: Die Chronika des fahrenden Schülers*. Urfassung. Hg. *Joseph Lefftz* (1923); *A. Stockmann: Die junge Romantik* (1923)]
40. [Sammelrez.] *Neue Lyrik* [zu *R. M. Rilke: Dui-neser Elegien* 1923; *R. M. Rilke: Sonette an Orpheus* 1923; *St. Zweig: Gesammelte Gedichte* 1924]. In: *Österreichische Rundschau* 20 (1924), S. 509–519.
41. [Rez.] *R. Petsch: Deutsche Dramaturgien*. Bd. 1: *Von Lessing bis Hebbel*. 2. neubearb. Aufl. (1921). In: *DLz* 45 (1924), Sp. 1288.
42. [Rez.] *O. Walzel: Vom Geistesleben alter und neuer Zeit. Aufsätze* (1922). In: *DLz* 45 (1924), Sp. 410–414.
43. *Klopstock der Beginner*. Zum Gedächtnis seines 200. Geburtstags (2. Juli). In: *DAZ*, 29. Juni 1924.
44. *Oliver Goldsmith: The Deserted Village. A Poem* [Darmstadt 1772]. Mit einer Übersetzung von *Johann Georg Schlosser* und einem Nachwort von *Karl Viëtor*. Offenbach 1924.
[Privatdruck zur Tagung der Gesellschaft der Bibliophilen in Darmstadt am 25. Mai 1924]
- 1925:
45. *Goethe, Goldsmith und Merck*: In: *Jahrbuch des freien deutschen Hochstifts* (1916/1925), S. 78–94
46. [Miszelle:] *Briefe von Klopstock und Gleim*. In: *ZfdPh* 50 (1925), S. 408–419.
47. [Sammelrez.] *J. Claverie: La jeunesse d'Hoelderlin* (1921); *M. Montgomery: Friedrich Hölderlin and the German new-hellenic movement. Part I* (1923). In: *AfdA* 44 (1925), S. 48–53.
48. [Rez.] *C. Dyrssen: Bergson und die deutsche Romantik* (1922). In: *DLz* 46 (1925), Sp. 1853–1854.
49. [Rez.] *G. Stefansky: Das Wesen der deutschen Romantik. Kritische Studien zu ihrer Geschichte* (1923). In: *DLz* 46 (1925), Sp. 807–816.
50. [Rez.] *G. Witkowski: Textkritik und Editions-technik neuerer Schriftwerke. Ein methodologischer Versuch* (1924). In: *Göttingische Gelehrte Anzeigen* 187 (1925), S. 249–253.
51. *Büchners Helden*. In: *BT*, 25. Febr. 1925.
52. „Der Denkspieler Georg Kaiser“. In: *BT*, 16. Mai 1925.
53. *Deutsche Barockdichtung*. In: *FZ*, 17. April 1925.
54. *Jean Paul. Zu seinem 100. Todestag* (14. November). In: *BT*, 14. Nov. 1925.
55. *Jean Pauls Gestalt und Werk. Zur neuesten Literatur*. In: *FZ*, 8. Dez. 1925.
56. *Verse im Roman* [Rez. *P. Neuburger: Die Verseinlage in der Prosadichtung der Romantik* (1924)]. In: *FZ*, 5. Okt. 1925.
- 1925:
57. *Die Idee des Erhabenen in der Literatur des 18. Jahrhunderts*. In: *Verhandlungen der 55. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner*. Leipzig, Berlin: *Teubner* 1926, S. 63–64.
58. *Die deutsche Barockdichtung*. In: *ZfdB* 2 (1926), S. 271–284.
59. *Tieck oder Kleist?* In: *Jahrbuch der Kleist-Gesellschaft* 7/8 (1925/26), S. 138–147.
60. *Vom Stil und Geist der deutschen Barockdichtung*. In: *GRM* 14 (1926), S. 145–184.
Wiederabdruck in: *Deutsche Barockforschung. Dokumentation einer Epoche*. Hg. *Richard Alewyn*. Köln: *Kiepenheuer und Witsch* 1965 [21966], S. 39–71.
61. [Rez.] *P. Böckmann: Schillers Geisteshaltung als Bedingung seines dramatischen Schaffens* (1925). In: *DLz* 47 (1926), Sp. 662–665.
62. [Rez.] *W. Iffert: Der junge Schiller und das geistige Ringen seiner Zeit. Eine Untersuchung auf*

- Grund der Anthologie-Gedichte (1926). In: DLz 47 (1926), Sp. 2432–2435.
63. [Rez.] *E. Lehmann*: Hölderlins Idylle „Emilie vor ihrem Brauttag“ (1925). In: AfdA 45 (1926), S. 32–34.
64. Deutsche Sonette aus vier Jahrhunderten. Mit einem Nachwort über die Geschichte des Sonetts. Hg. *Karl Viëtor*. Berlin: Euphorion-Verlag 1926.
- 1927:
65. [Literaturbericht] Deutsche Literatur der Nachromantik und des Realismus (1925–1927). In: Zs. f. Deutschkunde (1927), S. 715–726.
66. [Berichtigung] Zu Olshausen: Neues aus dem Caroline-Kreis. In: Euphorion 28 (1927), S. 640.
67. [Rez.] Schriften der Kleist-Gesellschaft. Bde 1–6 (1922–1926). In: Lit bl 48 (1927), Sp. 180 f.
68. [Rez.] *R. Alewyn*: Vorbarocker Klassizismus und griechische Tragödie. Analyse der Antigone-Übersetzung des Martin Opitz (1926). In: Lit bl 48 (1927), Sp. 94–96.
69. [Rez.] *K. Burdach*: Vorspiel. Gesammelte Schriften zur Geschichte des deutschen Gedichtes. Bd. 2: Goethe und sein Zeitalter (1926). In: DLz 48 (1927), Sp. 2002–2006.
70. [Rez.] *M. J. Deutsche*: Die Verarbeitung biblischer Stoffe im deutschen Roman des Barock (1927). In: DLz 48 (1927), Sp. 2256–2258.
71. [Rez.] *E. Ermatinger*: Barock und Rokoko in der deutschen Dichtung (1926), Sp. 1201–1207.
72. [Rez.] *H. Kindermann*: J. M. R. Lenz und die deutsche Romantik (1925). In: Lit bl 48 (1927), Sp. 16–19.
73. [Rez.] *H. Lüdeke*: Ludwig Tieck und das englische Theater (1922). In: Lit bl 48 (1927), Sp. 257–259.
74. [Rez.] *Cl. Stockmeyer*: Soziale Probleme im Drama des Sturmes und Dranges (1922). In: Lit bl 48 (1927), Sp. 181 f.
75. Angelus Silesius. In: BT, 13. Juli 1927.
76. Grimmelshausen. In: FZ, 14. Juli 1927.
Wiederabdruck in: Obelisk-Almanach aus dem Jahr 1930. München: Drei Masken-Verlag 1929, S. 93–102.
Wiederabdruck u. d. T. Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen in: Geist und Form (= Nr. 210), S. 65–71.
77. Rilkes dichterisches Vermächtnis. In: BT, 3. Jan. 1927.
78. Von deutscher Poeterey. Forschungen und Darstellungen aus dem Gesamtgebiete der deutschen Philologie. Hg. *Hermann August Korff, Hans Naumann, Friedrich Neumann, Karl Viëtor*. Leipzig: J. J. Weber. Bd. 1 (1927) – Bd. 17 (1936).
[In Bd. 18 (1938), dem letzten Band der Reihe (*H. Jan*: Rilkes Malte Laurids Brigge), war Viëtors Name aus dem Herausgebergremium gestrichen!]
- 1928:
79. Probleme der deutschen Barockliteratur. Leipzig: J. J. Weber 1928 (= Von deutscher Poeterey, Bd. 3).
80. Aufriß der deutschen Literaturgeschichte V: Das Zeitalter des Barock. In: Zs. f. Deutschkunde (1928), S. 385–405.
Wiederabdruck u. d. T. Das Zeitalter des Barock in: Aufriß der deutschen Literaturgeschichte nach neueren Gesichtspunkten. Hg. *Hermann August Korff, Walther Linden*. Leipzig, Berlin: Teubner 1930, S. 83–103.
Wiederabdruck u. d. T. Deutsche Barockliteratur in: Geist und Form (= Nr. 210), S. 13–34.
81. Der Dichter und die Geschichte. In: ZfdB 4 (1928), S. 173–186.
Wiederabdruck in: Geschichtsdrama. Hg. *Elfriede Neubuhr*. Darmstadt: Wiss. Buchges. 1980 (= Wege der Forschung, 485), S. 361–380.
82. Georg Büchner in Gießen. In: Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft Bd. 6, H. 3 (1928), S. 27–31.
83. *Johann Scheffler* [Angelus Silesius]. In: Schlesische Lebensbilder. Hg. Historische Kommission für Schlesien. Bd. 3: Schlesier des 17.–19. Jahrhunderts. Breslau 1928, S. 78–89.
Wiederabdruck in: Geist und Form (= Nr. 210), S. 53–64.
84. [Anmerkung zu:] *Günther Müller*: Zum Streit um den Cherubinischen Wandersmann. In: ZfdB 4 (1928), S. 516–517.
85. [Sammelrez.] *E. Ermatinger*: Weltdeutung in Grimmelshausens Simplicius Simplicissimus (1927); *W. Schuchardt*: Studien zu Grimmelshausen, insbesondere sein Sprachstil (1928). In: AfdA 47 (1928), S. 175–179.
86. [Sammelrez.] Literaturwissenschaftliches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft. Hg. *G. Müller*. Bd. 1 (1926); *H. Brinkmann*: Die Idee des Lebens in der deutschen Romantik (1926); *Fr. Schlegel*: Von der Seele. Hg. *C. Müller* (1927); *J. Görres*: Gesammelte Schriften. Hg. *W. Schellenberg*. Bd. 3: Geistesgeschichtliche und literarische Schriften I. Hg. *C. Müller* (1926). In: Lit bl 49 (1928), Sp. 178–182.
87. [Rez.] *O. Benda*: Der gegenwärtige Stand der deutschen Literaturwissenschaft (1928). In: ZfdB 4 (1928), S. 510.
88. [Rez.] *St. George*: Gesamt-Ausgabe der Werke. Endgültige Fassung. Bd. 1 (1927). In: DLz 49 (1928), Sp. 525.

89. [Rez.] *St. George*: Gesamt-Ausgabe der Werke. Endgültige Fassung. Bde 2 und 4 (1928). In: DLz 49 (1928), Sp. 1904–1905.
90. [Rez.] *B. Groethuysen*: Die Entstehung der bürgerlichen Welt- und Lebensanschauung in Frankreich. Bd. 1: Das Bürgertum und die katholische Weltanschauung (1927). In: ZfdPh 4 (1928), S. 618–619.
91. [Rez.] *G. W. F. Hegel*: Vorlesungen über Ästhetik. 3 Bde (= Jubiläumsausgabe. Hg. *H. Glockner*) (1927). In: ZfdB 4 (1928), S. 348 f.
92. [Rez.] *J. Körner, E. Wieneke* (Hg.): August Wilhelm und Friedrich Schlegel im Briefwechsel mit Schiller und Goethe (1926). In: Lit bl 49 (1928), Sp. 177 f.
93. [Rez.] *W.-E. Peuckert*: Die Rosenkreutzer. Zur Geschichte der Reformation (1927). In: ZfdB 4 (1928), S. 349–350.
94. [Rez.] *R. M. Rilke*: Gesammelte Werke. 6 Bde (1927). In: DLz 49 (1928), Sp. 434–435.
95. [Rez.] *B. v. Wiese*: Friedrich Schlegel. Ein Beitrag zur Geschichte der romantischen Konversionen (1927). In: DLz 49 (1928), Sp. 1557–1564.
96. Der Dichter der Frauen [Jean Paul]. In: FZ, Beilage „Für die Frau“, März 1928, S. 14–15.
97. Romantische Zeitkritik. Fritz Strichs Buch „Dichtung und Zivilisation“ (1928). In: Münchener Neueste Nachrichten, 27. Juli 1928.
98. Zs. f. Deutsche Bildung. Frankfurt/M.: Diesterweg. Bde 4 (1928) – 11 (1935). Hg. *Ulrich Peters, Johannes Reiske und Karl Viëtor*.
- 1929:
99. Die Liebe der Droste. In: ZfdB 5 (1929), S. 306–310.
100. [Rez.] *W. Böhm*: Hölderlin. Bd. 1 (1928). In: DLz 50 (1929), Sp. 2005–2015.
101. [Rez.] *E. Engel*: Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart. 38. Aufl. 2 Bde (1929). In: ZfdB 5 (1929), S. 441–442.
102. [Rez.] *E. Ermatinger*: Barock und Rokoko in der deutschen Dichtung. 2. Aufl. (1928). In: DLz 50 (1929), Sp. 705–707.
103. [Rez.] *E. Fiesel*: Die Sprachphilosophie der deutschen Romantik (1927). In: Lit bl 50 (1929), Sp. 16 f.
104. [Rez.] *H. Heckel*: Geschichte der deutschen Literatur in Schlesien. Bd. 1 (1929). In: ZfdB 5 (1929), S. 442.
105. [Rez.] *Chr. Janentzky*: Johann Caspar Lavater (1928). In: ZfdB 5 (1929), S. 283.
106. [Rez.] *Fr. Kainz*: Geschichte der deutschen Literatur. Bd. 2: Von Klopstock bis zum Ausgang der Romantik. Bd. 3: Von Goethes Tod bis zur Gegenwart (1929). In: ZfdB 5 (1929), S. 442
107. [Rez.] *R. Leppla*: Wilhelm Meinhold und die chronikalische Erzählung (1928). In: DLz 50 (1929), Sp. 948–950.
108. [Rez.] *J. Wiegand*: Geschichte der deutschen Dichtung nach Gedanken, Stoffen und Formen in Längs- und Querschnitten. 2. erw. Aufl. (1929). In: ZfdB 5 (1929), S. 441.
109. [Rez.] *Sp. Wukadinovic*: Franz von Sonnenberg (1927). In: ZfdB 5 (1929), S. 166.
110. Goethe und das Volkslied. In: Reichsbote (Berlin), 9. Nov. 1929.
111. Kunstlied und Volkslied. In: BT, 22. Juni 1929.
112. *Ludwig Achim von Arnim, Clemens Brentano*: Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder. Textrevision *Karl Viëtor*. [Tl. 1]. Mainz: Mainzer Presse 1929 (= Druck der Mainzer Presse). [In 500 Exemplaren]
- 1930:
113. Der junge Goethe. Leipzig: Quelle & Meyer 1930 (= Wissenschaft und Bildung, 262). Neue Ausg. Bern: Francke 1950 (= Sammlung Dalp, 75)
114. Die Literatur der Gegenwart auf der Schule. Eine Randbemerkung. In: ZfdB 6 (1930), S. 536–537.
115. [Zusammenfassung eines Georg-Büchner-Vortrags in Gießen am 23. Febr. 1928]. In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins. N. F. 29 (1930), S. 138–139.
116. [Sammelrez.] *W. Beyersdorff*: Studien zu Philipp von Zesens biblischen Romanen „Assenat“ und „Simson“ (1928), *G. A. Narciss*: Studien zu den Frauenzimmersgesprächen G. P. Harsdörfers (1928). In: Lit bl 51 (1930), Sp. 90–92.
117. [Rez.] Katalog der „Alten Bibliothek“ des Theaters an der Wien (1928). In: Lit bl 51 (1930), Sp. 238 f.
118. [Rez.] *H. Friedrich*: Abbé Prévost in Deutschland. Ein Beitrag zur Geschichte der Empfindsamkeit (1929). In: DLz 51 (1930), Sp. 1990–1992.
119. [Rez.] *St. George*: Gesamt-Ausgabe der Werke. Endgültige Fassung. Bde 8, 9, 156 und 16 (1928–1930). In: DLz 51 (1930), Sp. 1846–1849.
120. [Rez.] *A. Heusler*: Deutsche Versgeschichte. 3 Bde (1925–1929). In: ZfdB 6 (1930), S. 490–491.
121. [Rez.] *A. Jericke*: Johann Rists Monatsgespräche (1928). In: Lit bl 51 (1930), Sp. 249 f.
122. [Rez.] *W. Jockisch*: Andreas Gryphius und das literarische Barock (1930). In: Zs. f. Kirchengeschichte 49 (1930), S. 410.
123. [Rez.] Novalis Schriften. Hg. *P. Kluckbohn, R. Samuel*. 4 Bde (1928). In: DLz 51 (1930), Sp. 263–267.

124. [Rez.] *Fr. Wolters*: Stefan George und die Blätter für die Kunst (1930). In: DLz 51 (1930), Sp. 1267–1278.
125. Friedrich Panzers 60. Geburtstag. In: FZ, 3. Sept. 1930.
126. Tendenz-Literatur. In: BT, 3. Jan. 1930.
127. Verarmung. Was Studenten, die Germanistik studieren wollen, von Dichtung wissen. In: FZ, 30. Nov. 1930.
128. *Johann Peter Hebel*: Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. Textrevision *Karl Viëtor*. Mainz 1930 (= Druck der Mainzer Presse). [In 1000 Exemplaren]
129. Gießener Beiträge zur deutschen Philologie. Gießen: Münchow. Bde 27 (1930) – 66 (1939). Hg. *Otto Behagel*, *Alfred Götze* und *Karl Viëtor*.
- 1931:
130. Der Deutschunterricht und die Dichter der Gegenwart. In: ZfdB 7 (1931), S. 128–137.
131. Geschichtswissenschaft und historische Belletristik. In: ZfdB 7 (1931), S. 101–104.
132. Probleme der literarischen Gattungsgeschichte. In: DVLG 9 (1931), S. 425–447.
Wiederabdruck u. d. T. Die Geschichte literarischer Gattungen in: Geist und Form (= Nr. 210), S. 292–309 und 365–367.
Wiederabdruck u. d. T. Literarische Gattungen in: Welt und Wort 7 (1952), S. 237 ff.
133. Schriften zur Literatursoziologie. In: ZfdB 7 (1931), S. 46–49.
134. [Miszelle:] Paralipomena zu Brentanos Gockelmärchen. In: Euphorion 32 (1931), S. 393–398.
135. [Rez.] Jahresberichte des Literarischen Zentralblattes über die wichtigsten Neuerscheinungen des deutschen Sprachgebietes. 7. Jg., 1930 (1931). In: ZfdB 7 (1931), S. 545
136. [Rez.] *R. F. Arnold*: Allgemeine Bücherkunde zur neueren deutschen Literaturgeschichte. 3., neu bearbeitete und stark verm. Aufl. (1931). In: ZfdB 7 (1931), S. 545.
137. [Rez.] Hausbuch der deutschen Lyrik von *Ferdinand Avenarius*. Erneuert von *H. Böhm* (1930). In: ZfdB 7 (1931), S. 161–162.
138. [Rez.] *W. Böhm*: Hölderlin. Bd. 2 (1930). In: DLz 52 (1931), Sp. 2179–2185.
139. [Rez.] *Kl. Freiburg-Rüter*: Der literarische Kritiker *Karl Gutzkow* (1930). In: Lit bl 52 (1931), Sp. 181 f.
140. [Rez.] Deutsche Literatur. Reihe Romantik. Bd. 14: Märchen I. Hg. *A. Müller* (1930). In: Lit bl 52 (1931), Sp. 258.
141. [Rez.] *H. Röhl*: Wörterbuch zur deutschen Literatur. 2. völlig neu bearb. und verm. Aufl. (1931). In: ZfdB 7 (1931), S. 546.
142. [Rez.] *P. Wiegler*: Geschichte der deutschen Literatur. Bd. 1: Von der Gotik bis zu Goethes Tod; Bd. 2: Von der Romantik bis zur Gegenwart (1930). In: ZfdB 7 (1931), S. 106–107.
143. Gundolfs Werk: In: BT, 15. Juli 1931.
144. Noch einmal: Die Literatur der Gegenwart auf der höheren Schule. In: FZ, 21. Jan. 1931.
- 1932:
145. Goethe in Italien. In: Germanic Review 7 (1932), S. 123–129.
146. Goethe und die Gegenwart (Eine Rede, gehalten bei der Reichsgründungsfeier der Universität Gießen [18. Jan. 1932]). In: ZfdB 8 (1932), S. 113–125.
Als Separatum: Frankfurt/M.: Diesterweg 1932, 15 S.
147. Goethes Altersgedichte. In: Euphorion 33 (1932), S. 105–152.
Wiederabdruck in: Geist und Form (= Nr. 210), S. 143–193 und 325–328.
Deutsche Lyrik von Weckherlin bis Benn. Hg. *Jost Schillemeit*. Frankfurt/M., Hamburg: Fischer Bücherei 1965, S. 65–98.
148. [Miszelle:] Nietzsche-Ausgaben. In: ZfdB 7 (1932), S. 106–107.
149. [Sammelrez.] *H. Leisegang*: Lessings Weltanschauung (1931); *A. M. Wagner*: Lessing. Das Erwachen des deutschen Geistes (1931); *B. v. Wiese*: Lessing. Dichtung, Ästhetik, Philosophie (1931). In: DLz 53 (1932), Sp. 304–313.
150. [Rez.] *Fr. Altvater*: Wesen und Form der deutschen Dorfgeschichte im 19. Jahrhundert (1930). In: Lit bl 53 (1932), Sp. 102–104.
151. [Rez.] *G. A. Amoretti*: Georg Büchner (1928). In: Lit bl 53 (1932), Sp. 104.
152. [Rez.] *St. George*: Gesamt-Ausgabe der Werke. Endgültige Fassung. Bde 5, 6, 7, 12, 13 und 14 (1930–1932). In: DLz 53 (1932), Sp. 2089–2090.
153. [Rez.] Briefe von und an August Wilhelm Schlegel. 3 Tle. Hg. *Josef Körner* (1930). In: Lit bl 53 (1932), Sp. 11 f.
154. *Ludwig Achim von Arnim, Clemens Brentano*: Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder. Textrevision *Karl Viëtor*. Tl. 2. Leipzig: Insel 1932 (= Druck der Mainzer Presse). [In 500 Exemplaren für Bezieher von Tl. 1 (= Nr. 112)]
- 1933:
155. Die Quellen von Büchners Drama „Dantons Tod“. In: Euphorion 34 (1933), S. 357–379.
156. Die Wissenschaft vom deutschen Menschen in dieser Zeit. In: ZfdB 9 (1933), S. 342–348.
Wiederabdruck (Auszüge) in: *Karl Otto Conrady*: Einführung in die Neuere deutsche Literaturwissenschaft. Reinbeck bei Hamburg: Rowolth 1966, S. 216–220.

157. Zur Textkritik von „Dantons Tod“. In: ZfdB 58 (1933), S. 322–325.
158. [Rez.] Jahrbuch der Sammlung Kippenberg (1931). In: Lit bl 54 (1933), Sp. 306 f.
159. *R. Majut*: Studien um Büchner (1932). In: Lit bl 54 (1933), Sp. 303 f.
- 1934:
160. *Karl Georg Büchner*. In: Grundsätze der Bearbeitung. Für die Mitarbeiter als Handschrift gedruckt. Leipzig 1934 (= Goedekes Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Neue Folge [Fortführung von 1830–1880]. Hg. Preußische Akademie der Wissenschaften. Schriftleitung: *Georg Minde-Pouet*), S. 43–67.
Wiederabdruck in:
Goedekes Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Neue Folge (Fortführung von 1830–1880). Hg. Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Grundsätze der Bearbeitung. 2., veränderte und erw. Aufl. Berlin: Akademie-Verlag 1956, S. 15–23.
Georg Büchner. Hg. *Wolfgang Martens*. Darmstadt: Wiss. Buchges. 1965 [³1973], S. 1–15.
161. Die Tragödie des heldischen Pessimismus. Über Büchners Drama „Dantons Tod“. In: DVLG 12 (1934), S. 173–209.
Wiederabdruck in:
Georg Büchner. Hg. *Wolfgang Martens*. Darmstadt: Wiss. Buchges. 1965 [³1973], S. 98–137.
162. Programm einer Literatursoziologie. In: Volk im Werden 2 (1934), H. 1, S. 35–44.
163. [Sammelrez.] *Fr. Beißner*: Hölderlins Übersetzungen aus dem Griechischen (1933); *L. Strauß*: Das Problem der Gemeinschaft in Hölderlins „Hyperion“ (1933). In: DLz 55 (1934), Sp. 1412–1419.
164. [Rez.] *G. Fricke* (Hg.): Literaturhistorische Bibliothek. 9 Bde. In: ZfdB 10 (1934), S. 452.
165. [Rez.] *A. Hübner*: Herman Wirth und die Uralinda-Chronik (1934). In: ZfdB 10 (1934), S. 407.
166. [Rez.] *F. Loewenthal*: Bibliographisches Handbuch zur Deutschen Philologie (1932). In: ZfdB 10 (1934), S. 452.
167. [Rez.] *H. Max*: Martin Opitz als geistlicher Dichter (1931). In: Lit bl 55 (1934), Sp. 163–165.
168. [Rez.] *M. B. Price, L. M. Price*: The Publication of English Literature in Germany in the Eighteenth Century (1934). In: Lit bl 55 (1934), Sp. 377–379.
169. [Rez.] *H. Rehder*: Die Philosophie der unendlichen Landschaft (1932). In: Zs. f. Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft 28 (1934), S. 296 f.
170. [Rez.] *Fr. Vogt, M. Koch*: Geschichte der deutschen Literatur von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart. 5., neubearb. und erw. Aufl. von *W. Koch*. Bd. 1 (1934). In: ZfdB 10 (1934), S. 451 f.
171. *Ludwig Achim von Arnim, Clemens Brentano*: Des Knaben Wunderhorn: alte deutsche Lieder. Textrevision *Karl Viëtor*. Tl. 3. Leipzig: Insel 1934 (= Druck der Mainzer Presse). [In 500 Exemplaren für Bezieher von Tl. 2 und 3 (= Nr. 112 und 154)]
- 1935:
172. [Sammelrez.] Der große Duden. Rechtschreibung der deutschen Sprache. 11. Aufl. (1934); Der große Duden. Stilwörterbuch der deutschen Sprache (1934). In: ZfdB 11 (1935), S. 55.
173. [Rez.] Der große Duden. Bd. 3: Grammatik der deutschen Sprache (1935). In: ZfdB 11 (1935), S. 537.
174. [Rez.] *J. v. Dam, C. v. Stockum*: Geschichte der deutschen Literatur. Bd. 1: Von den Anfängen bis zum 18. Jahrhundert (1934). In: ZfdB 11 (1935), S. 537.
175. [Rez.] *St. George*: Gesamt-Ausgabe der Werke. Endgültige Fassung. Bde 10, 11, 17 und 18 (1932–1934). In: DLz 56 (1935), Sp. 731–733.
176. [Rez.] *O. Menghin*: Geist und Blut (1934). In: ZfdB 11 (1935), S. 55.
177. [Rez.] *Ferdinand Raimund*: Sämtliche Werke. Hist.-krit. Säkularausgabe in 6 Bden. Hg. *Fr. Brukner* und *Ed. Castle* (1932). In: ZfdB 11 (1935), S. 648.
178. [Rez.] *Fr. Schmitt*: Tabellen zur deutschen Literaturgeschichte (1935). In: ZfdB 11 (1935), S. 537.
179. [Rez.] *R. Schneider-Neustadt* (Hg.): Deutsche Größe. Denkmale der Deutschen (1934). In: ZfdB 11 (1935), S. 331.
180. [Rez.] *Fr. Vogt, M. Koch*: Geschichte der deutschen Literatur von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart. 5. Aufl. neubearb. und erw. von *W. Koch*. Bd. 2 (1934). In: ZfdB 11 (1935), S. 537.
181. [Rez.] *Wustmann*: Sprachdummheiten, Vollst. erneuert von *W. Schulze*. 10. Aufl. (1935). In: ZfdB 11 (1935), S. 472.
182. [Rez.] *H. Schmidt*: Philosophisches Wörterbuch. Neue erw. Aufl. (1934). In: ZfdB 11 (1935), S. 472.
- 1936:
183. Deutsches Dichten und Denken von der Aufklärung bis zum Realismus. Deutsche Literaturgeschichte von 1700 bis 1890. Berlin, Leipzig: de Gruyter 1936 (= Sammlung Göschen, 1096) [Auslieferung 1935].
2. durchges. Aufl. Berlin: de Gruyter 1949 (= Sammlung Göschen 1096)

3. durchges. Aufl. von G. Erdmann. Berlin: de Gruyter 1958 (= Sammlung Göschen 1096)
184. Woyzeck. In: *Das Innere Reich* 3 (1936), S. 182–205.
Wiederabdruck in:
Georg Büchner. Hg. *Wolfgang Martens*. Darmstadt: Wiss. Buchges. 1965 [³1973], S. 151–177.
- 1937:
185. „Lenz“. Erzählung von Georg Büchner (Zu Büchners 100. Todestag, 19. Febr. 1937). In: *GRM* 25 (1937), S. 2–15.
Wiederabdruck in:
Georg Büchner. Hg. *Wolfgang Martens*. Darmstadt: Wiss. Buchges. 1965 [³1973], S. 178–196.
186. De Sublimitate. In: *Harvard Studies* 19 (1937), S. 255–289.
Überarbeiteter, erweiterter und um bibliographische Angaben ergänzter Wiederabdruck u. d. T. Die Idee des Erhabenen in der deutschen Literatur in:
Geist und Form (= Nr. 210), S. 239–266 und 346–357.
- 1938:
187. Die Barockformel „braune Nacht“. In: *ZfdPh* 63 (1938), S. 284–298.
188. Hölderlins Liebeslegie. In: *Internationale Forschungen zur deutschen Literaturgeschichte*. Julius Petersen zum 60. Geburtstag dargebracht. Hg. *Herbert Cysarz* u. a. Leipzig: Quelle & Meyer 1938, S. 127–158.
Wiederabdruck in:
Geist und Form (= Nr. 210), S. 267–291 und 357–365. Hölderlin. Beiträge zu seinem Verständnis. Hg. *Alfred Kellertat*. Tübingen. Mohr 1961 (= Schriften der Hölderlin-Gesellschaft, 3), S. 161–184.
Über Hölderlin. Aufsätze von Theodor W. Adorno, Friedrich Beißner, Walter Benjamin u. a. Hg. *Jochen Schmidt*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1970, S. 87–112.
189. [Rez.] *W. H. Bruford*: *Germany in the eighteenth century* (1935); ders.: *Die gesellschaftlichen Grundlagen der Goethezeit* (1936). In: *Lit bl* 59 (1938), Sp. 90–91.
- 1939:
190. *Georg Büchner als Politiker*. Bern, Leipzig: Haupt 1939.
2. Aufl. Bern: Francke 1950.
- 1941:
191. [Rez.] *W. W. Pusey*: *Louis-Sebastien Mercier in Germany* (1939). In: *Germanic Review* 16 (1941), S. 309–311.
- 1943:
192. *F. H. Waggmann*: *Magic and natural science in German baroque literature* (1942). In: *Modern Language Journal* 27 (1943), S. 295 f.
- 1944:
193. Goethes Gedicht auf Schillers Schädel. In: *PMLA* 59 (1944), S. 142–183.
Überarbeiteter und erweiterter Wiederabdruck in: *Geist und Form* (= Nr. 210), S. 193–233 und 329–349.
194. [Stellungnahme zu: *Franz H. Mautner, Ernst Feise*:] „Ist fortzusetzen“: Zu Goethes Gedicht auf Schillers Schädel. In: *PMLA* 59 (1944), S. 1166–1172.
Wiederabdruck (Auszüge) in:
Geist und Form (= Nr. 210), S. 329–332.
- 1945:
195. *Deutsche Literaturgeschichte als Geistesgeschichte*. Ein Rückblick. In: *PMLA* 60 (1945), S. 899–916.
Als Separatum: Bern: Francke 1967, 35 S.
196. *Lutheranism, Catholicism and German Literature*. In: *The Albert Schweitzer Jubilee Book*. Ed. by *Abraham Aaron Roback*. Cambridge, Mass. 1945, S. 299–321.
197. (Stellungnahme zu: *Alexander R. Hohlfeld*: *Zur Frage einer Fortsetzung von Goethes „Wilhelm Meisters Wanderjahre“*) Antwort. In: *PMLA* 60 (1945), S. 421–426.
Wiederabdruck (Auszüge) in:
Geist und Form (= Nr. 210), S. 333–337.
- 1946:
198. [Nachtrag zu: *Ernst Feise*: *Goethes „Kriegserklärung“*. Heine und das Schnadahüpfel] Zu Goethes „Kriegserklärung“. In: *Modern Language Notes* 61 (1946), S. 503.
199. *Goethe on Germany* [Letter to the Editor]. In: *Times Literary Supplement*, 16. Nov. 1946.
- 1947:
200. [Rez.] *P. Westra*: *Georg Büchner dans ses rapports avec ses contemporains* (1946). In: *Erasmus* 1 (1947), S. 798–800.
- 1948:
201. *Luthertum, Katholizismus und deutsche Literatur*. Albert Schweitzer zu seinem 70. Geburtstag gewidmet. In: *ZfdPh* 70 (1948), S. 233–249.
[Übersetzung von Nr. 196]
Wiederabdruck in:
Geist und Form (= Nr. 210), S. 35–52 und 313.
202. *Susette Gontard und Schiller*. In: *Zs. f. deutsches Altertum und deutsche Literatur* 82 (1948/50), S. 183–190.
203. [Nachtrag zu *Detlev W. Schumann*:] „A Report on the Present Conditions of Germanic Studies in Germany and Austria“ (Monatshefte, February, 1948). In: *Monatshefte* 40 (1948), S. 233.
- 1949:
204. *Georg Büchner. Politik, Dichtung, Wissenschaft*. Bern: Francke 1949.

205. Goethe. Dichtung, Wissenschaft, Weltbild. Bern: Francke 1949.
Auszüge in:
Goethe: Wilhelm Meisters Lehrjahre [= S. 129–150]. In: Deutsche Romane von Grimmelshausen bis Musil. Hg. *Jost Schillemeit*. Frankfurt/M., Hamburg: Fischer Bücherei 1966, S. 30–48.
Das Problem der Bildung (Wilhelm Meisters Lehrjahre) [= S. 129–150]. In: Am Beispiel Wilhelm Meisters. Einführung in die Wissenschaftsgeschichte der Germanistik. Hg. *Klaus L. Berghahn, Beate Pinkerneil*. 2 Bde. Königstein/Ts.: Athenäum 1980, Bd. 2, S. 106–118.
206. Goethe, the poet. Transl. by Moses Hadas. Cambridge, Mass.: Harvard UP 1949.
Neuaufgabe:
New York: Russel & Russel 1970.
207. Goethe, der Dichter, der Denker [Vortrag in Amsterdam, 23. Febr. 1949]. In: *Neophilologus* 33 (1949), S. 193–206.
Als Separatum: Groningen, Djakarta: Wolters 1950 (= Allard-Pierson-Stichting, 23).
- 1950:
208. Goethe, the thinker. Transl. by *Bayard Q. Morgan*. Cambridge, Mass.: Harvard UP 1950.
209. [Rez.] Hölderlin und Diotima. Dichtungen und Briefe der Liebe. Hg. *R. Ibel*. In: *Euphorion* 45 (1950), S. 263 f
- 1952:
210. Geist und Form. Aufsätze zur deutschen Literaturgeschichte. Bern: Francke 1952.
[Darin: Zur Einführung (S. 5–12); Nr. 80 (S. 13–34 und 313); Nr. 201 (S. 35–52 und 313); Nr. 83 (S. 53–64 und 314); Nr. 76 (S. 65–71 und 314); Nr. 211 (S. 72–143 und 315–325); Nr. 147 (S. 144–193 und 325–328); Nr. 193 (S. 194–233 und 328–346); [Nr. 194 (S. 329–332); Nr. 197 (S. 333–337)]; Nr. 186 (S. 234–266 und 346–357); Nr. 188 (S. 267–291 und 357–365); Nr. 132 (S. 292–309 und 365–367); Namensverzeichnis (S. 369–381)]
211. Goethes Anschauung vom Menschen. In: *Geist und Form* (= Nr. 210), S. 72–143 und 315–325.
Als Separatum: Bern, München: Francke 1960 (Dalp-Taschenbücher, 350).
212. Die deutsche Literatur und die Krise der europäischen Kultur. In: *Weltliteratur. Festgabe für Fritz Strich zum 70. Geburtstag*. Hg. *Walter Muschg, Emil Staiger*. Bern: Francke 1952, S. 137–154.
- 1990:
- 213: Jean Paul. Mitgeteilt von Carsten Zelle. In: *Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft* 25 (1990), S. 112–133. [Vortrag von 1925]

III. Karl Viëtor – Verzeichnis seiner Lehrveranstaltungen

Abkürzungen:

VI. = Vorlesung

Üb. = Übung

Üb. (U.) = Übung (Unterstufe)

Üb. (O.) = Übung (Oberstufe)

PS = Proseminar

U/Gr = Survey and Period Courses for Undergraduates and Graduates

Gr = Graduates

CG = Conference Group

S = Seminar

WS 1922/23, Frankfurt a. M.: Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter des Barock [VI.].

SS 1923, Frankfurt a. M.: Der alte Goethe [VI.]; Hölderlin [Üb.].

WS 1923/24, Frankfurt a. M.: Das deutsche Volkslied (mit Interpretationen) [VI.].

SS 1924, Frankfurt a. M.: Klopstock und seine Zeit [VI.]; Lessings Hamburgische Dramaturgie [PS].

(angekündigt: WS 1924/25, Frankfurt a. M.: Die Dichtung des Sturms und Drangs [VI.]; Das Drama des jungen Deutschlands [Üb.].

WS 1924/25, Königsberg (Vertretung): Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter des Barock [VI.] [Weiteres nicht bekannt].

SS 1925, Frankfurt a. M.: Geschichte der neueren deutschen Literatur in Umrissen [VI.]; Die deutsche Literatur im 18. Jahrhundert I [VI.]; Der junge Goethe [PS].

(angekündigt: WS 1925/26, Frankfurt a. M.: Die deutsche Klassik [VI.]; Formprobleme der Lyrik [Üb.].)

WS 1925/26, Gießen: Geschichte der neueren deutschen Literatur (vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart) in Umrissen [VI.]; Die Dichtung der Sturm- und Drangzeit [VI.]; Übung über neuere Literatur [Üb. (U.)]; Übung über neuere Literatur [Üb. (O.)].

SS 1926, Gießen: Die Deutsche Literatur im Zeitalter der Aufklärung [VI.]; Interpretation von Gedichten [Üb. (U.)]; Gerhart Hauptmann [Üb. (O.)].

WS 1926/27, Gießen: Die deutsche Literatur im Zeitalter des Barock [VI.]; Das deutsche Drama vom Naturalismus bis zur Gegenwart [VI.]; Probleme des Dramas [Üb. (U.)]; Die deutsche Novelle [Üb. (O.)]; Colloquium über literaturwissenschaftliche Grundbegriffe [Üb. (O.)].

SS 1927, Gießen: Die Dichtung der deutschen Klassik [VI.]; Platen [Üb. (U.)]; Das junge Deutschland [Üb. (O.)].

WS 1927/28, Gießen: Das deutsche Volkslied [VI.]; Die deutsche Frühromantik [VI.]; Rhythmus und

- Reim des deutschen Verses [Üb.(U.)]; Hebbel [Üb.(O.)].
- SS 1928, Gießen: Die Dichtung des „Sturm und Drang“ [Vl.]; Des Knaben Wunderhorn [Üb.(U.)]; Grimmlshausen [Üb.(O.)].
- WS 1928/29, Gießen: Der alte Goethe [Vl.]; Die Dichtung des deutschen Realismus (Hebbel, Gottfried Keller und ihre Zeitgenossen) [Vl.]; Dramaturgische Übungen [Üb.(U.)]; Faust [Üb.(O.)].
- SS 1929, Gießen: Die deutsche Literatur im Zeitalter der Aufklärung (vom Barock zum Sturm und Drang) [Vl.]; Goethes Jugendlyrik [Üb.(U.)]; Deutsche Lyrik der Gegenwart [Üb.(O.)].
- WS 1929/30, Gießen: Die deutsche Literatur im Zeitalter des Barock [Vl.]; Die expressionistische Dichtung [Vl.]; Rhythmus und Reim des deutschen Verses ([Üb.(U.)]; Kleist [Üb.(O.)].
- 1930, Amsterdam (Gastprofessur) [Näheres nicht bekannt].
- SS 1930, Gießen: Die Dichtung der deutschen Klassik [Vl.]; Gottfried Keller [Üb.(U.)]; Dichter der Spätromantik [Üb.(O.)].
- WS 1930/31, Gießen: Die deutsche Frühromantik [Vl.]; Das deutsche Drama der Gegenwart [Vl.]; Einführung in die Literaturwissenschaft [Üb.(U.)]; Schiller [Üb.(O.)]; Doktorandengemeinschaft.
- SS 1931, Gießen: Der Sturm und Drang [Vl.]; C. F. Meyer [Üb.(U.)]; Deutsche Erzähler der Gegenwart [Üb.(O.)]; Doktorandengemeinschaft.
- WS 1931/32, Gießen: Die deutsche Literatur im Zeitalter der Aufklärung [Vl.]; Dramaturgische Übungen [Üb.(U.)]; Probleme der Literatursoziologie [Üb.(O.)]; Doktorandengemeinschaft.
1. Febr. bis 1. Juni 1932, Columbia University, New York (Gastprofessur) [Näheres nicht bekannt].
- (angekündigt: SS 1932, Gießen: Goethe in der Zeit seiner Vollen dung [Vl.]; Des Knaben Wunderhorn [Üb.(U.)]; Hölderlin [Üb.(O.)]; Doktorandengemeinschaft.
- WS 1932/33, Gießen: Die deutsche Literatur im Zeitalter des Barock [Vl.]; Das junge Deutschland [Vl.]; Übungen in der Deutung von Dichtungen [Üb.(U.)]; Dichter des 19. Jahrhunderts (Heine, Platen, Stifter, Mörike) [Üb.(O.)].
- SS 1933, Gießen: Der deutsche Realismus I (Die Erzähler: Gottfried Keller und seine Zeitgenossen) [Vl.]; Deutsche Literatur der Gegenwart (Naturalismus und Neuromantik) [Vl.]; Clemens Brentano [Üb.(U.)]; Übungen zur deutschen Bildungsgeschichte [Üb.(O.)].
- WS 1933/34, Gießen: Die Dichtung der deutschen Klassik [Vl.]; Das deutsche Lied in der Neuzeit (Dichtung und Musik. Mit praktischen Darbietungen) [Vl.]; Übungen im Anschluß an die Hauptvorlesung [Üb.(U.)]; Hebbel und Büchner [Üb.(O.)]; Doktorandengemeinschaft.
- SS 1934, Gießen: Die Frühromantik [Vl.]; Übungen in der Deutung von Dichtungen [Üb.(U.)]; Grimmlshausen [Üb.(O.)]; Doktorandengemeinschaft.
- WS 1934/35, Gießen: Die deutsche Literatur im Zeitalter der Aufklärung [Vl.]; Formen der Erzählung [Üb.(U.)]; Dichter der konservativen Revolution (Paul Ernst, Kolbenheyer, Hans Grimm) [Üb.(O.)]; Doktorandengemeinschaft.
- SS 1935, Gießen: Die Dichtung des Sturms und Drangs [Vl.]; Interpretation von Dichtungen [Üb.(U.)]; Literaturgeschichtlicher Wiederholungskurs [Üb.(U.)]; mit Assistent]; Faust 2. Teil [Üb.(O.)]; Doktorandengemeinschaft.
15. Sept. 1935 bis 15. Febr. 1936, Harvard (Gastprofessur): Die deutsche Literatur vom Barock bis zum Ende der Romantik [U/Gr]; Erzähler des 18. Jahrhunderts [S].
- (angekündigt: WS 1935/36, Gießen [Vertretung Viétors durch Max Kommerell]: Volksdichtung und Kunstdichtung [Üb.(U.)]; Literaturgeschichtlicher Wiederholungskurs [Üb.(U.) mit Assistent]; Das Generationsproblem in der deutschen Dichtung [Üb.(O.)].
- SS 1936, Gießen: Goethe in der Zeit seiner Vollen dung [Vl.]; Interpretation von Dichtungen [Üb.(U.)]; Literaturgeschichtlicher Wiederholungskurs [Üb.(U.) mit Assistent]; Kleist [Üb.(O.)].
- 1936/37, Harvard (Gastprofessur): German Literatur since 1900 [U/Gr]; The German Naturalists [S].
- (angekündigt: WS 1936/37, Gießen [Vertretung Viétors durch Walther Rehm]: Die Deutsche Barockliteratur [Vl.]; Volksdichtung und Kunstdichtung [Üb.(U.)]; Literaturgeschichtlicher Wiederholungskurs [Üb.(U.) mit Assistent]; Übungen zur deutschen Bildungsgeschichte [Üb.(O.)].
- SS 1937, Gießen: Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter des Barock [Vl.]; Interpretation von Dichtungen [Üb.(U.)]; Literaturgeschichtlicher Wiederholungskurs [Üb.(U.) mit Assistent]; Ibsen [Üb.(O.)]; Doktorandengemeinschaft.
- 1937/38, Harvard: Die Dichtung der deutschen Klassik und Romantik [U/Gr]; Die deutsche Literatur der Gegenwart (Naturalismus, Neuidealismus, Expressionismus, 1890–1920) [U/Gr]; Moderne deutsche Lyriker [S]; Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts [S].
- 1938/39, Harvard: Die deutsche Romantik [U/Gr]; Goethe [U/Gr]; Einführung in die Literaturwissenschaft [S]; Der literarische Expressionismus in Deutschland (1912–1920) [S].

1939/40, Harvard: Goethe [U/Gr]; Die deutsche Literatur der Gegenwart (1890–1920) [U/Gr]; Das deutsche Volkslied und seine Geschichte [S]; Goethes Faust. Zweiter Teil [S].

1940/41, Harvard: Deutsche Romantik [U/Gr]; Goethe [U/Gr]; Goethe [U/Gr]; Deutsche Klassik (Goethe, Schiller, Herder, Hölderlin, W. v. Humboldt) [U/Gr]; Die deutsche Literatur der Gegenwart (Naturalismus, Neuidealismus, Expressionismus, 1890–1920) [U/Gr]; Goethes Jugendliteratur [S]; Rilke [S].

1941, Stanford (Gastprofessur): Barock-Seminar [Weiteres nicht bekannt].

1941/42, Harvard: Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts [U/Gr]; Goethe [U/Gr]; Deutsche Klassik (Goethe, Schiller, Herder, Hölderlin, W. v. Humboldt) [U/Gr]; Schillers klassische Dramen [S]; Die Literatur der Jahrhundertwende (Nietzsche, Schnitzler, H. v. Hofmannsthal, Spitteler, Stefan George, Thomas Mann, Dehmel) [S].

1942/43, Harvard: Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts (1830–1890) [U/Gr]; Goethe [U/Gr]; Deutsche Klassik (Goethe, Schiller, Herder, Hölderlin, W. v. Humboldt) [U/Gr]; Die deutsche Literatur der Gegenwart (Naturalismus, Neuidealismus, Expressionismus, 1890–1920) [U/Gr]; Die deutsche Literatur des 20. Jahrhunderts [U/Gr]; Goethes Alterswerke [S]; Deutsche Literatur und Weltliteratur im 18. und 19. Jahrhundert [S].

1943/44, Harvard: Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts (1830–1880) [U/Gr]; Goethe [U/Gr]; Die deutsche Literatur vom Naturalismus bis zur Gegenwart (1880–1933) [U/Gr]; Goethes Faust. Zweiter Teil [Gr].

1944/45, Harvard: Goethe [U/Gr]; Deutsche Klassik (Goethe, Schiller, Herder, Hölderlin, W. v. Humboldt) [U/Gr]; Die deutsche Literatur vom Naturalismus bis zum Expressionismus (1880–1914) [U/Gr]; Lyriker der Gegenwart [CG]; Schiller [S]; Der literarische Expressionismus [S].

1945/46, Harvard: German Romanticism [U/Gr]; German Literature in the Nineteenth Century [U/Gr]; Hölderlin [S]; Anti-Naturalism in German Literature (1890–1914) [S].

1946/47, Harvard: Goethe [U/Gr]; German Literature from Naturalism to Expressionism (1890–1924) [U/Gr]; Proseminar [CG]; Schiller's Classical Drama [S]; Problems and Methods of Research [S].

1947/48, Harvard: German Literature in the Nineteenth Century [U/Gr]; Goethe [U/Gr]; Deutsche Klassik (Goethe, Schiller, Herder, Hölderlin, W. v. Humboldt) [U/Gr]; Die deutsche Literatur des 20. Jahrhunderts (1900–1933) [U/Gr]; Rainer Maria Rilke [S].

1948/49, Harvard: Goethe [U/Gr]; Nineteenth Century Drama [U/Gr].

1949/50, Harvard: Goethe [U/Gr]; German Literature since 1900 [U/Gr]; Goethes Alterswerke [S].

1950 (15. Febr. bis 15. Juni), University of California, Berkeley (Gastprofessur): Vorlesung [U/Gr]; George und Rilke [S]. [Weiteres nicht bekannt].

1950/51, Harvard: Goethe [U/Gr]; German Literature in the Nineteenth Century [U/Gr]; Methods of Literary Investigation [Gr]; Rilke [S].

Unternehmensführung und Öffentlichkeitsarbeit *

1. Führung

Führung beinhaltet einen *Prozeß der Informationsgewinnung, -verarbeitung und -abgabe*, vor allem aber einen *Kommunikationsprozeß* innerhalb der Unternehmung und mit Personen bzw. Personengruppen außerhalb der Unternehmung.

Es handelt sich um einen durch Ratio und Emotionen geprägten *Prozeß der Willensbildung und Willensdurchsetzung* gegenüber anderen Personen unter Übernahme der hiermit verbundenen *Verantwortung*. Auf der Basis von Analyse- und Prognoseinformationen beinhaltet Führung im Kern Entscheidungs- bzw. Planungsfunktionen, Steuerungs- bzw. Vorgabefunktionen und Kontroll- bzw. Überwachungsfunktionen im Hinblick auf Ziele und Zielerreichungsmöglichkeiten – stets verbunden mit einem spezifischen Führungsverhalten¹ (vgl. Abb. 1).

Die Führung einer Unternehmung kann interpretiert werden als ein *System vermaschter Regelkreise*, als eine Vielzahl vernetzter Informations- und Kommunikationsströme zwischen Personen innerhalb und außerhalb der Unternehmung. Als Begründung für die Information der internen und externen Unternehmungsöf-

fentlichkeit über das Unternehmungs-geschehen reicht heute der Kosten-/Nutzen-Ansatz allein allerdings nicht mehr aus. Der verhaltenswissenschaftliche Interaktionsansatz und die Anreiz-Beitrags-Theorie bilden einen breiteren Erklärungsansatz. Letztlich wollen nämlich Kommunikationspartner aufgrund von Information und Kommunikation und daraus zu erwartenden Verhaltensweisen Chancenerhöhung bzw. Risikenverminderung, um jeweils Zielformulierung und/oder Zielerreichung zu verbessern².

Für ihre Tätigkeit haben hierbei die *Führungskräfte die Verantwortung* zu übernehmen

- *gegenüber sich selbst,*
- *gegenüber ihren Vorgesetzten und Mitarbeitern* sowie auch
- *gegenüber der Öffentlichkeit,*

also gegenüber den verschiedensten Personengruppen im System und Umsystem der Unternehmung. Letztlich hat sogar jeder einzelne Mitarbeiter Verantwortung zu übernehmen, d. h. einzustehen mit seiner Person für sein spezifisches Tun oder Lassen im Rahmen seines Aufgabengebietes³.

Aufgrund des *Wertewandels* in unserer Gesellschaft besteht heute an der *Entwicklung unserer großen und auch mittelgroßen Unternehmungen ein öffentliches Interesse*. Es gehört damit zu den Aufgaben – ja man kann sagen zu den Pflichten – *der Führungskräfte* dieser Unternehmungen, das *Entscheiden und Handeln bzw. Tun oder Lassen in der Öffentlichkeit zu erklären, zu rechtfertigen und dafür einzustehen, es zu verantworten*.

* Dieser Beitrag stellt eine verkürzte und leicht veränderte Fassung des Beitrages „Unternehmensführung und Öffentlichkeitsarbeit“ dar, den Prof. Dr. Dr. h. c. Dietger Hahn in der Zeitschrift für Betriebswirtschaft, 1992, H. 2, S. 137–157 veröffentlicht hat. Mit freundlicher Genehmigung des Gabler-Verlages, Wiesbaden, darf der Beitrag in dieser Form hier veröffentlicht werden.

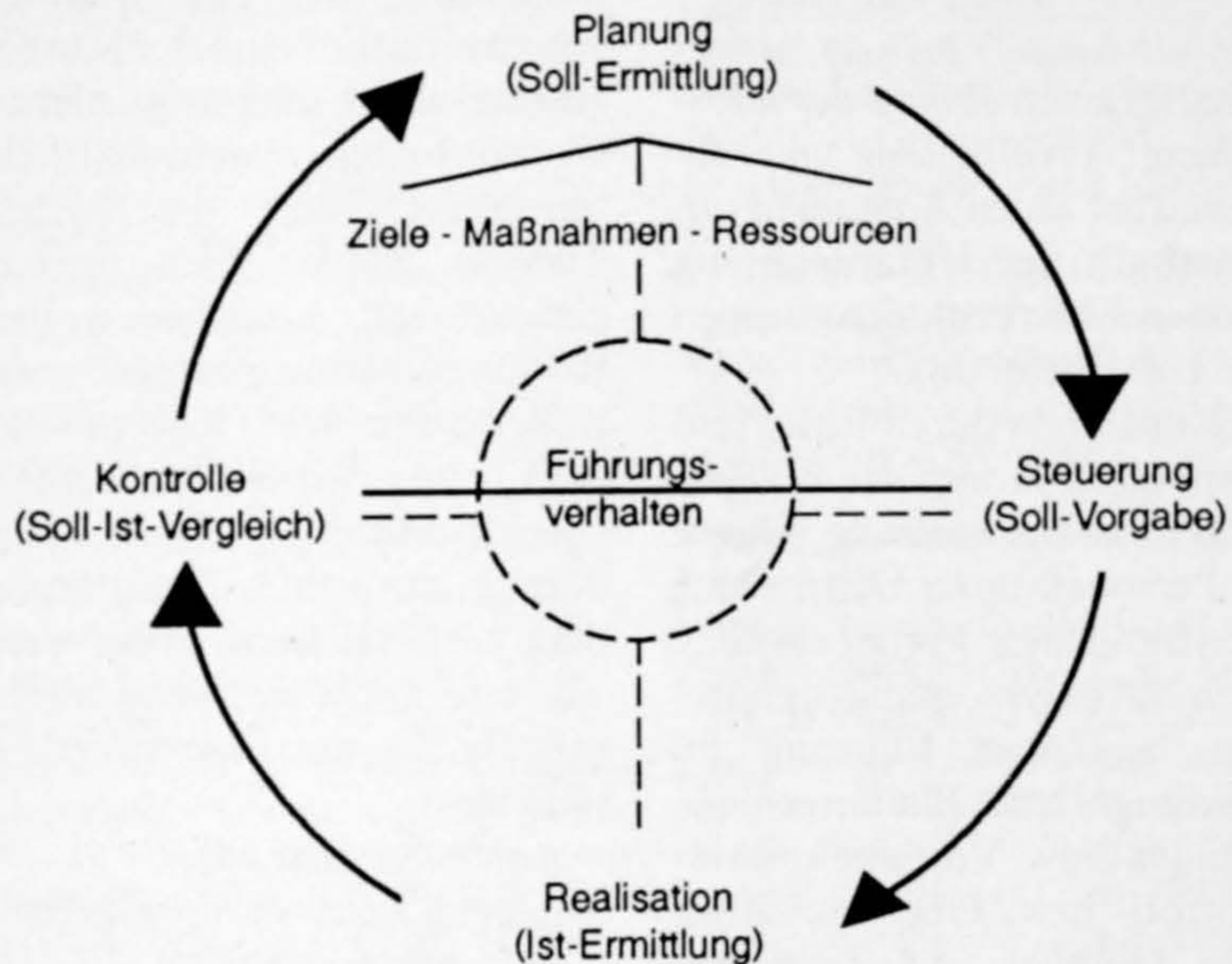
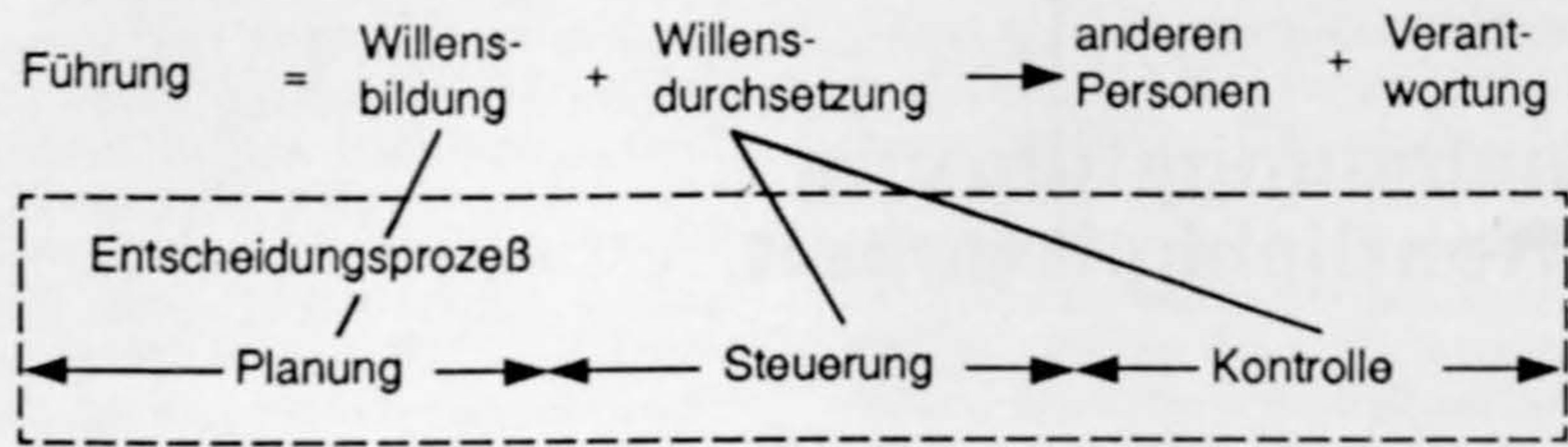


Abb. 1: Grundschemata des Führungs- und Realisationsprozesses

Bei zunehmender Komplexität, Dynamik und damit Ungewißheit, zum einen in den Umfeldern, zum anderen in der Unternehmung selbst, brauchen wir in Zukunft zunehmend *Führungskräfte mit verstärkter Fähigkeit zur Führung im Dialog*.

Nur Führung im Dialog sichert Motivation, Identifikation und Imageverbesserung und ermöglicht damit letztlich Unternehmungszukunftssicherung (vgl. Abb. 2). Sehen wir die Unternehmung als gesellschaftliche Institution, ist es nur folgerichtig, alle an der Unternehmung interessierten Gruppen über das gewollte und tatsächliche Unternehmungsgeschehen zu informieren, mit ihnen hierüber zu diskutieren und zu kommunizieren. Natürlich

bedarf dies einer glaubwürdigen Führung – mit Einheit in Wort und Tat, mit Gespür für unternehmensinterne und -externe Interessen, Ängste, Wünsche, Hoffnungen und Bereitschaften⁴.

2. Öffentlichkeitsarbeit

Als Führungs- und Führungsunterstützungsfunktion beinhaltet *Öffentlichkeitsarbeit* (Public Relations/PR, Public Affairs) eine *systematische und wirtschaftlich sinnvolle Gestaltung der Beziehungen zwischen der Unternehmungsführung und einer nach Gruppen gegliederten externen und internen Öffentlichkeit*, um bei diesen Gruppen *Verständnis und Vertrauen für das un-*

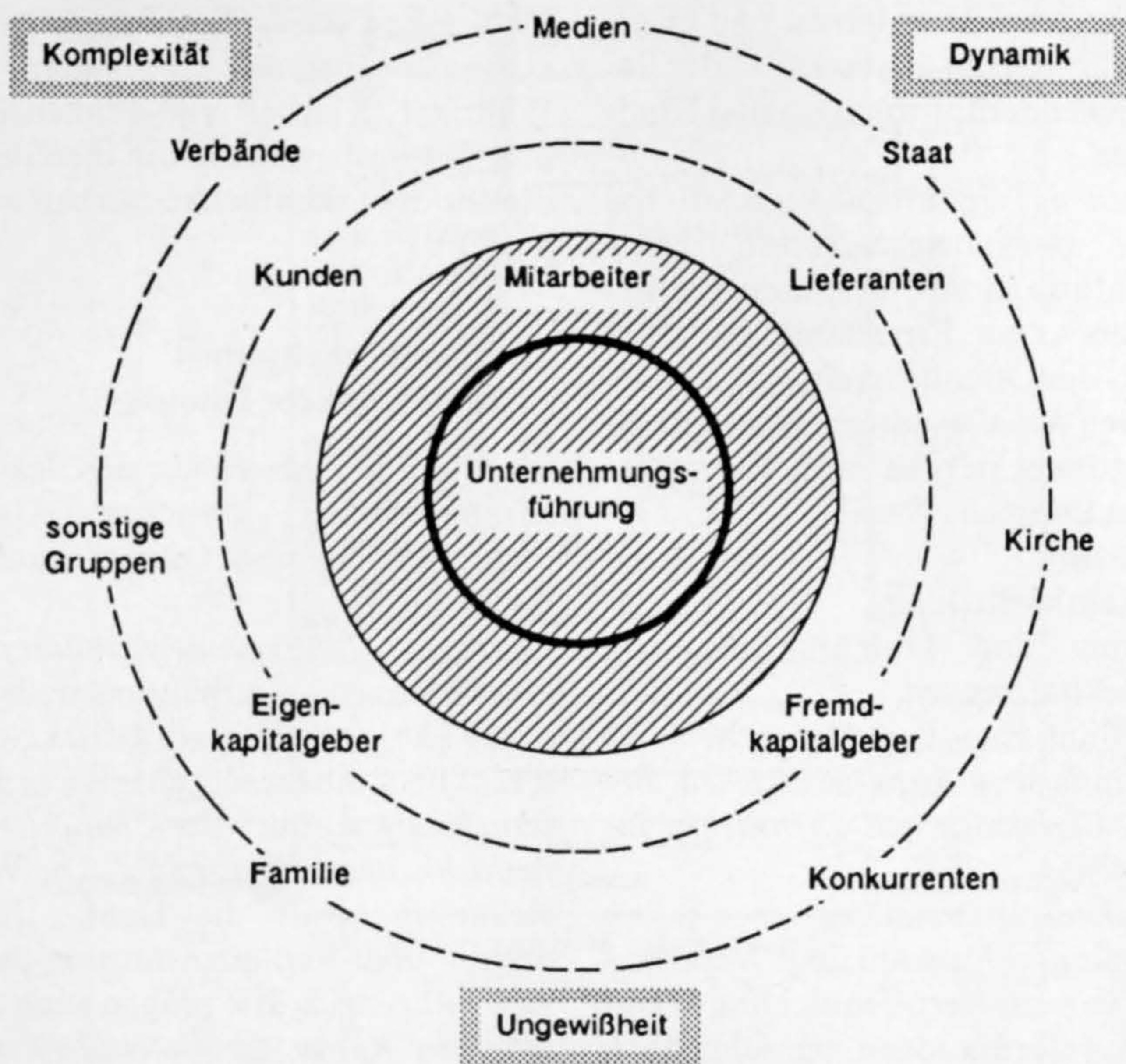


Abb. 2: Bezugsgruppenorientierte, vernetzte dialogische Führung

ternehmerische Entscheiden und Handeln zu gewinnen bzw. auszubauen⁵.

Das generelle Ziel der Öffentlichkeitsarbeit beinhaltet Pflege und Verbesserung des Unternehmensimages und damit auch Pflege und Verbesserung der Identifizierungsmöglichkeit mit dem Entscheiden und Handeln in der Unternehmung. Angestrebt werden Verständnis, Vertrauen und Anerkennung des Unternehmungsgeschehens durch Kunden, Lieferanten, Eigen- und

Fremdkapitalgeber, Mitarbeiter, Verbände und Institutionen – von der Regierung bis zur Ausbildungsstätte. Das generelle Ziel der Öffentlichkeitsarbeit kann dabei als Sekundärziel bezeichnet werden, das sich unmittelbar aus dem Primärziel einer Unternehmung ableitet⁶, dem Streben nach ihrer Erhaltung und erfolgreichen Weiterentwicklung.

Jede Führungskraft hat heute für ihre Tätigkeit um Verständnis, Vertrauen und

Anerkennung bei der internen und externen Öffentlichkeit zu werben – auf der Basis entsprechender Information und Kommunikation.

Eine *Abteilung Öffentlichkeitsarbeit* hat *spezifische Gestaltungsaufgaben*, insbesondere Informations- und Kommunikationsaufgaben, zur Erreichung des generellen Ziels der Öffentlichkeitsarbeit zu erfüllen, deren *Katalog* unternehmungsindividuell bestimmt werden kann. Hierzu gehören zum Beispiel:

- *Pressearbeit*
 - Kontaktherstellung,
 - Planung und Durchführung von Pressekonferenzen,
 - Erstellung eines Pressespiegels;
- *Kontaktpflege zu Regierungsstellen, Behörden, Verbänden und öffentlichen Institutionen*;
- *Unternehmensdarstellung*
 - Sammlung, Auswahl und Verarbeitung von zur Veröffentlichung geeigneten Informationen (einschließlich Archivbetreuung),
 - Erstellung einer Hauszeitschrift und von speziellen Mitarbeiterinformationen,
 - Gestaltung und Durchführung von PR-Aktionen,
 - Gestaltung von PR-Anzeigen, Fernsehspots, Filmen und Tonbildschauen,
 - Durchführung von Vortrags- und Diskussionsveranstaltungen,
 - Besucher- und Gästewesen;
- *Beratung und Unterstützung von Führungskräften unter PR-Aspekten* (von der Gestaltung des Geschäftsberichtes über Produkteinführungen bis zur Interviewvorbereitung);
- *Organisation und Koordination der Öffentlichkeitsarbeit*;
- *Entwickeln von PR-Konzepten und PR-Planung*, auch Planung und Überwachung des *PR-Etats*⁷.

Stets sollen dabei die *Grundsätze solider Öffentlichkeitsarbeit* eingehalten werden: Wahrheit, Klarheit und Einheit in Wort und Tat, insbesondere um die Glaubwürdigkeit der Öffentlichkeitsarbeit zu erhalten⁸.

3. Öffentlichkeitsarbeit im Rahmen der Führung

Im folgenden interessiert der Beziehungszusammenhang zwischen Unternehmensführung und Öffentlichkeitsarbeit (vgl. Abb. 3).

Durch die *Unternehmensphilosophie*, die abgestimmten Werthaltungen der obersten Führungskräfte, wird direkt – und indirekt über die hierdurch mitgeprägte *Unternehmenskultur* – der *Charakter der Öffentlichkeitsarbeit* geprägt⁹. Die Wertvorstellungen sowie die Denk-, Entscheidungs- und Verhaltensmuster der obersten Führungskräfte prägen auch *Philosophie und Kultur der Öffentlichkeitsarbeit* einer Unternehmung. So kann zum Beispiel das *Unternehmensleitbild* eine

- offene,
- offensive sowie
- planvolle, aber auch stets
- situationsgerechte

Öffentlichkeitsarbeit postulieren. Dies verlangt Dialogfähigkeit und Dialogwilligkeit im Umgang mit den spezifischen Gruppen der Öffentlichkeit. Ein solches Leitbild gestattet eine Zusammenarbeit zwischen Unternehmung und Presse – zumindest Qualitätspresse (Nahrendorf) – nach dem Grundsatz: Vertrauen gegen Vertrauen. Es setzt voraus, daß Pressesprecher an Vorstands- bzw. Geschäftsführungssitzungen teilnehmen¹⁰ und Führungskräfte und Mitarbeiter auf unteren Hierarchiestufen rechtzeitig zur Veröffentlichung vorgesehene Informationen erhalten¹¹. Dieses Unternehmensleitbild besagt auch, daß von außen geäußer-

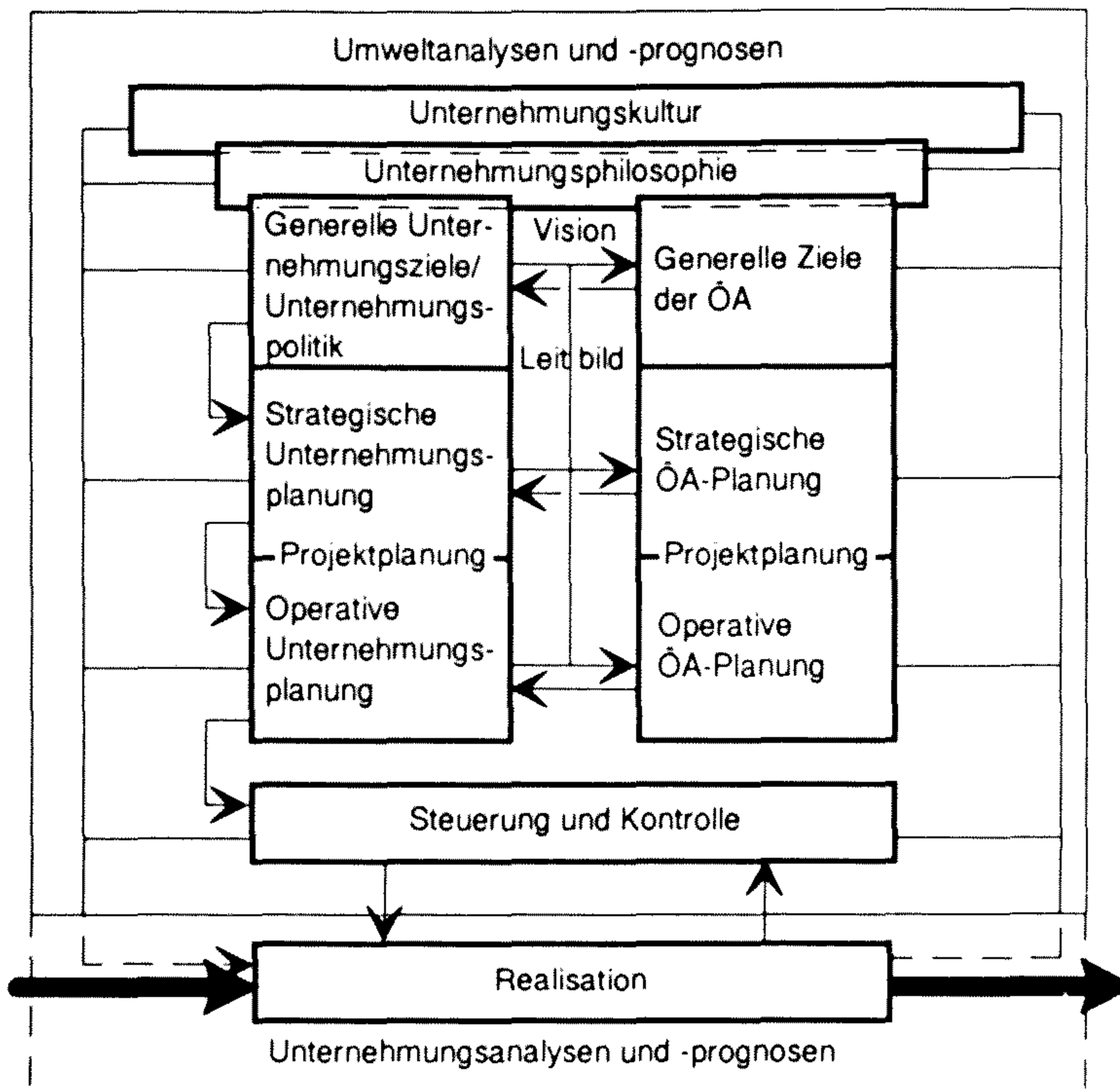


Abb. 3: Unternehmensführung und Öffentlichkeitsarbeit (ÖA)

te Kritik über die Abteilung Öffentlichkeitsarbeit in die Unternehmung hineingetragen werden darf – und bei Berechtigung Akzeptanz finden muß. Hiernach wird eine situationsgerechte, ereignisorientierte Öffentlichkeitsarbeit im Rahmen einer mittel- und langfristig angelegten, systematischen Öffentlichkeitsarbeit gefordert, die in der Unternehmensphilosophie und der Vision der obersten Führungskräfte ihren Ausgangspunkt hat. Durch die vertretene *Unternehmensphilosophie* und *Vision* der obersten Führungskräfte werden maßgeblich die *generellen Unternehmensziele* – als Ausdruck der Unternehmenspolitik – geprägt (Abb. 4).

So gilt es heute nicht mehr als oberstes Ziel des Wirtschaftens in Unternehmungen, allein den Interessen der Eigenkapi-

talgeber entsprechend eine optimale Ausschüttung und Vermögensmehrung zu gewährleisten.

Nach heute überwiegend vertretener Unternehmungstheorie und auch Unternehmungspraxis – gerade auch in Großunternehmungen – gilt es vielmehr, mit ausgewählten Sach- und Leistungszielen bzw. Produkt- und Dienstleistungsprogrammen einen optimalen Überschuß bzw. Gewinn unter Beachtung von Sozialzielen zu erwirtschaften, um die *Erhaltung und erfolgreiche Weiterentwicklung der Unternehmung sicherzustellen*.

Nur bei Erhaltung und vor allem erfolgreicher Weiterentwicklung der Unternehmung lassen sich die Ziele aller an der Unternehmung interessierten Gruppen erreichen – die Ziele von vorhandenen und potentiellen Mitarbeitern, Eigen- und

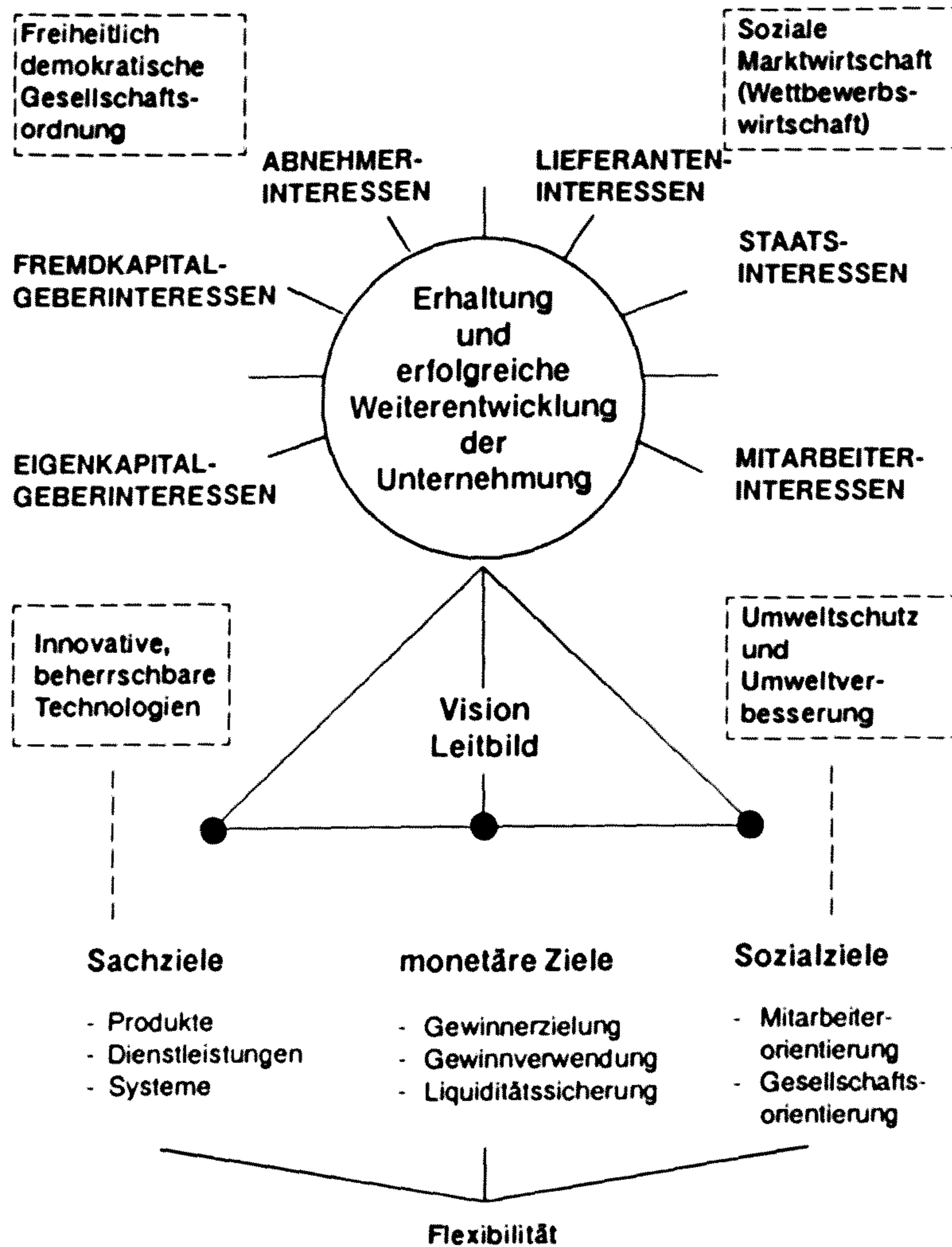


Abb. 4: Zweck, Ziele und Rahmenbedingungen der Unternehmung als gesellschaftliche Institution

Fremdkapitalgebern, Abnehmern und Lieferanten sowie auch des Staates¹². Erhebt man nicht nur die Erhaltung und erfolgreiche Weiterentwicklung der Unternehmung zum obersten Ziel der Unternehmung, sondern auch die *kardinalen Rahmenbedingungen* zu den von den Unternehmungen zu *verfolgenden Zielen*¹³, erhält man eine *faszinierende Zielpalette als Ausgangsbasis für eine glaubwürdige und überzeugende Öffentlichkeitsarbeit*. Es

gilt dann in der Unternehmung und in der Öffentlichkeit einzutreten für

- Erhaltung und erfolgreiche Weiterentwicklung der Unternehmung durch Gewinnstreben mit spezifischen Produkten und Dienstleistungen unter Beachtung von Sozialzielen sowie
- Umweltschutz und Umweltverbesserung,
- innovative, aber beherrschbare Technologien,

- soziale Marktwirtschaft als Wettbewerbswirtschaft und
- freiheitlich demokratische Gesellschaftsordnung.

*Auch aus betriebswirtschaftlicher Sicht sind heute Unternehmungsführung und damit Unternehmungsziele gesellschafts- bzw. öffentlichkeitsorientiert*¹⁴. „Die moderne Gesellschaft wird auf Dauer keine Institution hinnehmen, deren Sinn, deren Zielsetzung und deren Führungsgrundsätze sie nicht verstehen und bejahen kann. Wer informiert, kann am ehesten verstanden und akzeptiert werden“¹⁵. Dies erfordert eine aktive Gestaltung der Kommunikationsbeziehungen zwischen Unternehmung und ihrer gesellschaftlichen Umwelt¹⁶, eine Auseinandersetzung über das Entscheiden und Handeln in der Unternehmung gerade auch mit kritischen Gruppen im Umfeld.

Vision und Unternehmungsziele prägen weitgehend die Geschäftsfeld-, Funktionsbereichs- und Regionalstrategien sowie die zu deren Umsetzung erforderlichen operativen Aufgaben (Abb. 3). Diese zu interpretieren und spezifischen an der Unternehmung interessierten Gruppen auch spezifisch, aber stets aus dem Gesamtzusammenhang heraus zu erklären, ist ebenfalls Aufgabe der Öffentlichkeitsarbeit.

Auf der Basis der Geschäftsfeldstrategien, Funktionsbereichsstrategien und Regionalstrategien sowie der dazugehörigen Organisations- und Führungssystementwicklung lassen sich Richtung, Ausmaß und Struktur einer Unternehmungsentwicklung charakterisieren. Auf der Basis dieser Informationen – der Informationen über *Trends und Megatrends in der Unternehmungsentwicklung*¹⁷ – lassen sich *kommunikationsrelevante Themen für die Öffentlichkeitsarbeit* ableiten.

Aufbauend auf Vision und Zielen der Unternehmung und aufbauend auf den Strategien, Strukturen und Systemen der Un-

ternehmungsführung lassen sich *Ziele, Strategien und operative Programm- sowie Aktivitätsplanungen für die Öffentlichkeitsarbeit entwickeln* (Abb. 3)¹⁸. So können auf ausgewählte Schwerpunktthemen hin Projekte mit Print-Medien und elektronischen Medien ausgerichtet werden, aber auch Vorträge und Diskussionen, Geschäftsberichte und Informationsschriften, Messen, Sponsoring, Lobby und letztlich das Verhalten aller Mitarbeiter.

Hinzu treten im *operativen Bereich* als *laufende Aufgaben der Öffentlichkeitsarbeit* zum Beispiel:

- die Erklärung der aktuellen Geschäftsentwicklung und ggf. hieraus resultierende Konsequenzen,
- die Bekanntmachung und Begründung personeller Veränderungen in der oberen Führungsebene,
- die Erklärung von Störfaktoren, seien es Qualitätsmängel oder Umweltprobleme, vor allem von eingeleiteten Maßnahmen zu deren Beseitigung¹⁹.

Die *Abteilung Öffentlichkeitsarbeit* hat ihrerseits *aktiv bei der Bewältigung der Aufgaben der Unternehmungsführung mitzuwirken*. So sollte sie – vertreten durch ihre Leitung – an der *Erarbeitung von Vision, Leitbild, generellen Zielen und Strategien der Unternehmung* mitwirken, also nicht nur ereignisorientiert für die Beratung über die Kommentierung von Störfaktoren und laufender Geschäftsentwicklung in die Führungsgremiumarbeit einbezogen werden. Auch sollte sie im Rahmen der *operativen Planung* – zumindest koordinierend, aber durchaus auch anregend – bei der Erstellung der absatzorientierten *Marketingplanung* sowie der *Finanz- und Personalmarketingplanung* eingeschaltet sein.

Eine *Hauptgrundlage* für diese aktive Mitarbeit bei den Führungsaufgaben bilden von der Abteilung Öffentlichkeitsarbeit

durchgeführte oder veranlaßte *Unternehmens-Image-Studien*, aber auch generelle und spezielle *Umfeldstudien* auf verschiedensten Gebieten sowie *Informationen* aus der internen und externen Öffentlichkeit mit *Frühwarncharakter*. Letztlich sind Vision, Leitbild, hieraus abgeleitete Führungs- und Unternehmensgrundsätze sowie alle Entscheidungen/Planungen und Handlungen auch bezüglich ihrer Wirkungen auf die interne und externe Öffentlichkeit zu beurteilen. Auch fließen strategische und operative Vorhaben bzw. Maßnahmen der Öffentlichkeitsarbeit zur geplanten Verbesserung des Unternehmensimages als Bestandteil in die Gesamtunternehmensplanung ein.

4. Organisation der Öffentlichkeitsarbeit

Voraussetzung für eine planvolle Öffentlichkeitsarbeit ist deren *zweckmäßige Organisation*. Hierbei geht es um die Regelung der Aufgaben, Kompetenzen und Verantwortlichkeiten auf diesem Gebiet und damit auch die Regelung der Arbeits- bzw. Informationsbeziehungen.

So ist zunächst einmal in den Positionsbeschreibungen der *Führungskräfte* der oberen Stufen aufzunehmen, in welcher Art und in welchem Umfang von ihnen jeweils Öffentlichkeitsarbeit erwartet wird und welche Informationsquellen und -kanäle ihnen offenstehen. Auch spielen Koordinations- bzw. Abstimmungsfragen hier eine besondere Rolle.

Auch für eine *Abteilung Öffentlichkeitsarbeit* sind Aufgabenkataloge, Kompetenzen und Verantwortlichkeit sowie die Informationsbeziehungen zu anderen Personen bzw. organisatorischen Einheiten zu regeln.

Grundsätzlich sollte eine *Abteilung Öffentlichkeitsarbeit* dem *Vorsitzer des Vorstandes* bzw. *der Geschäftsführung* unter-

stehen, auch wenn sie Dienstleistungsfunktion gegenüber allen Führungskräften hat. Dies ergibt sich aus der Bedeutung der Aufgabe.

Die *Leitung einer Abteilung Öffentlichkeitsarbeit* sollte *Zugang zu allen Informationen* in der Unternehmung haben – natürlich unter Kenntnis einer gegebenenfalls gewünschten Geheimhaltung. Ihr sollten auch *Frühwarninformationen* zugänglich gemacht werden, um Trendveränderungen rechtzeitig erkennen und interpretieren zu können. Sie hat als gleichberechtigtes Mitglied an *Produktstrategie- und Unternehmensplanungskonferenzen* sowie *Bilanzbesprechungen* teilzunehmen, ferner als Gast an den Vorstands- bzw. Geschäftsführungssitzungen. Die Abteilung Öffentlichkeitsarbeit hat *Anspruch auf sofortige Information* nicht nur über "good news", sondern vor allem auch über "bad news". Hierbei hat sie gerade bezüglich der Behandlung von "bad news" gegenüber den Führungskräften Ratgeberfunktion. Auch sollte ihr grundsätzlich selber ein hoher Ermessensspielraum bei der Behandlung kritischer Fragen eingeräumt werden.

Für die Abteilung Öffentlichkeitsarbeit gilt, mit allen Führungskräften vertrauensvoll zusammenzuarbeiten, um bestmöglich abgestimmte Informationen an die Öffentlichkeit geben zu können. Hierbei sind besonders *laufende Abstimmungen* mit den Bereichen *Marketing einschließlich Werbung, Bilanzfragen und Publizität* sowie *Personalinformationswesen* erforderlich. Ihr ist hier Richtlinienkompetenz einzuräumen. Auch hat eine Abteilung Öffentlichkeitsarbeit darauf zu achten, möglichst oft *Mittler* – und zwar Kontaktvermittler – zwischen externen Informationssuchern und internen Informationsgebern zu sein.

Aufgrund ihrer Richtlinienkompetenz gegenüber anderen Einheiten hat eine *Abtei-*

lung Öffentlichkeitsarbeit aus organisatorischer Sicht den *Charakter einer Zentralabteilung*, die zudem Beratungsaufgaben im Sinne einer Stabsstelle und zum Teil auch originäre Führungsaufgaben²⁰, vor allem auch in Kommissionen/Ausschüssen, ausübt. Die interne Abteilungsgliederung richtet sich primär nach ihrem Aufgabenkatalog und der Unternehmungsgröße.

In großen Unternehmungen bzw. Konzernen kann geregelt werden, neben einer *Abteilung Öffentlichkeitsarbeit in der Zentrale bzw. Muttergesellschaft* auch jeweils eine *Abteilung Öffentlichkeitsarbeit in bestimmten Unternehmungsbereichen bzw. Tochtergesellschaften* zu unterhalten. Unternehmungsgröße, Programm- und Standortstruktur, Konzernart sowie vertretene Führungsphilosophie sind für den Grad der Zentralisation oder Dezentralisation der Aufgaben der Öffentlichkeitsarbeit entscheidend. Bei einem weitgehend dezentral geführten Konzern wird man auch dezentrale Öffentlichkeitsarbeit befürworten, wobei Konzernrichtlinien für wünschenswert oder erforderlich gehaltene Abstimmungen sichern helfen. *Dezentralisierung von Öffentlichkeitsarbeit steigert Selbstwertgefühl, Motivation und zwingt zur Eigenverantwortung* auch in schwierigen Situationen.

Nur systematisch gestaltete Öffentlichkeitsarbeit und gut organisierte Öffentlichkeitsarbeit sichern ihre Ziele und unterstützen damit die erfolgreiche Weiterentwicklung einer Unternehmung bzw. Unternehmungsgruppe.

Anmerkungen

¹ Vgl. Hahn, D., Planungs- und Kontrollrechnung – PuK, 3. Aufl., Wiesbaden 1985, S. 21 ff.; ferner Bleicher, K., Meyer, E., Führung in der Unternehmung, Reinbek 1976; Steinle, C., Führung, Stutt-

gart 1978, S. 13 ff.; Schwarz, H., Betriebsorganisation als Führungsaufgabe, 9. Aufl., München 1983.

² Vgl. Hahn, D., Planungs- und Kontrollrechnung – PuK, 3. Aufl., Wiesbaden 1985, S. 32 ff.; Macharzina, K., Informationspolitik, Wiesbaden 1990, S. 30 ff.

³ Vgl. Hardach, F. W., Über die Verantwortung der Unternehmensleitung. In: Gegenwartsfragen der Unternehmensführung, Festschrift für W. Hase-nack, hrsg. von H.-J. Engeleiter, Herne – Berlin 1966, S. 108; vgl. zum Begriff Verantwortung ferner Bleicher, K., Verantwortung. In: HWO, hrsg. von E. Grochla, 2. Aufl., Stuttgart 1980, Sp. 2283 ff.; Hauschildt, J., Verantwortung. In: HWO, hrsg. von E. Grochla, Stuttgart 1969, Sp. 1694 ff.

⁴ Vgl. Hahn, D., Entwicklungstendenzen der strategischen Führung. In: technologie & management, H. 2, 1992, S. 19.

⁵ Vgl. ähnlich Meffert, H., Strategische Unternehmensführung und Marketing, Wiesbaden 1988, S. 374; vgl. ferner Haedrich, G., Öffentlichkeitsarbeit und Marketing. In: Öffentlichkeitsarbeit, hrsg. von G. Haedrich, G. Barthenheier, H. Klei-nert, Berlin – New York 1982, S. 75.

⁶ Vgl. zu dieser Forderung auch Neske, F., PR-Management, Gernsbach 1977, S. 182.

⁷ Vgl. hierzu auch Wilke, J., Müller, U., Im Auftrag – PR-Journalisten zwischen Autonomie und Interessenvertretung. In: Angepaßte Außenseiter, was Journalisten denken und wie sie arbeiten, hrsg. von H. M. Kepplinger, Freiburg – München 1979, S. 129; Haedrich, G., Entwicklungstendenzen der Public Relations aus der Sicht der Wissenschaft. In: Neuere Entwicklungen in Public Relations, Arbeitspapier Nr. 28 der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Marketing und Unternehmensführung, hrsg. von H. Meffert, H. Wagner, Münster 1986, S. 14 ff.; Hundhausen, C., Public Relations, Essen 1967, S. 41 ff.

⁸ Vgl. hierzu bereits ähnlich Oeckl, A., Handbuch der Public Relations. Theorie und Praxis der Öffentlichkeitsarbeit in Deutschland und der Welt, München 1964, S. 171 ff.

⁹ Vgl. zur Unternehmungsphilosophie und Unternehmungskultur im Rahmen der strategischen Führung Hahn, D., Strategische Unternehmensführung – Grundkonzept. In: Strategische Unternehmensplanung – Strategische Unternehmensführung, hrsg. von D. Hahn, B. Taylor, 6. Aufl., Heidelberg 1992, S. 36 ff.

¹⁰ Vgl. zu dieser Auffassung auch Dürbaum, M., Public Relations. In: Management Enzyklopädie: Das Managementwissen unserer Zeit, Band 7, 2. Aufl., Landsberg am Lech 1984, S. 931 f.

- ¹¹ Vgl. auch *Scior, W.*, Unternehmensinterne Öffentlichkeitsarbeit. In: Öffentlichkeitsarbeit – Dialog zwischen Institutionen und Gesellschaft, hrsg. von *G. Haedrich, G. Barthenheier, H. Kleinert*, Berlin – New York 1982, S. 82.
- ¹² Vgl. hierzu bereits *Surface, F. M.*, Controllershship and Public Relations. In: Controllershship in Modern Management, hrsg. von *T. F. Bradshaw, C. C. Hull*, Chicago 1950, S. 211 sowie *Schmidt, R. B.*, Wirtschaftslehre der Unternehmung. Grundlagen, Stuttgart 1969, S. 47 ff., insbesondere S. 65 ff. sowie S. 110 ff. Vgl. ferner *Hahn, D.*, Planungs- und Kontrollrechnung – PuK, 3. Aufl., Wiesbaden 1985, S. 8 ff. Vgl. ferner im Zusammenhang mit der Öffentlichkeitsarbeit *Meffert, H.*, Strategische Unternehmensführung und Marketing, Wiesbaden 1988, S. 378.
- ¹³ Vgl. *Hahn, D.*, Strategische Unternehmensführung – Aufgaben und Herausforderungen der 90er Jahre. In: Vortragsband Produktionstechnisches Kolloquium, Berlin 1989, S. 41.
- ¹⁴ Vgl. auch *Ulrich, H.*, Unternehmungspolitik, Bern – Stuttgart 1978, S. 149 ff. Vgl. ferner *Albach, H.*, *Albach, R.*, Das Unternehmen als Institution, Wiesbaden 1989, S. 26 f.; *Reuter, E.*, Vom Geist der Wirtschaft, Stuttgart 1986, S. 11 ff.
- ¹⁵ *Kalmus, M.*, Aufgaben und Probleme der innerbetrieblichen Öffentlichkeitsarbeit. In: Öffentlichkeitsarbeit – Dialog zwischen Institutionen und Gesellschaft, hrsg. von *G. Haedrich, G. Barthenheier, H. Kleinert*, Berlin – New York 1982, S. 95.
- ¹⁶ Vgl. auch *Meffert, H.*, Strategische Unternehmensführung und Marketing, Wiesbaden 1988, S. 377.
- ¹⁷ *Kleinert, M.*, Direktor Öffentlichkeitsarbeit und Wirtschaftspolitik der Daimler-Benz AG.
- ¹⁸ Vgl. auch *Koch, A.*, Praxisprobleme der PR-Arbeit in der Wirtschaft heute. In: Öffentlichkeitsarbeit in der Wirtschaft, Sonderheft Nr. 2, hrsg. von *S. Quandt*, Gießen 1989, S. 16.
- ¹⁹ Vgl. auch *Bargen, J. v.*, Public Relations 2000. In: Marketing 2000, Perspektiven zwischen Theorie und Praxis, hrsg. von *C. Schwarz, F. Sturm, W. Klose*, Wiesbaden 1987, S. 247.
- ²⁰ Vgl. zur Charakterisierung und organisatorischen Eingliederung der Öffentlichkeitsarbeit *Brauer, G.*, Organisatorische Einordnung der Abteilung Öffentlichkeitsarbeit in Unternehmen. In: Öffentlichkeitsarbeit – Dialog zwischen Institutionen und Gesellschaft, hrsg. von *G. Haedrich, G. Barthenheier, H. Kleinert*, Berlin – New York 1982, S. 113 f.; *Dürbaum, M.*, Public Relations. In: Management Enzyklopädie: Das Managementwissen unserer Zeit, Band 7, 2. Aufl., Landsberg am Lech 1984, S. 931; *Haedrich, G., Kreilkamp, E.*, Zur Situation der Öffentlichkeitsarbeit in deutschen Unternehmen. In: DBW, 43. Jg. 1983, Nr. 3, S. 441; *Hundhausen, C.*, Public Relations, Organisation der. In: HWO, hrsg. von *E. Grochla*, Stuttgart 1969, Sp. 1384.

Neurophysiologisches Monitoring in der Anästhesie

Der Beitrag des Anästhesisten zur Verminderung des perioperativen zerebralen Risikos

Einleitung

Patienten sind in der Phase vor Operation und Narkose großen Ängsten und psychischen Belastungen ausgesetzt. Nicht nur der Tod als schlimmste Form des sogenannten „outcomes“, des Erfolgs einer operativen Maßnahme, sondern vor allem auch die Furcht, mit neurologischen Schäden aus der Narkose zu erwachen, stehen dabei vielfach im Vordergrund. Diese Ängste sind bei den meisten Patienten erheblich stärker als die Angst vor einem operativen Fehler oder davor, daß die Operation ihnen keine Linderung ihres Leidens bringen könnte.

Untersuchungen über die Gefährlichkeit von Narkose per se gibt es viele. Das Risiko eines Patienten, an einem Narkosefehler zu versterben, liegt heute zwischen 1:20 000 und 1:300 000¹. Dieses Risiko ist bei nur leicht erkrankten Patienten ohne wesentliche Begleiterkrankungen deutlich niedriger als bei Schwerkranken. Das Risiko, das sich aus dem operativen Eingriff selbst und den Vorerkrankungen des Patienten ergibt, ist etwa 25- bis 40mal höher als das „Narkoserisiko“.

Trotzdem bergen aber einige operative Eingriffe typischerweise ein Risiko für die Entwicklung neuer neurologischer Defizite wie Lähmungen, Sprach- oder Gedächtnisstörungen. Hier sind in erster Linie die Herzchirurgie, die Gefäßchirurgie der hirnzuführenden Blutgefäße und naturgemäß die Neurochirurgie zu nennen. Neurophysiologische Überwachungsmethoden, speziell adaptiert an die Bedürf-

nisse und Bedingungen des Operationsaals, haben in den letzten Jahren einen hohen Stellenwert in der perioperativen Risikominderung gewonnen.

Die Möglichkeiten der perioperativen neurophysiologischen Überwachung sollen im folgenden kurz beschrieben und in ihrem praktischen Einsatz unter den Bedingungen von Narkose und Operation vorgestellt werden. Der Anästhesist leistet mit dem Einsatz neurophysiologischer Überwachungsmethoden vielfach einen Beitrag zur Verminderung des perioperativen zerebralen Risikos. Nur durch die frühzeitige Diagnose einer zerebralen Funktionsstörung und durch eine zielgerichtete therapeutische Intervention kann in manchen Fällen ein bleibendes neurologisches Defizit verhindert werden.

Dieser kurze Überblick soll typische neurophysiologische Untersuchungs- und Meßverfahren in ihrem klinischen Einsatz im Rahmen der Narkose- und Operationsüberwachung zeigen. Anhand einiger Beispiele werden die Möglichkeiten der perioperativen Datenerfassung dargestellt und illustriert.

Heute stehen der Abteilung für Anaesthesiologie und Operative Intensivmedizin der JLU für die anästhesiologische zerebrale Überwachung im Routinebetrieb folgende Modalitäten zur Verfügung:

- das EEG als Original-(Roh-)EEG
- computerisierte Verarbeitungen und Auswertungen des EEG-Signals
- die evozierten Potentiale unterschiedlicher Modalitäten und

- die transkranielle Doppler-Sonographie

1. Das Elektroenzephalogramm (EEG) als Indikator der zerebralen Aktivität

Im Jahr 1924 gelang es Hans Berger erstmalig, beim Menschen elektrische Hirnpotentiale abzuleiten². Er erkannte bald, daß mit diesem neuen Verfahren, das er „Elektroenzephalographie“ nannte, die Dokumentation medikamenteninduzierter Bewußtseinsveränderungen möglich war. Ihm gelang im Jahre 1931 auch die erste Dokumentation der hirnelektrischen Auswirkungen einer Chloroformnarkose. In den folgenden Jahren wurden mit zunehmenden Verbesserungen in der eingesetzten Technik auch die Darstellung der zerebralen Auswirkungen unterschiedlicher Narkotika möglich. Typische EEG-Veränderungen der damals üblichen Narkotika Chloroform, Äther und Barbiturate konnten unterschiedlichen Narkosestadien zugeordnet werden. Mit der fortschreitenden technischen Entwicklung gelang es, die EEG-Effekte auch quantitativ darzustellen. Erst die fortschreitende Computerisierung machte es in den 70er Jahren möglich, auch während Operationen quantitative EEG-Analysen durchzuführen. An einen routinemäßigen kontinuierlichen Einsatz des EEG perioperativ war allerdings aufgrund der hohen Artefaktraten noch nicht zu denken. Die Ursachen für EEG-Artefakte in Operationssälen sind vielfältig und in Tabelle 1 zusammengestellt.

Heute stehen uns Ableitsysteme zur Verfügung, die störungsarm arbeiten und für den kontinuierlichen Gebrauch während operativer Eingriffe geeignet sind. Angestrebt wird dabei, das analoge EEG-Signal weiterzuverarbeiten und auf einfachere, weniger komplexe Parameter zu reduzieren, um die darin enthaltene Informati-

Tabelle 1: Ursachen für Artefakte

Intraoperative EEG-Ableitung
- Ursachen für Artefakte -

- elektrische Geräte
 - elektrische chirurgische Messer
 - Röntgengeräte
 - Monitore
 - durch Patientenbewegungen
 - durch Bewegungen in Patientennähe
 - Biologische Artefakte
 - EKG
 - Pulswellen
 - Schweißartefakte
 - Augenbewegungen
 - Fehler an Elektroden und Kabeln
-

on schnell und übersichtlich darstellen zu können. Dabei muß auch der Tatsache Rechnung getragen werden, daß ein Anästhesist meist nur geringe Erfahrungen mit der EEG-Auswertung hat und somit Parameter benötigt, die von ihm ohne Spezialkenntnisse erhoben und interpretiert werden können. Die heute übliche Weiterverarbeitung des Roh-EEGs soll die Auswertung erleichtern, Befundänderungen besser und leichter erkennen lassen und damit die Befundinterpretation und die Verlaufsbeobachtung vereinfachen.

Mit den Verbesserungen in der Ableittechnik parallel gehen Entwicklungen zu immer genaueren und komplexeren Auswertungen der gemessenen Signale. Für die Anästhesie besonders interessant ist dabei die Entwicklung von topographisch arbeitenden Ableitsystemen. Mit ihrer Hilfe können gleichzeitig verschiedene Regionen des Gehirns auf ihre Funktion und Integrität hin überwacht werden. Dies ist besonders dann interessant, wenn intraoperativ mit Funktionsstörungen nicht des ganzen Gehirns, sondern lediglich in bestimmten Regionen gerechnet werden muß.

Indikationen für das perioperative EEG-Monitoring

Die Gründe für eine peri- bzw. intraoperative Überwachung der Gehirnfunktion sind vielfältig (Tabelle 2):

Den Anästhesisten interessieren primär die Auswirkungen der von ihm eingesetzten Narkotika auf die Hirnfunktion. Insbesondere Wirkungseintritt, Wirkungsdauer und Ausmaß der zerebralen Veränderungen sind von Bedeutung. Die sogenannte „Narkosetiefe“, also der Grad der Bewußtlosigkeit eines Patienten und das Ausmaß seiner Schmerztoleranz entzieht sich bis heute einer objektiven Messung. Auch die Suche nach einem Parameter für die Messung und Quantifizierung dieser „Narkosetiefe“ ist eine Motivation für den Einsatz der neurophysiologischen Überwachung. Objektive, genau definierte Parameter, die dem Anästhesisten die Tiefe seiner Narkose anzeigen, gibt es bis heute nicht. Er orientiert sich beispielsweise an Veränderungen des Herz-Kreislauf-Systems des Patienten, an seiner Pupillenreaktion und der Atmung. Damit wird der Aktivationsgrad des sympathischen Nervensystems als Parameter für den „Streß“ des Patienten und zur Steuerung der Narkotikagabe herangezogen.

Tabelle 2: Indikationen für den Einsatz des EEG in der Anästhesie

Einsatz des EEG in der Anästhesie – Indikationen –

- Wirkung von Medikamenten
 - Wirkungsort
 - Wirkungseintritt
 - Wirkungsdauer
 - Erkennen von intraoperativen Wachzuständen
 - Erfassen der Narkosetiefe
 - Erkennen von
 - Ort,
 - Zeitpunkt,
 - Ursache und
 - Ausmaß zerebraler Läsionen
-

Eng verbunden mit der Frage nach der „Narkosetiefe“ sind das Risiko von intraoperativen Wachzuständen und das Problem von Narkotikaüberdosierungen. Indikationen zur Operation können heute aufgrund verbesserter operativer Techniken und aufgrund von großen Fortschritten im anästhesiologischen und intensivmedizinischen Bereich bei immer älteren und immer krankeren Patienten gestellt werden. Viele dieser Patienten stehen unter Medikamenten, welche die Kreislauf-funktion beeinträchtigen, viele sind schwer herzkrank. Bei einem großen Teil dieser Patienten können daher z. B. Kreislaufparameter nicht mehr als Indikatoren der Narkosetiefe herangezogen werden. Gerade hier ist um so mehr die Überwachung der Auswirkungen von Narkose, Operation oder intensivmedizinischer Behandlung auf die zerebrale Funktion wünschenswert, um intraoperative Wachzustände zu erkennen, aber auch um Überdosierungen von Narkotika vermeiden zu können.

Der wichtigste Grund für den Einsatz der intraoperativen Überwachung ist die Gefahr von Störungen der Gehirnfunktion. Einige Operationen bergen schon per se die Gefahr einer zerebralen Funktionsstörung (Tabelle 3). Dies sind naturgemäß vor allem neurochirurgische Operationen. Besondere Gefahren (Tabelle 4) bestehen auch bei Operationen an hirnzuführenden

Tabelle 3: Einsatzgebiete für zerebrales Monitoring

Einsatzgebiete für zerebrales Monitoring

- Herzchirurgie
 - Gefäßchirurgie, insbesondere hirnzuführende Gefäße
 - Neurochirurgie
 - Operationen mit der Gefahr hämodynamischer Zwischenfälle
 - Operationen bei zerebral vorgeschädigten Patienten
 - Operationen bei metabolisch entgleisten Patienten
-

Tabelle 4: Ursachen für intraoperative zerebrale Funktionsstörungen

Ursachen für intraoperative zerebrale Funktionsstörungen

- unzureichende Perfusion
 - unzureichender Blutdruck
 - unzureichender Blutfluß
 - unzureichende Oxygenierung
 - Verschiebungen des Säure-Basen-Haushaltes
 - Elektrolytverschiebungen
 - Blutverluste
-

Gefäßen, im Rahmen der Herzchirurgie und bei Operationen, die mit schweren hämodynamischen Veränderungen einhergehen können.

Einsatz des EEG im Routinebetrieb

In der Abteilung für Anaesthesiologie und Operative Intensivmedizin der JLU werden verschiedene EEG-Geräte im Routinebetrieb eingesetzt. Im folgenden soll die neueste Entwicklung auf dem Gebiet der intraoperativen Gehirnüberwachung, das sogenannte „CATEEM“-System kurz vorgestellt werden. Dieser Monitor wird seit knapp zwei Jahren bei uns erprobt und im Rahmen einer wissenschaftlichen Kooperation mit den Entwicklern des Systems, dem Forschungsinstitut Pro Science, Linden, ständig an die speziellen anästhesiologischen Bedürfnisse in der perioperativen Patientenüberwachung adaptiert.

Das Kürzel „CATEEM“ bedeutet „Computer Aided Topographical Electro-Encephalo-Metry“. Es handelt sich um ein topographisch und quantitativ arbeitendes System. Die Ableitung des EEG erfolgt dabei an 17 Stellen der Kopfoberfläche. Dazu wird dem Patienten eine Haube aufgesetzt, in welche die EEG-Elektroden integriert sind. Dieses Verfahren garantiert eine schnelle und schonende, für den Pa-

tienten nicht schmerzhaft Ableitung und sichert gleichzeitig den korrekten topographischen Sitz der Elektroden. Eine artefaktfreie Ableitung läßt sich in weniger als fünf Minuten erreichen, so daß aus dem Einsatz dieser Überwachung keine Verlängerung von Narkose- und Operationszeiten resultiert. Die EEG-Signale werden von der Kopfhaut abgeleitet und einer Analog-Digital-Wandlung unterzogen, um dann von einem Computer weiterverarbeitet zu werden. Um die Artefaktquellen eines Operationssaales zu umgehen, erfolgt diese Digitalisierung in unmittelbarer Patientennähe und die Übertragung der Daten zum Computer mittels Glasfaserkabel, so daß auf diesem Weg keine Veränderung oder Störung der Daten mehr möglich ist.

Die digitalisierten Daten werden einer Fast-Fourier-Transformation unterzogen. Dabei geht man von der Theorie aus, daß sich ein Original-EEG-Signal aus Sinusschwingungen unterschiedlicher Frequenz, Amplitude und Phasenlage zusammensetzen läßt. Das Original-EEG-Signal wird mathematisch in diese (hypothetisch) zugrundeliegenden Sinusschwingungen zerlegt. Die resultierenden Sinusschwingungen werden anhand ihres Frequenzgehalts in „Bändern“ zusammengefaßt. Diese sogenannten „Powerbänder“ oder „Leistungsdichtespektren“ werden für jeden der 17 Ableitpunkte im Vier-Sekunden-Rhythmus berechnet, farblich codiert und auf einen Bildschirm ausgegeben. Um dem Beobachter einen visuellen Eindruck von der Verteilung der zerebralen Aktivität über die Kopfoberfläche zu vermitteln, werden zusätzlich aus den gemessenen Signalen für weitere 82 Zwischenpunkte die Powerspektren errechnet. Nach farblicher Codierung erfolgt die Ausgabe für alle Punkte auf eine sphärische Projektion der Gehirnoberfläche (Abb. 1) und vermittelt so dem Beobachter einen visuellen

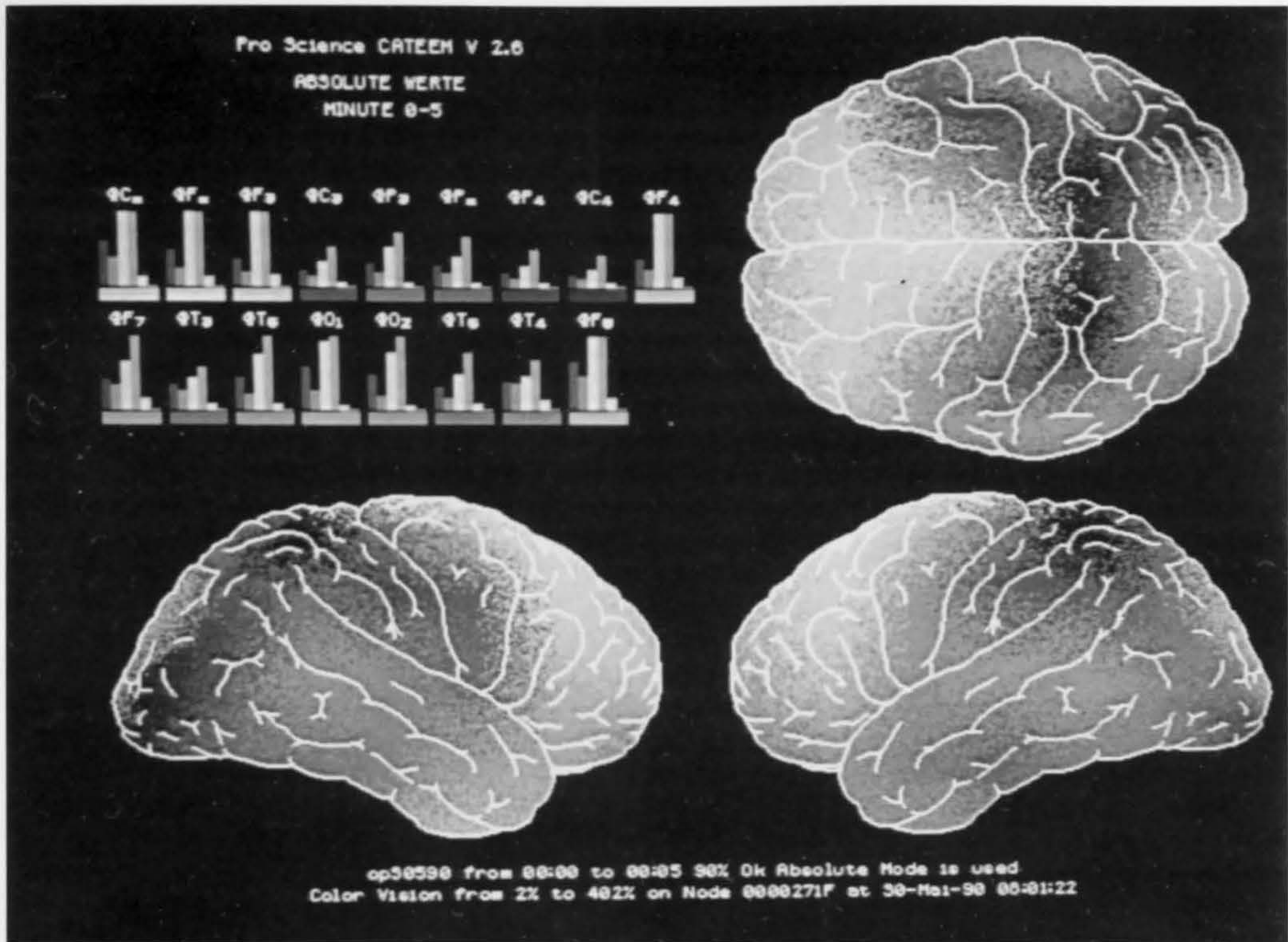


Abb. 1: Beispiel für die intraoperative topographische EEG-Überwachung mittels CATEEM. Elektroenzephalometrische Überwachung während der Operation eines Aneurysma der Aorta ascendens. Erläuterungen im Text.

Gesamteindruck von der zerebralen Aktivität. Aufgrund der anschaulichen Visualisierung der gemessenen Daten ist es dem Anästhesisten neben der Überwachung der Monitore für Atmung, Beatmung, Herzfrequenz und Blutdruck, um nur einige zu nennen, schnell möglich, den Verlauf des EEG zu beobachten. Bei plötzlichen Änderungen der zerebralen Aktivität ist jederzeit eine genauere Analyse möglich. Das Original-EEG wird zusätzlich auf einem Kontroll-Monitor ständig angezeigt und kann, ebenso wie alle berechneten Daten, abgespeichert werden. Diese Daten stehen dann für weitere Auswertungen, z. B. für wissenschaftliche Fragestellungen, zur Verfügung.

Das CATEEM-System wird vornehmlich im Rahmen herzchirurgischer Eingriffe

eingesetzt. Ein Beispiel soll den Stellenwert dieser Form des neurophysiologischen Monitorings demonstrieren:

Bei einem 50jährigen Patienten müssen eine neue Aortenklappe implantiert und eine Aussackung (Aneurysma) der Aorta beseitigt werden. Diese Operation wird mit Hilfe einer Herz-Lungen-Maschine durchgeführt. Die Körperkerntemperatur muß während der Operation bis auf 26 °C abgesenkt werden. Zur Überwachung der Hirnfunktion wird das CATEEM-System eingesetzt. Abbildung 1 zeigt die Leistungsdichtespektren nach Narkoseeinleitung. In der linken oberen Bildhälfte werden die Spektren der einzelnen Ableitpunkte dargestellt, die sphärischen Aufsichten auf die „Karten“ der Hirnoberfläche erleichtern die topographische Zuord-

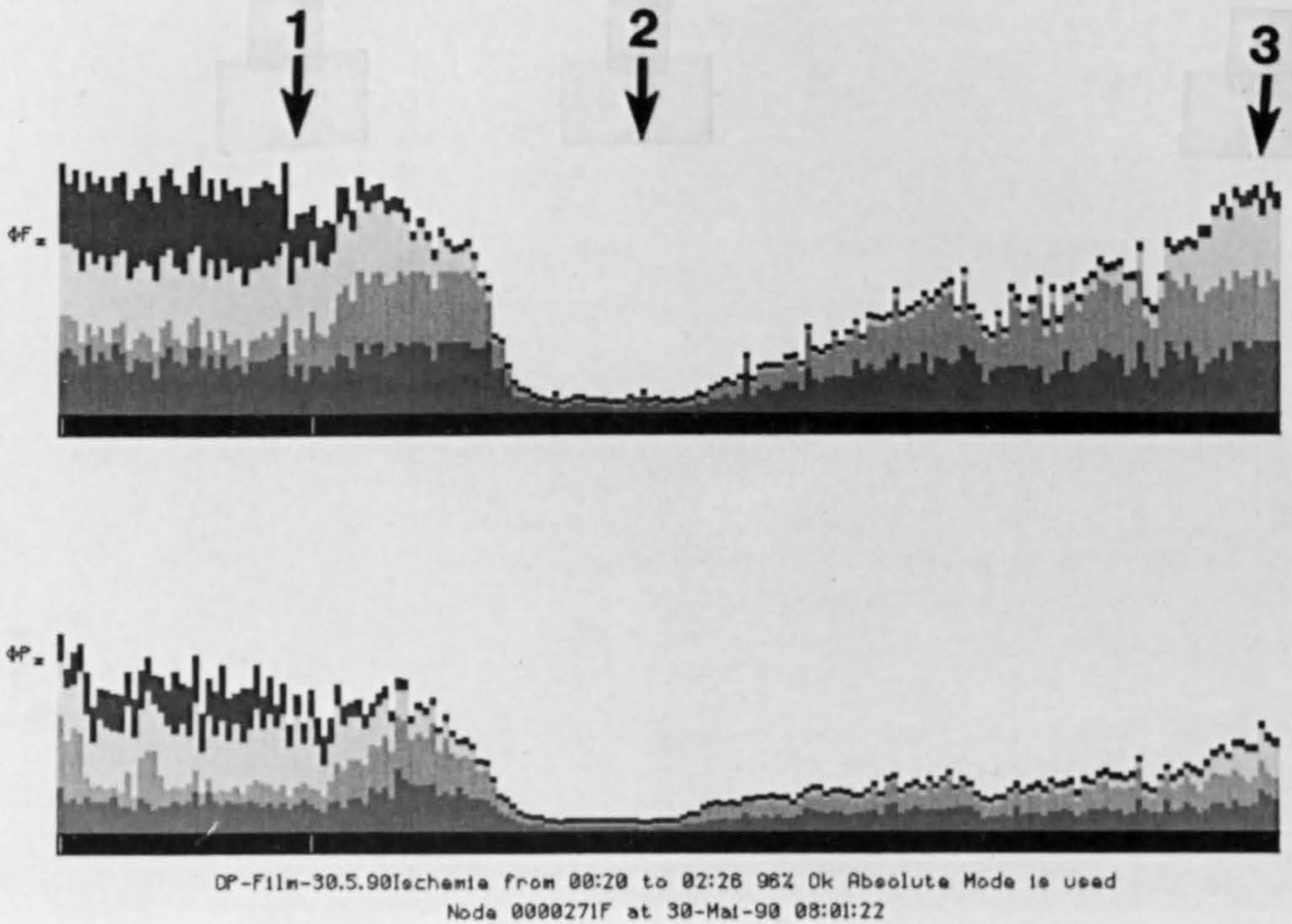


Abb. 2: Zeitgang der Powerspektren an zwei Ableitpunkten beim gleichen Patienten. Die Zeitachse in diesem Blockdiagramm verläuft von links nach rechts, wobei jeder „Block“ einen Zeitraum von 40 Sekunden repräsentiert. Die dargestellten Veränderungen sind vor allem durch Veränderungen der Körpertemperatur induziert.

Zeitpunkt 1: Beginn der extrakorporalen Zirkulation, Körperkerntemperatur 36,7 °C

Zeitpunkt 2: Phase der tiefsten Abkühlung (25,6 °C)

Zeitpunkt 3: Wiedererwärmungsphase (32,4 °C).

nung. In Abbildung 2 sind die Powerspektren an zwei Ableitpunkten über die Zeit (dargestellt sind 126 Minuten) aufgezeichnet. Zum Zeitpunkt 1 wird der Patient an die Herz-Lungen-Maschine angeschlossen, gleichzeitig wird mit der Abkühlung des Körpers begonnen (Temperatur 36,7 °C). Die Veränderung der hirnelektrischen Aktivität in der Abkühl- und Wiedererwärmungsphase ist zum Zeitpunkt 2 (25,6 °C) am ausgeprägtesten. Zeitpunkt 3 (32,4 °C) demonstriert die Aktivitäten bei der Wiedererwärmung. Bei diesem Patienten traten keinerlei neurologische Schäden auf.

Nicht vom klinischen Einsatz zu trennen sind auch die wissenschaftlichen Fragestellungen, bei denen das perioperative EEG-Monitoring, vor allem in Form der topographischen Überwachung, zum Einsatz kommt. Auch im wissenschaftlichen Bereich stehen Fragen, die sich mit der zerebralen Funktion im Rahmen des Einsatzes der extrakorporalen Zirkulation beschäftigen, im Vordergrund.

Untersucht werden dabei zur Zeit beispielsweise:

- Das Ausmaß der präoperativen Sedierung unter verschiedenen Prämedikationsverfahren.

- Die Auswirkungen der Hypothermie während der extrakorporalen Zirkulation auf die Hirnfunktion.
- Die zerebrale Reaktion auf die chirurgischen und anästhesiologischen Maßnahmen unter verschiedenen Narkoseregimen, um eine Optimierung des anästhesiologischen Managements bei diesen kritisch kranken Patienten zu erreichen.
- Auswirkungen der extrakorporalen Zirkulation auf die zerebrale Funktion bei Kindern.

2. Evozierte Potentiale

– Überwachung der funktionellen Integrität sensorischer Systeme –

Wie in den vorigen Abschnitten beschrieben, dient das Elektroenzephalogramm (EEG) dazu, Veränderungen der elektrischen Hirnaktivitäten zu erfassen. Damit sollen eventuelle Störungen im Bereich des zentralen Nervensystems frühzeitig auch unter den Bedingungen von Narkose und Operation erkannt werden, um durch geeignete therapeutische Maßnahmen mögliche Schäden abzuwenden. Für diesen Zweck, die Verbesserung der Sicherheit der Patienten, werden an unserer Klinik bei bestimmten Operationen auch sogenannte evozierte Potentiale abgeleitet. Hierbei handelt es sich, vereinfacht dargestellt, um die Registrierung der elektrischen Reizantwort bestimmter Nervenzellen auf einen spezifischen Sinnesreiz (z. B. visuell, akustisch, sensorisch etc.). Bei einer adäquaten „Antwort“ kann wiederum auf die Funktionstüchtigkeit der betroffenen Nervenleitungsbahnen geschlossen werden. Im Gegensatz zum EEG, mit dem die spontane elektrische Aktivität der Hirnrinde (Cortex) registriert wird, erlauben die evozierten Potentiale auch eine Beurteilung der Funktion subcorticaler Strukturen wie z. B. Hirnstamm oder Tha-

lamus, die dem EEG normalerweise nicht zugänglich sind. Dies gilt jedoch nur für den Fall, daß diese Strukturen Bestandteile der untersuchten Nervenbahnen sind (sogenannte topographische Spezifität der evozierten Potentiale).

Schon in der 1875 erschienenen Arbeit von R. Caton "The Electrical Currents of the Brain" findet sich der Satz: "Impressions through the senses were found to influence the currents of certain areas ... of the ... brain." Hier wurde also schon vor über 100 Jahren mit vergleichsweise primitiven Methoden entdeckt, daß eine Sinnesreizung mit Veränderungen der elektrischen Aktivität bestimmter Anteile des zentralen Nervensystems verbunden ist. 1914 erfolgte die erste Fotografie eines evozierten Potentials beim Tier, 1939 die erste Registrierung beim Menschen.

Das Hauptproblem bei der Ableitung evozierter Potentiale, ihre im Vergleich zum EEG etwa zehnfach kleinere Amplitude, konnte durch Dawson 1954 elegant gelöst werden: Er registrierte die hirnelektrischen Reizantworten mehrfach in konstantem zeitlichen Bezug zum Reiz und bildete daraus den Mittelwert. Da die spontane EEG-Aktivität in keinem festen zeitlichen Verhältnis zum Reiz steht, konvergiert sie nach Mittelwertbildung gegen Null, so daß sich das evozierte Potential „herauskristallisiert“. Dieses Prinzip wird auch heute noch angewendet, allerdings unter Einsatz moderner Computertechnik.

Man unterscheidet bei den evozierten Potentialen unterschiedliche Modalitäten:

Visuell evozierte Potentiale (VEP)

Nach Stimulation der Netzhaut (Retina) mit Lichtblitzen oder bestimmten Mustern läßt sich die Funktion der Sehbahn mit visuell evozierten Potentialen (VEP)

beurteilen. Diese Methode wird in der neurologischen Diagnostik u. a. bei Erkrankungen des Sehnerven eingesetzt (z. B. Sehnervenentzündung bei multipler Sklerose). Von unterschiedlichen Arbeitsgruppen ist die VEP-Ableitung auch bei operativen Eingriffen in der Umgebung der Sehbahn (z. B. neurochirurgische Operationen in der vorderen Schädelgrube) propagiert worden. Aufgrund der hohen Variabilität der Potentiale hat sich eine routinemäßige intraoperative VEP-Registrierung bisher jedoch nicht durchsetzen können.

Akustisch evozierte Potentiale (AEP)

Die Funktion der Hörbahn kann durch die Ableitung akustisch evozierter Potentiale (AEP) objektiviert werden. Über Kopf- oder Ohrhörer werden dem Patienten akustische Reize zugeführt, deren Fortleitung und Verarbeitung im zentralen Nervensystem überprüft werden. Je nach Fragestellung kommt die Registrierung der frühen AEP-Antworten (sog. Hirnstammpotentiale, BAEP) oder der späteren Bestandteile zur Anwendung. Im Gegensatz zu den VEP haben die akustisch evozierten Hirnstammpotentiale auch intraoperativ einen festen Stellenwert erhalten. Speziell bei neurochirurgischen Eingriffen in der hinteren Schädelgrube und damit in der Nähe des Hirnstammes ist das BAEP-Monitoring seit etlichen Jahren in die allgemeine Patienten-Überwachung integriert. So kann der Neurochirurg bei der Entfernung eines Tumors, z. B. eines Akustikusneurinoms, bereits während der Operation wertvolle Hinweise auf die Funktionsfähigkeit der betroffenen Hörbahn erhalten.

In jüngster Zeit hat sich das Interesse der anästhesiologischen Forschung auch auf die akustisch evozierten Potentiale mittlerer Latenz konzentriert. Diese Art der

AEP liefert Informationen über die corticale Verarbeitung von akustischen Reizen und kann durch verschiedene Anästhetika beeinflusst werden. Nach den bisherigen Ergebnissen scheint hierin eine Möglichkeit zu liegen, die „Narkosetiefe“ zu messen. Ein anderer Schwerpunkt liegt auf der Charakterisierung der zentralnervösen Angriffspunkte unterschiedlicher Anästhetika⁸.

Somatosensorisch evozierte Potentiale (SEP)

Die somatosensorisch evozierten Potentiale sind bioelektrische Reizantworten auf die (zumeist elektrische) Stimulation eines sensiblen Nerven. Wichtige Einsatzgebiete innerhalb der neurologischen Diagnostik sind beispielsweise Erkrankungen des Rückenmarkes, der Stammganglien oder des Großhirns. Hier sind die Multiple Sklerose sowie Tumoren des Rückenmarks besonders zu erwähnen. In einigen Fällen liefern die SEP-Befunde wichtige Hinweise auf die Art der zugrundeliegenden Erkrankung, so daß invasive Techniken wie z. B. Myelographie oder Angiographie dem Patienten unter Umständen erspart werden können. Für die spezielle Fragestellung der intraoperativen Überwachung sind insbesondere die Ableitungen nach Armnervenstimulation (Medianus-SEP) bzw. nach Beinervenstimulation (Tibialis-SEP) von Bedeutung. Dies betrifft hauptsächlich neurochirurgische Operationen, Eingriffe an hirnversorgenden Arterien und an der Aorta sowie spezielle Operationen an der Wirbelsäule.

a) Operationen an der Halsschlagader (Arteria carotis)

Verengungen im Bereich der Aufzweigungsstelle der Halsschlagader (Carotisgabel) gelten als besondere Risikofakto-

ren für die Entstehung eines Schlaganfalls. Ursächlich hierfür sind in einigen Fällen definitive Abnahmen der Hirndurchblutung aufgrund der Verengung (Stenose), wesentlich häufiger jedoch wird der Schlaganfall durch Verschleppung (Embolisierung) von losgerissenen Teilen dieser Engstelle in die Hirngefäße hinein verursacht. Nicht selten berichten diese Patienten über „Vorboten“ des Schlaganfalls, z. B. kurzfristige Sehstörungen oder vorübergehende halbseitige Lähmungerscheinungen (sog. transitorisch ischämische Attacken).

Die operative Beseitigung von ausgeprägten Stenosen im Bereich der Carotisgabel bei symptomatischen Patienten ist Bestandteil einer wirksamen medizinischen Schlaganfallprophylaxe. Dies konnte in jüngster Zeit durch großangelegte Studien in Europa, den USA und Kanada belegt werden⁴.

Seit Anfang der 80er Jahre wird von der Abteilung für Anaesthesiologie und Operative Intensivmedizin der Justus-Liebig-Universität eine SEP-Überwachung während der Operation von Carotis-Stenosen durchgeführt. Sinn und Zweck dieser Maßnahme ist es, eine Minderdurchblutung des Gehirns während spezieller Phasen der Operation so frühzeitig zu entdecken, daß durch geeignete Therapieformen eine bleibende Funktionseinschränkung vermieden werden kann.

Beispielhaft soll hier der Fall eines 59jährigen Patienten demonstriert werden (Abb. 3 und 4):

Aus der Krankheitsgeschichte ergaben sich frühere transitorisch ischämische Attacken, deren Ursachen in einer 70%igen Stenose der linken Halsschlagader (A. carotis) zu suchen waren. Vor dem Abklemmen („Clamping“) der A. carotis, das zur Beseitigung der Stenose immer notwendig ist, zeigten die SEP einen normalen Kurvenverlauf. Nach dem Abklemmen kam

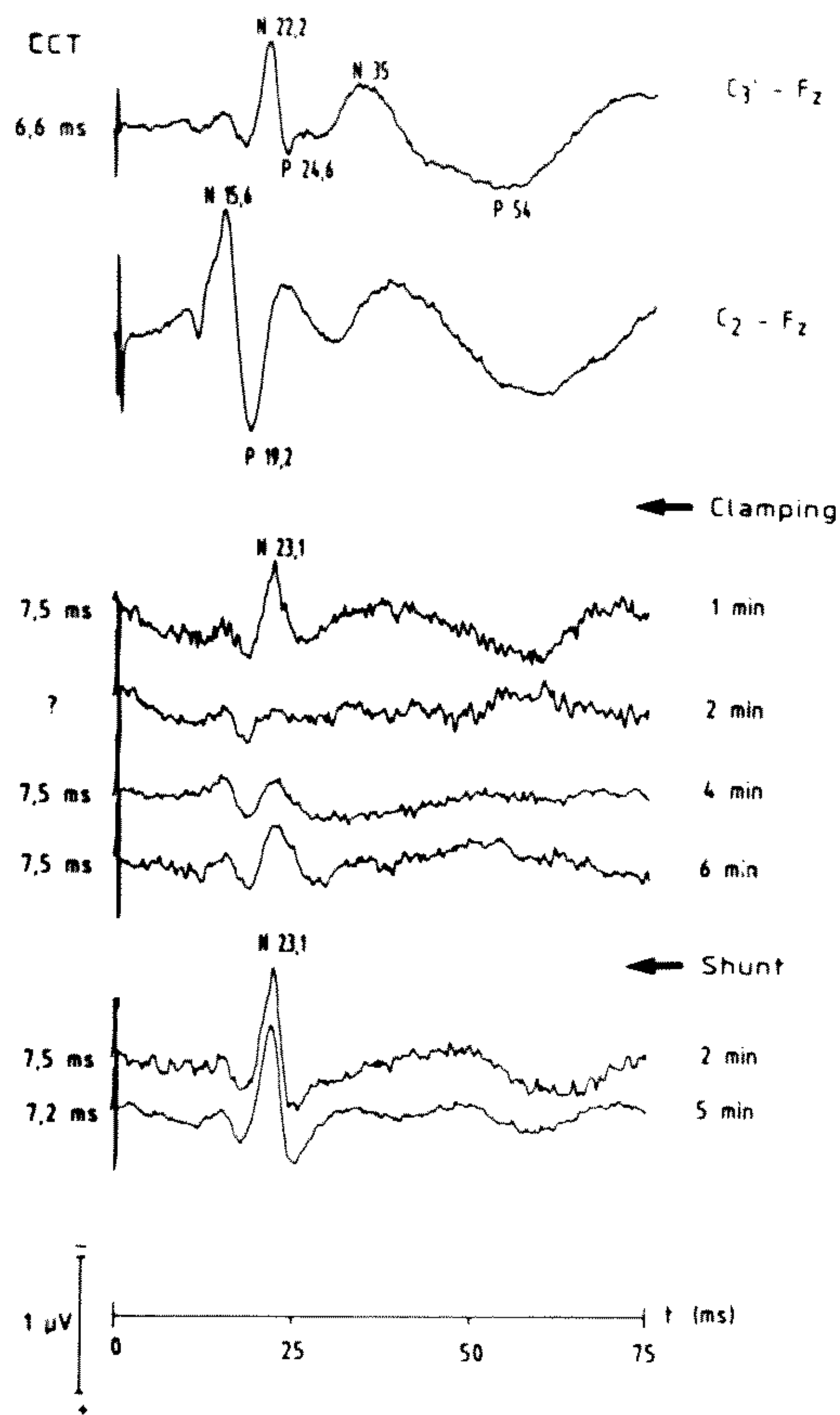


Abb. 3: Somatosensorisch evozierte Potentiale (SEP) nach Stimulation des rechten N. medianus während der operativen Behandlung einer Verengung der linken A. carotis. Die beiden oberen Kurven repräsentieren die corticale (C3' - Ft) bzw. cervicale (C2 - Fz) Reizantwort. Innerhalb weniger Minuten nach Abklemmen („Clamping“) der A. carotis kommt es zu einer deutlichen Amplitudenminderung des corticalen SEP bei gleichzeitiger Zunahme der zentralen Überleitungszeit (CCT). Nach Shunteinlage können wieder eindeutige corticale Reizantworten abgeleitet werden, zunächst allerdings mit verlängerter CCT.

es jedoch aufgrund einer kritischen Verminderung der Hirndurchblutung innerhalb weniger Minuten zu deutlichen Verschlechterungen der corticalen Reizantwort. (Eine derartige Situation ist nach unseren Erfahrungen bei etwa 10–15% der Carotis-Patienten zu befürchten.) Daher war es notwendig, eine ausreichende

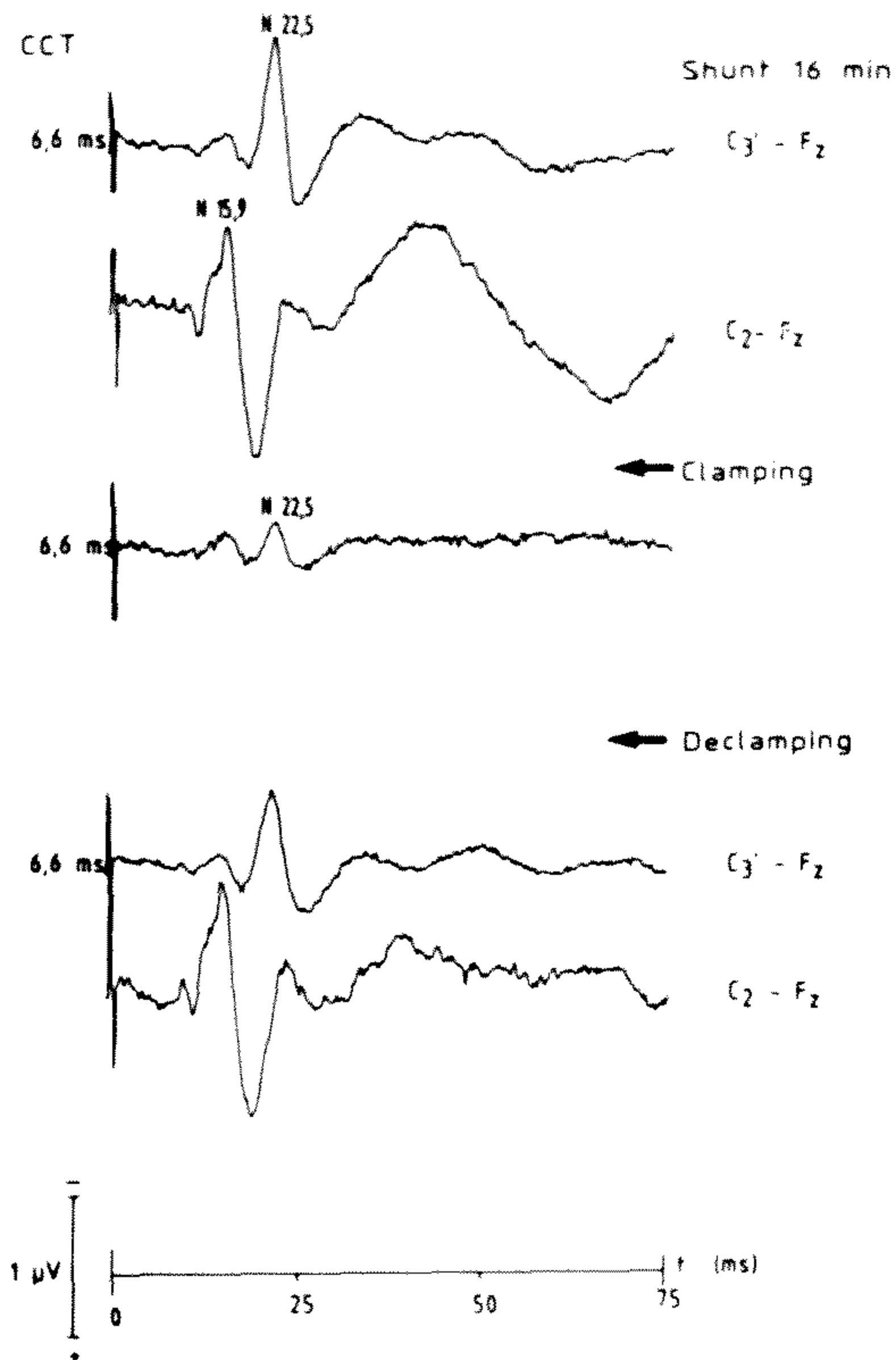


Abb. 4: 16 Minuten nach Shunteinlage stellt sich das SEP wieder normal dar. Zur Shuntentfernung ist ein erneutes Abklemmen der A. carotis erforderlich, das zu vergleichbaren Veränderungen der corticalen Reizantwort führt wie in Abb. 3. Nach definitiver Wiederfreigabe des Blutstromes über die A. carotis lassen sich wieder normal konfigurierte SEP ableiten. Nähere Erläuterungen zu diesem Beispiel siehe Text.

Hirndurchblutung mit Hilfe eines eingelegten Plastikröhrchens (sog. Shunt) wiederherzustellen. Wie aus den beiden unteren Kurven der Abb. 3 ersichtlich ist, kam es daraufhin schnell zu einer Normalisierung des SEP. Zur Shuntentfernung (Abb. 4) mußte die A. carotis erneut abgeklemmt werden. Wieder traten danach kurzfristig pathologische SEP auf, die sich nach definitiver Freigabe des Blutstromes („Declamping“) wieder normalisierten. Der postoperative Verlauf war unauffällig, es wurden keine neurologischen Komplikationen beobachtet.

Der offensichtliche Nutzen einer SEP-Überwachung bei Patienten mit operationswürdigen Verengungen der A. carotis ist in der Zwischenzeit sowohl von der eigenen Arbeitsgruppe⁷ als auch von anderen Wissenschaftlern bestätigt worden^{3, 5}. Mit Hilfe des SEP-Monitorings kann daher in den meisten Fällen auf die Shunteinlage verzichtet werden. Dies ist insofern bedeutsam, da auch die Shuntanlage selbst in wenigen Fällen zu neurologischen Folgeschäden führen kann (z. B. durch Embolisierung).

b) Operationen an der Aorta

Die große Körperschlagader (Aorta) sorgt mit einer ganzen Reihe von kleinen Ästen für die regelrechte Blutversorgung des Rückenmarks. Aufgrund dieser speziellen anatomischen Situation kann es bei Operationen an der Aorta in einigen Fällen zu Beeinträchtigungen der Blutzufuhr zum Rückenmark und damit nachfolgend zu neurologischen Schäden kommen. Diese Komplikationen sind vor allem in den Fällen zu befürchten, in denen größere Abschnitte der Aorta im Operationsverlauf über längere Zeit abgeklemmt werden müssen. Als Beispiel wäre hier die Beseitigung einer krankhaften Gefäßaussackung im Inneren des Brustkorbs (sog. thorakales Aorten-Aneurysma) zu nennen, die u. a. durch einen Einriß der Gefäßwand (Dissektion) bedingt sein kann. Bei allen Eingriffen, die die Blutversorgung des Rückenmarks gefährden können, bietet sich die Überwachung der Rückenmarksfunktion mit SEP nach Beinervenstimulation an. Auch bei orthopädischen Operationen zur Korrektur einer starken Wirbelsäulenverkrümmung (Skoliose) werden SEP vermehrt eingesetzt⁶.

Eines der wesentlichen Probleme bei der intraoperativen Überwachung der Rückenmarksfunktion mit Hilfe der Tibialis-

SEP liegt in der Tatsache, daß nur die aufsteigenden Bahnen beurteilt werden können. Diese befinden sich in den hinteren Anteilen des Rückenmarks. Die absteigenden Bahnen, die z. B. für die willkürliche Bewegung der Beine notwendig sind, liegen dagegen in den vorderen Abschnitten und sind daher mit der SEP-Überwachung aufgrund ihrer topographischen Spezifität nicht zu erfassen. Diese Lücke könnte in Zukunft durch sog. motorisch evozierte Potentiale (MEP) geschlossen werden.

Motorisch evozierte Potentiale

Die Ableitung der motorisch evozierten Potentiale geschieht quasi „umgekehrt“ zu den SEP. Während die SEP die Reizfortleitung von der Peripherie (z. B. vom Arm) bis zur Hirnoberfläche beobachten lassen, erfolgt bei den MEP die elektrische oder magnetische Stimulation bestimmter Hirnanteile und die Registrierung der peripheren „Antwort“ (z. B. Muskelzucken). Die Methodik der MEP ist vergleichsweise neu, so daß bisher zumindest für den operativen Bereich nur geringe Erfahrungen vorliegen. Dennoch scheint die Überwachung der Rückenmarksfunktion mit MEP sehr vielversprechend zu sein.

Die unterschiedlichen elektrophysiologischen Methoden zur intraoperativen Überwachung des zentralen Nervensystems (z. B. EEG, evozierte Potentiale) konnten im Rahmen dieses Artikels nur kurz skizziert werden. Der interessierte Leser wird auf die Übersichtsarbeit von Kochs⁵ hingewiesen, in der sämtliche modernen Verfahren der zerebralen Überwachung erwähnt werden. Darüber hinaus spielen die Verfahren der Hirndurchblutungsmessung (z. B. mit der transkranial-

len Dopplersonographie, die ebenfalls bei uns verstärkt intraoperativ eingesetzt wird) eine wichtige Rolle.

Zusammenfassend ist festzustellen, daß im Klinikum der Justus-Liebig-Universität Gießen ein Großteil der modernen neurophysiologischen Überwachungsmethoden für unsere Patienten zur Verfügung steht. Die intraoperative Registrierung der Funktion des zentralen Nervensystems als Bestandteil der allgemeinen Patientenüberwachung gewinnt dabei im Bereich der Anästhesiologie zunehmende Bedeutung. So kann der Anästhesist bei einer Reihe von speziellen Operationsverfahren einen gezielten Beitrag zur Vermeidung neurologischer Komplikationen leisten.

Literaturverzeichnis

- ¹ Beinlich, I.: Anästhesiebezogene Morbidität und Mortalität. *Anästhesiol Intensivmed Notfallmed Schmerzther* 26:177–185, 1991.
- ² Berger, H.: Über das Elektroenzephalogramm des Menschen. *Arch Psychiatr Nervenkr* 87:527 (1929).
- ³ Dinkel, M., Kamp H. D., Schweiger H.: Somatosensorisch evozierte Potentiale in der Karotischirurgie. *Anaesthesist* 40:72–78, 1991.
- ⁴ European Carotid Surgery Trialist's Collaborative Group, MRC European Carotid Surgery Trial: Interim results for symptomatic patients with severe (70–99%) or with mild (0–29%) carotid stenosis. *Lancet* 337:1235–1243, 1991.
- ⁵ Kochs, E.: Zerebrales Monitoring. *Anästhesiol Intensivmed Notfallmed Schmerzther* 26:363–374, 1991.
- ⁶ Loughnan, B. A., Hall, G. M.: Spinal cord monitoring 1989. *Br J Anaesth* 63:587–594, 1989.
- ⁷ Russ, W., Thiel, A., Moosdorf, R., Hempelmann, G.: Somatosensorisch evozierte Potentiale bei desobliterierenden Eingriffen an der Carotisgabel. *Klin Wochenschr* 66, Suppl 14:35–40, 1988.
- ⁸ Schwender, D., Keller, J., Schlund, M., Klasing, S., Madler, C.: Akustisch evozierte Potentiale mittlerer Latenz und intraoperative Aufwachreaktionen während Narkoseaufrechterhaltung mit Propofol, Isofluran und Flunitrazepam/Fentanyl. *Anaesthesist* 40:214–221, 1991.

Wir leben und arbeiten in einer dynamischen Bürowelt. Deshalb gibt es jetzt ein dynamisches Büromöbelsystem: Tec 10 von VOKO.

Die Bürowelt der 90er Jahre ist nicht mehr die Bürowelt, die wir aus den 80er Jahren kennen. Sie ist dynamischer geworden, als wir es je für möglich gehalten haben. Neue Werkzeuge wie Computer oder Telefon haben eine unerhörte Leistungsfähigkeit erreicht, obwohl sie immer kompakter in ihrer Form und immer simpler in ihrer Handhabung geworden sind. Und gemessen an dem, was sie leisten, auch immer billiger. Was uns bisher gefehlt hat, war ein Büromöbel, das mit dieser Dynamik Schritt halten kann. Wer, außer VOKO, hätte dieses Büromöbelsystem entwickeln können?



VOKO hat es entwickelt und stellt es Ihnen jetzt vor: Das neue Power Office Tec 10. Es unterscheidet sich von herkömmlichen Büromöbelsystemen vor allem in einem Punkt: Es ist nicht nur im Katalog modular, sondern auch in der Praxis. Das heißt: Sie können Tec 10 jederzeit schnell und ohne Umbauprobleme den sich wandelnden Bedürfnissen Ihres Unternehmens anpassen. Diese einfache Veränderbarkeit ist jedoch nur eine Dimension des Power Office Tec 10. Was es Ihnen in puncto Funktionalität, Design, Ökologie noch zu bieten hat, erfahren Sie am besten beim VOKO Fachhändler in Ihrer Nähe. Er wird Sie gerne über Tec 10 und die anderen modularen Büromöbel-Systeme von VOKO informieren. Oder Sie fordern zunächst Ihre persönliche Tec 10 Info-Broschüre an, direkt bei:

VOKO 

Das Büro

VOKO Franz Vogt & Co. KG
Postfach 2000
D-6301 Pohlheim
Telefon (0 64 04) 9 29-0
Telefax (0 64 04) 6719

Im Dienst für die Gesundheit und das Wohl der Menschen: Bernhard Christoph Faust (1755–1842)

Die Hoffnungen und Erwartungen des Aufklärungszeitalters, daß der Mensch sich und seine Lebensverhältnisse allmählich vervollkommen könne und damit die Annäherung an einen Zustand irdischer Glückseligkeit möglich sei, teilte auch Bernhard Christoph Faust. Als Arzt und Mediziner wollte er seinen Beitrag dazu leisten. Und so finden wir ihn als wahren Philanthropen in sehr verschiedenen Zentral- und Randgebieten der damaligen Medizin engagiert, immer im Bemühen darum, „die Menschen besser und glücklicher zu machen“.¹

Dabei umspannt sein Wirken zahlreiche Gegensätze zu einem harmonischen Zusammenklang: Primär fixiert auf einen lokalen Wirkungskreis, wird sein „Gesundheitskatechismus“ europaweit und darüber hinaus bekannt; liegt er mit vielen seiner Problemstellungen im Trend der zeitgenössischen Diskussion, so haben seine Ausführungen dennoch immer eine höchst eigenwillige, besondere Note; darüber hinaus nimmt Faust Themen auf, die – wie seine Vorschläge zur Verbesserung des Sanitätswesens im Kriege oder seine städtebaulichen Pläne – seiner Zeit weit vorausgreifen. Sein aufklärerischer Idealismus ist gepaart mit einem feinen Gespür für das Machbare, selbst wenn dieser ausgesprochene Realismus im Einzelfall auch einmal in Pedanterie – wie z. B. bei seiner Kleidungsreform – umschlägt.

Alles in allem kann also die Wiederkehr des 150. Todesjahres Fausts, der als Mediziner zugleich ein Kritiker der ärztlichen Zunft war, nur der äußere Anlaß sein, um

seine schillernde Persönlichkeit etwas genauer kennenzulernen.

I. Zur Biographie

Bernhard Christoph Faust wurde am 23. 5. 1755 in Rotenburg an der Fulda in eine Familie hineingeboren, in der der Arztberuf bereits eine über mehrere Generationen anhaltende Tradition hatte. Diese Tradition, auf die er später stolz sein wird,



Abb. 1: Bernhard Christoph Faust (1755–1842). Ölgemälde von Anton Wilhelm Strack (1758–1829), Rathaus Bückeberg.

mag ihn vor allem bewogen haben, sie fortzusetzen, denn sein Vater, der Physikus Otto Christoph Faust, konnte seinem Sohn den unmittelbaren Zugang nicht mehr bieten, da er bereits 1758 verstarb. Nach seiner schulischen Ausbildung u. a. in Kassel schreibt sich Faust im April 1774 an der noch jungen, aber bereits sehr renommierten Universität in Göttingen für das Fach Medizin ein. Diesem Studium widmet er sich, wenn auch nicht ausschließlich, so doch offenbar recht intensiv, denn bereits am 19. Juli 1777 wird er zum Doctor medicinae promoviert – allerdings nicht in Göttingen, sondern an der damaligen hessischen Landesuniversität in Rinteln. Mit diesem Wechsel knüpft Faust ausdrücklich an seine Vorväter an, die ebenfalls in Rinteln studiert hatten bzw. promoviert worden waren. Nach einem anschließenden halbjährigen Aufenthalt in Kassel, der der Vertiefung seiner Kenntnisse in der Geburtshilfe bei dem bedeutenden Professor Georg Wilhelm Stein dem Älteren (1737–1803) am dortigen Accouchierhaus gewidmet ist, kehrt Faust in seine Heimatstadt zurück, um in die Fußstapfen seines Vaters zu treten und die praktische ärztliche Tätigkeit aufzunehmen. Im Herbst 1785 siedelt er nach Altmorschen an der Fulda über. Aus dieser Zeit ist uns ein achtseitiges Faltblatt überliefert, das Faust anlässlich seiner „Praxiseröffnung“ an die Bevölkerung verteilen ließ. Es ist ein einzigartiges Dokument seines ärztlichen Selbstverständnisses wie seiner philanthropischen Grundeinstellung, die er sein Leben lang bewahren sollte.

Unter dem Wahlspruch: „Non ignarus mali, miseris succurrere disco“ [Mit den Gebrechen nicht unbekannt, lerne ich, den Leidenden beizustehen] stellt er sich den Landleuten vor: „Da es gut ist, wenn man den Mann, mit dem man etwas zu thun hat, kennt: so will ich euch sagen, daß ich ein gerechter, guter, rechtschaffener Mann bin. Ich wünsche euch zu nützen: und als rechtschaffener Mann und als Arzt biete ich

euch meine Hülfe an [...] Ich habe zwar selbst wenig; da ich meinen Haushalt aber so einrichten werde, daß ich auch wenig und nicht den Schweiß eurer Arbeit bedarf; und da ich folglich für ein Geringes euch Rath und Arzneyen ertheilen kann und *werde*: so hoffe ich, liebe Mitmenschen! daß mein Wunsch, euch zu nützen, wird erfüllt werden [...] Das Recept kostet einen Groschen. Die Arzneyen gebe ich für den Einkaufspreis; und die Zusammensetzung und Bereitung der Arzneyen nach dem Recept kostet auch einen Groschen [...] *Der Arme* – ein Volk und Menschen vergangener Zeiten hatten den Glauben „*heilig ist der Arme*“ und den Glauben habe ich auch – Der wahre Arme komme auch ohne Groschen nur immer getrost zu mir her!“

Nach einigen allgemeinen Anleitungen beschließt Faust seine Vorstellung mit den Worten:

„Und nun, liebe Mitmenschen! will ich wünschen, daß ihr meiner Hülfe nicht bedürft. Bedürft ihr meiner Hülfe aber, so werdet ihr finden, daß ich ein rechtschaffener und verständiger Mann bin. Lebet wohl!“²

Hier spricht keineswegs ein Phantast, den die Realität bald einholen wird, sondern jemand, der die tatsächlichen Gegebenheiten und die Rahmenbedingungen seines ärztlichen Wirkens sehr gut einschätzen kann: etwa die Zurückhaltung der breiten Bevölkerung gegenüber der gelehrten Ärzteschaft sowie ihr Zurückschrecken vor den finanziellen Kosten, die durch die Konsultation eines Arztes und die von ihm verordneten Arzneien entstehen. Faust geht auf die Landleute zu und versucht – allerdings mit einer beeindruckenden Selbstlosigkeit –, Barrieren abzubauen und von ihnen akzeptiert zu werden.

Wie aus einem Empfehlungsschreiben des Landgrafen Wilhelm aus dem nahegelegenen Philippsthal hervorgeht, muß Faust hier sehr erfolgreich gewirkt haben. Durch die Vermittlung des berühmten Arztes und Schriftstellers Johann Georg Zimmermann (1728–1795), der inzwischen Leibarzt in Hannover war, hat er sogar ein lukratives Stellenangebot aus Rußland erhalten, das er aber ausschlägt, weil er seine Heimat nicht verlassen will.³

Stattdessen sucht er seine Praxis auszuweiten und bemüht sich erfolgreich um das Physikat in Vacha mit den angrenzenden Gemeinden. Diese Jahre seiner praktischen Arbeit als Physikus prägen Faust und werden sein gesamtes späteres Wirken beeinflussen.

Kurz darauf folgt er dem Ruf der Fürstin Juliane zu Schaumburg-Lippe, einer geborenen Prinzessin aus Hessen-Philippsthal, eine Stelle als Hofrat und Leibarzt in Bückeburg anzutreten, wo er Ende 1788 eintrifft. – Ein überraschender Schritt, weil er ebenfalls bedeutet, seine hessische Heimat zu verlassen, die ihm zeitlebens teuer ist, besonders aber deshalb, weil ihn dort ein ganz anderes Tätigkeitsfeld erwartet und er seinen mit so viel Engagement betriebenen Einsatz in der neuen Position sicher nicht in gleicher Weise würde fortsetzen können.

Fortan wird Bückeburg, zwar eine Residenzstadt, aber gleichwohl mit seinen etwas mehr als 2000 Einwohnern mit ländlichem Charakter, seine Wahlheimat bleiben. Hier ist er weniger praktischer Arzt, denn als Leibarzt der Fürstenfamilie ist er hauptsächlich für deren gesundheitliches Wohlergehen zuständig, seine medizinische Tätigkeit ist darüber hinaus aber sehr begrenzt und wird mit den Jahren immer geringer. Die feste Anstellung am Hof mit einem recht ansprechenden Jahresgehalt von 400 Reichstalern und weitgehende Freiräume für eigene Arbeiten eröffnen ihm vielmehr ganz neue Möglichkeiten, sich in aufklärerischer Absicht für die Gesundheit und das Wohl seiner Mitmenschen einzusetzen. Und so finden wir ihn bis ins hohe Alter über seine Aufgaben als Leibarzt und als Mitglied der örtlichen Medizinalbehörde hinaus mit den unterschiedlichsten Themen und Projekten befaßt, dabei immer seiner philanthropischen und selbstlosen Grundhaltung treu bleibend. Charakteristisch ist nun seine

schriftstellerische Tätigkeit, die seinen Ideen und Vorstellungen eine weitaus größere Breitenwirkung ermöglicht.

II. Zu seinen Arbeiten

Bereits in seiner Rotenburger Zeit hatte Faust zu publizieren begonnen. Hegte er ein besonderes Interesse für das Fach Geburtshilfe, so war es folgerichtig, daß er sich zunächst Problemen aus diesem Bereich widmete. Faust beteiligt sich an der aktuellen Auseinandersetzung um eine neue, in Frankreich entwickelte Operationsmethode⁴ und macht darüber hinaus Vorschläge, wie man die mangelhafte geburtshilfliche Versorgung besonders der Frauen auf dem Lande verbessern könnte. Hier galt es zunächst, eine ausreichende Zahl Hebammen zur Verfügung zu haben. Ferner war es eine weitverbreitete Klage der Ärzte der damaligen Zeit, daß die Angehörigen dieses übrigens nicht sehr geachteten Berufsstandes über allzu geringe Kenntnisse verfügten und vielfach an Praktiken festhielten, die schädlich oder gar gefährlich für Mutter und Kind seien. Auch Faust klagt die Hebammen an, sie seien „wahrlich eine der ersten größten Ursachen der Zerstörung der Gesundheit und Stärke, also des Elends und des Verfalls der Menschheit“, auf ihnen liege „eine der ersten größten Schulden der Entartung und Entvölkerung des Menschengeschlechts, einer weniger guten Welt“.⁵

Nun waren mit den ersten Gründungen von Hebammenlehranstalten, die meistens Gebär- oder sogenannten Accouchierhäusern angegliedert waren, entsprechende Maßnahmen eingeleitet, um das Ausbildungsniveau der Geburtshelferinnen anzuheben. Da Faust die Praktikabilität solcher zentraler Einrichtungen jedoch in Frage stellt, favorisiert er einen dezentralen Unterricht für alle Anwärterinnen des Hebammenstandes, der von ei-

Gesundheits-Katechismus

zum Gebrauche

in den Schulen

und

beim häuslichen Unterrichte

Bernhard Eberhard Faust, D.

Größ. Schenburger, sächsischem Heirath und Erbvertr.,
der säch. Mediz. Gesellschaft in Göttingen,
der Schweizerischen Gesellsch. Korrespond. Arzt und Wundarzt,
und der Kön. Russ. Landwirthschafts-Gesellsch. im Lande Mitglied.

Mit Holzschnitten.

30 Stücke dieses Buchs kosten 1 Rthl. — 1 Stück 1 gGr.
In Papp eingebunden 20 St. 1 Rthl. — 1 St. 1½ gGr.

Bückeburg 1794.

Bei Johann Friedrich Althaus, Hofbuchdrucker.

Abb. 2: Titelblatt des Gesundheitskatechismus, Bückeburg 1794.

nem über die Dörfer reisenden Geburtshelfer zu versehen ist. Faust stellt diesen Plan als eine echte und mittelfristig bessere Alternative vor, um eine flächendeckende Versorgung mit gut ausgebildeten Hebammen zu erreichen.

Auch später ist er weiterhin mit der Geburtshilfe befaßt. So greift er wieder in eine aktuelle Diskussion ein, in der man sich um die richtige Gebärhaltung streitet. Faust nimmt eindeutig und vehement Partei für die horizontale Lagerung – nicht nur in theoretischen Ausführungen, sondern mit ganz handfest-praktischen Konsequenzen: Er entwickelt ein transporta-

bles Geburtsbett, das in zweifacher Ausführung den Frauen in Bückeburg zur Verfügung gestellt wird.⁶

Berühmt geworden ist Faust jedoch mit seinem „Gesundheitskatechismus“, der heute noch in erster Linie mit seinem Namen verbunden wird.

Der Appell der Aufklärungsbewegung an jeden einzelnen, aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit herauszutreten,⁷ gilt natürlich auch für medizinische Belange. Auch hier sollte der Mensch „aus seiner Unmündigkeit in Sachen, welche sein physisches Wohl betreffen“, herausgeführt werden.⁸ Mittel und Wege zu diesem Zweck waren allerdings umstritten und werden in der Auseinandersetzung über Populärmedizin diskutiert. In welchem Umfang und mit welcher Intention soll medizinisches Fachwissen breiteren Bevölkerungsschichten vermittelt werden? Sollen sie tatsächlich in die Lage versetzt werden, sich im Krankheitsfall selbst zu helfen – was angesichts einer medizinischen Unterversorgung mit ausgebildeten Ärzten besonders auf dem Lande durchaus in Erwägung zu ziehen wäre? Aber war das überhaupt realistisch, oder eignete sich der medizinische Laie damit nur vermeintliche Kompetenzen an, die ihm u.U. lebensgefährlich werden konnten? Diese und andere Fragen, z. B. auch das Problem des Wissenstransfers, entzündeten sich nicht zuletzt an dem Werk des berühmten Schweizer Arztes Simon-André Denis Tissot (1728–1797) „Avis au peuple sur la santé“ (1761).

Faust schaltet sich in diese theoretischen Auseinandersetzungen nicht ein, sondern konzipiert seinen „Gesundheitskatechismus“, der 1792 zunächst im Entwurf erschien,⁹ dann 1794 in seiner maßgeblichen Fassung, die in folgenden Auflagen immer noch erweitert wurde.¹⁰ Er bietet damit ein praktisches Konzept an, das eine adäquate Antwort auf die Frage der

medizinischen Volksaufklärung darstellt, wie allein der immense Erfolg beweist, den er mit diesem Büchlein haben sollte.¹¹

Zwei Prinzipien setzt Faust voraus: Einmal die Pflicht zur Gesundheit, also die auch aus dem christlichen Glauben abzuleitende Verpflichtung jedes einzelnen, für seine Gesundheit Sorge zu tragen, womit er einer offenbar in der Bevölkerung noch weit verbreiteten fatalistischen Grundhaltung entgegenzuwirken sucht; zum anderen die daraus resultierende Vorrangstellung der Prophylaxe, also der Vorsorge, vor der Therapie. Und so ist es nur konsequent, wenn sich der Gesundheitskatechismus weitgehend damit befaßt, wie man seine Gesundheit erhalten und Schädigungen vermeiden kann.

Faust greift dabei auf das alte System der Diätetik zurück. Diese Lehre einer gesundheitsgerechten Lebensführung orientiert sich an dem Kanon der *sex res non naturales*. Übertragen in den heutigen Sprachgebrauch geht es dabei um gesunde Umwelt, Regeln einer gesunden Ernährung, das Verhältnis von Arbeit und Leistung zu Entspannung oder Freizeit sowie um den Bereich der Psychohygiene – ein höchst modernes und aktuelles Programm also.

Zu all diesen Aspekten enthält das Büchlein kurze, aber etwa in bezug auf die Ernährung doch sehr differenzierte Anweisungen. Allgemein sind sie dahingehend zu charakterisieren, daß die Einhaltung des goldenen Mittelweges in allen Fällen als das der Gesundheit dienlichste Verhalten empfohlen wird. Die Ausführungen sind durchaus auf der Höhe seiner Zeit, was z. B. die Vorgaben für eine richtige physische Erziehung der Kinder betrifft, wie sie gerade auch von anderen Ärzten vielfach proklamiert wird. Fausts Ratschläge zeichnen sich ferner durch ihre Praktikabilität aus, das heißt, die breite Landbevölkerung ist mit den ihr zur Ver-

fügung stehenden Mitteln in aller Regel durchaus in der Lage, sie zu befolgen. Schließlich kann sich Faust an einzelnen Stellen eines moralischen Untertons nicht enthalten, etwa, wenn er, der sich selbst als „Wassertrinker“ bezeichnet,¹² das kalte Wasser nahezu als das einzig gesunde Getränk anpreist und dabei gegen jeglichen Konsum von Branntwein eifert.

Die Einhaltung dieser Gesundheitsregeln sollte eine gute Grundlage sein, um dem Krankheitsfall vorzubeugen – der natürlich dennoch nicht gänzlich zu vermeiden war. Für diesen Fall nun gibt Faust keineswegs Anleitungen zur Selbstmedikation, etwa in Form der Beschreibung von Symptomen und Rezepturen, sondern Verhaltensmaßregeln, die sich an dem orientieren, was es auch im gesunden Zustand zu beachten gilt. Außerdem macht er Angaben zur richtigen Wartung und Pflege des Patienten. Darüber hinaus finden sich besondere Anweisungen für ansteckende Krankheiten, besonders Märsen, Ruhr und die verheerenden Blattern. Für alle weiteren Fragen der Behandlung beschränkt sich der Gesundheitskatechismus auf den klaren und eindringlichen Appell, nicht zu Quacksalbern der unterschiedlichsten Couleur seine Zuflucht zu nehmen, sondern sich ausgebildeten Ärzten anzuvertrauen, und diese zu Beginn einer ernsteren Erkrankung aufzusuchen und nicht erst dann, wenn alle anderen Kurmethoden versagt haben.

Dieses klare, an der Prävention ausgerichtete inhaltliche Konzept medizinischer Volksaufklärung mußte nun an das Volk herangetragen werden. Und auch unter diesem Aspekt der Vermittlung kann Fausts Gesundheitskatechismus als eine nahezu ideale Lösung gelten.

Die Form des Katechismus, also die „Unterweisung“ im Wechselspiel von Frage und Antwort, ist allgemein geläufig, der geringe Textumfang erleichtert darüber

hinaus die Aufnahme des Inhalts. Fausts Plan, seinen Gesundheitskatechismus an den Religionskatechismus anzubinden und die Gunst der Stunde zu nutzen, denn in Schaumburg-Lippe wie in anderen Landesteilen auch sollte gerade der alte Heidelberger durch den neuen Hannöverschen Katechismus ersetzt werden,¹³ wurde nicht realisiert – wohl zum Glück, denn sonst wäre er auf die evangelischen Gebiete beschränkt gewesen. Stattdessen wurde er separat als Unterrichtsmaterialie an den Schulen ausgegeben. Wöchentlich sollten einige Stunden auf den Gesundheitskatechismus verwandt werden. Außerdem diente er zu Lese- und Rechtschreibübungen, so daß die Schulkinder im Laufe der Zeit eine Abschrift ausgewählter Passagen herstellten, die nun in alle Familien gelangte.

Faust erlebte, wie schon gesagt, mit seinem Gesundheitskatechismus einen eminenten Erfolg. Dieser konnte auch durch einzelne Kritiker, die unter pädagogischen Prämissen die Form oder aus medizinischer Sicht einzelne Inhalte bemängelten, nicht beeinträchtigt werden. Ein Maßstab dafür sind neun Auflagen, die bis zum Jahre 1802 allein von Faust selbst besorgt wurden. Einer Angabe der neunten Auflage zufolge waren bis dahin 150 000 Exemplare verkauft worden. Hinzu kommt die kaum zu ermittelnde Zahl von Nachdrucken sowie die Fülle von Publikationen, die als Verbesserungen, Ergänzungen, Beispielsammlungen etc. erscheinen. Nicht zu vergessen die zahlreichen Übersetzungen in nahezu alle europäischen Sprachen.

Obwohl Faust bemüht war, die Kosten so gering wie möglich zu halten, und er keineswegs eigenen finanziellen Profit anstrebte,¹⁴ wurde sein Gesundheitskatechismus ob des enormen Absatzes zu einem wirtschaftlichen Konkurrenzunternehmen. So sah sich Rudolph Zacharias

Becker (1752–1822) genötigt, ein Gutachten des berühmten Mediziners Christoph Wilhelm Hufeland (1762–1836) einzuholen, um klarzustellen, daß in seinem „Noth- und Hülf-Büchlein für Bauersleute“¹⁵ alles enthalten sei, „was dem gemeinen Manne von popularer Medicin zu wissen *nöthig* und nützlich ist, und daß noch mehr ihm schädlich seyn möchte; daß es also zum Schul Unterricht über diese Gegenstände hinreichend und weiter kein Lehrbuch dazu erforderlich sey“.¹⁶ Abgesehen von dieser bedeutenden Leistung für die medizinische Volksaufklärung hatte Faust noch zahlreiche weitere Arbeitsfelder.

So galt sein ausgeprägtes Engagement der Bekämpfung der Blattern, und er selbst sagt von sich, sie sei seit 1792, besonders aber seit 1794 eine Aufgabe seines Lebens gewesen.¹⁷ Diese Seuche suchte turnusmäßig in Abständen von mehreren Jahren die Menschen heim, wobei sie vorzugsweise unter den Kindern ihre Opfer fand, die noch keinerlei Immunisierung erworben hatten. Faust stellt Hochrechnungen auf, die das ganze Ausmaß der damaligen Bedrohung durch die Pocken zeigen: In Deutschland, dessen Bevölkerungszahl mit 28 Millionen veranschlagt wird, sterben jährlich 70 000; europaweit würgt die „Blatternpest“ bei ca. 60 Millionen ca. 400 000 Menschen!¹⁸

Nun hatte man 1721 in Europa von einer Impfmethode, der Blatterninokulation, Kenntnis erhalten. Dabei wurde Krankheitsmaterie aus den Pockenpusteln eines erkrankten auf einen gesunden Menschen übertragen. Diese Impfung hatte gegenüber einer zufälligen Ansteckung den Vorteil, daß man Zeit und Umstände einer solchen künstlichen Infektion bestimmen konnte und die Impfung unter möglichst günstigen Voraussetzungen vornahm. In Erwartung des Ausbruchs der Blattern waren auch besondere Vorkehrungen und

Verhaltensregeln zu treffen. Auf diese Weise konnte die Zahl der Opfer tatsächlich beachtlich gesenkt werden, dennoch barg diese Impfmethode ein erhebliches Restrisiko für den einzelnen wie für die Gemeinschaft, konnte doch jederzeit durch eine Impfung der Ausbruch einer Epidemie provoziert werden.

Nicht nur, weil er selbst als Kind die Pocken durchgemacht hatte, was für die Menschen damals normal gewesen ist, sondern angesichts des immensen Leids, das die Blattern verursachten, war ihre Bekämpfung zeitlebens ein besonderes Anliegen Fausts. So proklamiert er 1794 in einer eigenen Schrift die Ausrottung der Blatternpest, die am sichersten durch die konsequente Isolation jedes Erkrankten in Blatternhäusern erreicht werden könnte.¹⁹ Die Absonderung der ersten Krankheitsfälle müßte dazu führen, daß sich die Krankheitserreger nicht weiter verbreiten, die Epidemie also gleich anfangs erstickt würde. Auch die Blatterninokulation sollte nur noch in solchen Blatternhäusern erlaubt sein. Diesen Ausrottungsplan hielten die Kritiker für illusorisch und realitätsfern. Er sei aus finanziellen und organisatorischen Gründen nicht machbar, darüber hinaus könne er nur greifen, wenn er flächendeckend und über Ländergrenzen hinweg befolgt würde. Diese Einwände resultierten sicher aus leidvoller Erfahrung mit staatlichen großräumigen Quarantänemaßnahmen, um ein Übergreifen von Seuchenzügen zu verhindern. Fausts Ausrottungsplan konnte also nicht erprobt werden, und er mußte seine Tragfähigkeit auch nicht unter Beweis stellen, denn kurz darauf wurde eine Entdeckung gemacht, in deren Konsequenz die Vertilgung der Seuche auf bessere und einfachere Weise möglich schien.

Aufgrund seiner Beobachtungen, daß eine Erkrankung an den Kuhpocken, die in der Landwirtschaft besonders bei den Kuh-

mägden vorkam, offenbar einen Schutz vor der Infektion mit Menschenblattern bewirkte, entwickelte Edward Jenner (1749–1823) 1796 die Vakzination. Die Übertragung der harmlosen Kuhpockenmaterie auf den Menschen als die gefahrlose Alternative zur Inokulation machte Jenner 1798 bekannt.²⁰

Faust bekommt als einer der ersten in Deutschland dieses Werk in die Hände und erkennt sofort den großen Wert dieser Entdeckung, wenn sie sich denn als zuverlässig erweisen sollte. Er beobachtet die nun einsetzende Auseinandersetzung um die neue Impfung sehr genau, denn es gibt neben der Euphorie auch die unterschiedlichsten Bedenken und Vorbehalte sowie Berichte darüber, die Vakzination habe in einzelnen Fällen nicht vor der Infektion mit Menschenpocken geschützt. Die Befürchtung, die Übertragung pathogener Stoffe vom Tier auf den Menschen könnte gravierende Veränderungen seines Wesens bewirken, pariert Faust mit der Bemerkung: „Wunder! daß der Rostbeef die Bewohner Old-Englands nicht schon vor langer Zeit metamorphosirt hat!“²¹ Zur medizinischen Klärung und Absicherung der Impfung trägt Faust durch eigene Untersuchungen, z. T. Selbstversuche, bei.²² Im September 1800 nimmt er dann die ersten Kuhpockenimpfungen vor²³ und ist damit einer der Pioniere der Vakzination in Deutschland – neben den Hannoveraner Kollegen Christian Friedrich Stromeyer (1761–1824) und Georg Friedrich Ballhorn, die bereits 1799 mit der Impfung begonnen hatten, neben Christian August Struve (1767–1807), der seit 1800 in der Oberlausitz impfte, oder Ernst Ludwig Heim (1747–1834) in Berlin oder Samuel Thomas Soemmerring (1755–1830) in Frankfurt am Main.

Eine Voraussetzung für den Erfolg der Impfung war die entsprechende Bereitschaft in der Bevölkerung, die dieser neu-

en Methode nun allerdings eher reserviert gegenüberstand. Da man anfangs vor gesetzlichen Maßnahmen zurückschreckte²⁴, mußten andere Strategien angewandt werden, um die Akzeptanz der Vakzination zu fördern. In dieser Beziehung ist Faust nun ebenfalls sehr aktiv gewesen: Neben der Herausgabe von Volksschriften, in denen er auf leicht verständliche Weise die Vorteile der Impfung klarlegt²⁵, initiiert er das Apis- oder Kuhpokkenfest, das alljährlich zum Gedenken an die Errungenschaft Jenners die Schutzimpfung neu ins Bewußtsein der Bevölkerung rufen sollte. Diese wohl einzigartige Veranstaltung, die dann als Krengefest bekannt wurde, weil aus diesem Anlaß Brezeln/Krengel an die Kinder verteilt wurden, wird bis heute in Bückeberg begangen, nun allerdings als ehrendes Andenken an Faust.

Der Gesundheitskatechismus und sein Einsatz für die Impfung sind sicher die herausragendsten Bereiche seines Wirkens. Daneben haben ihn allerdings – außer der schon angesprochenen Geburtshilfe – auch noch zahlreiche andere Themen beschäftigt. Auch hier wird er geleitet von seinem philanthropischen Verantwortungsgefühl für seine Mitmenschen.

So wurde er mit dem Leid der Kriegsverwundeten konfrontiert, als es im Zuge der Französischen Revolution zunächst in Holland zu Kampfhandlungen zwischen den Koalitionstruppen und den Franzosen kam. Seitdem ist er um das Wohl der Soldaten bemüht – und es sollte lange dauern, bis mit der Neuordnung 1815 wieder friedlichere Zeiten in Mitteleuropa anbrachen. Seine Beinbruchmaschine, eine Entwicklung in Anlehnung an vorliegende Modelle, die bei den verschiedensten Frakturen den Patienten eine sichere und schmerzfreiere Heilung gewährleisten sollte, wird eigens für die Bedürfnisse der Feldlazarette abgeändert, um auch hier



Abb. 3: Fausts Kinderkleidung. Holzschnitt aus dem Gesundheitskatechismus, Bückeberg 1794.

für die vielfältigen Schuß- und Brandverletzungen einsatzfähig zu sein.²⁶ Eine entscheidende Initiative Fausts war es, die Soldaten mit Verbandmaterial auszustatten, so daß sie sich notfalls selbst bereits während der Schlacht die erste Hilfe leisten, Blutungen stillen und Wunden versorgen konnten. Faust macht Vorschläge, um der besonderen Angst der Soldaten zu begegnen, ohnmächtig auf dem Schlachtfeld zurückzubleiben und lebendig begraben zu werden. Mit seinen Vorstellungen, die auch eine veränderte Organisation des Sanitätswesens bedeutet hätten, hat er sich aber wohl ebensowenig durchsetzen können wie mit seinen Ideen zur Reform der Feldlazarette. Diese erschien allerdings dringend geboten, denn im Verhältnis zu den im Kampf gefallenen Soldaten war die Zahl derer kaum geringer, die als

Verwundete in Lazarette aufgenommen wurden und dort verstarben. Um die Voraussetzungen einer angemessenen ärztlichen Versorgung und Pflege zu schaffen, fordert Faust bereits die international anerkannte Unverletzbarkeit, die „Heiligkeit der Feldlazarethe“, wie er es nennt, und nimmt damit die Idee des Roten Kreuzes vorweg.²⁷

Nicht unerwähnt seien auch seine Kleidungsreformvorschläge, womit er einen eigenen Beitrag zu einem aktuellen Thema unter damaligen Medizinern leistet. War man schon lange auf die schädlichen Auswirkungen von Kleidermoden auf den Körper und seine Gesundheit aufmerksam geworden, so erlaubte es das geistige Klima der Aufklärung, nun offen dagegen aufzutreten und solche Moden anzuprangern. Der Kampf der Ärzte galt im wesentlichen den Schnürbrüsten oder

Schnürleibchen, die man bereits Kindern anlegte, um damit das richtige Körperwachstum vermeintlich zu stützen sowie – aus Eitelkeit und Modebewußtsein. Da man aller einengenden Kleidung ein ganzes Heer von Krankheiten anlastete²⁸, forderte man eine den Körper frei umgebende Bekleidung.

So auch Faust. Allerdings hat er einen völlig anderen Ansatz. Ihn interessieren weniger die Modetorheiten der gehobenen Schichten, sondern die Kleidung der Kinder des einfachen Volks. Und diese wird „aus alten abgetragenen unreinen Kleidern, die *Lumpen* sind, und in denen vergiftete Luft, und ansteckender Zunder von bösen Krankheiten steckt“, gefertigt, „und in diesen Lumpen, die oft kaum ihre Blöße bedecken, verkümmern, ersiechen und erkranken die Kinder, und verlieren oft Gesundheit und Leben“.²⁹

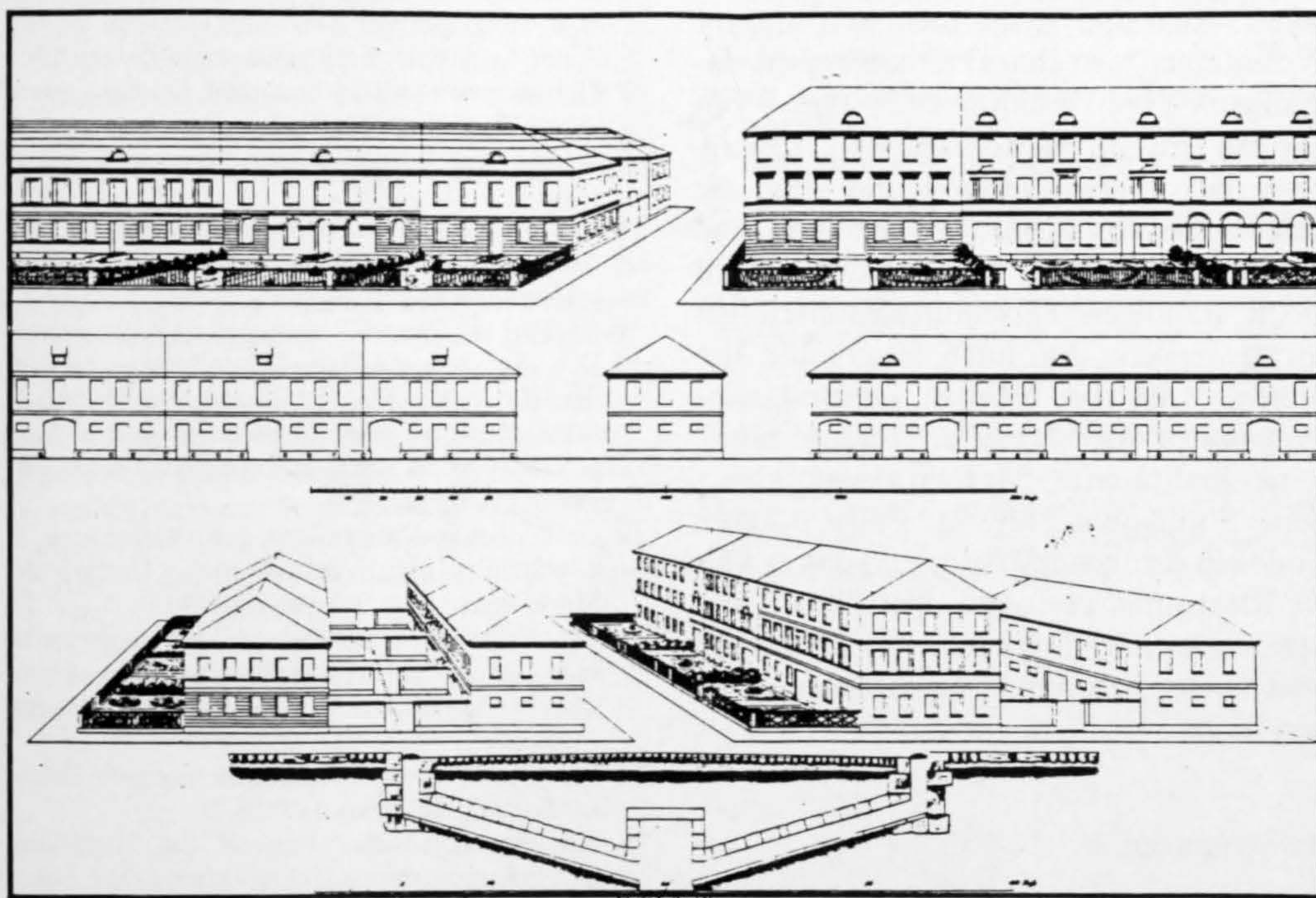


Abb. 4: Plan zu Fausts Sonnenbaulehre (1829), Niedersächsisches Staatsarchiv Bückeburg, F 1 A XXXV, 28, E 15, Bl. 11. (Alle Abbildungen angefertigt von Frau U. Lang.)

Er entwickelt eine eigene Kleidertracht für die Kinder des Landvolks, die dem Grundsatz der Natürlichkeit entspricht und die er ihnen primär aus gesundheitlichen Erwägungen heraus empfiehlt. Allerdings zeigt sich hier neben dem Mediziner auch ganz deutlich der Philanthrop: da „die unordentliche, unreine, buntscheckige, lästige, ungesunde Kleider- und Lumpen-Tracht“ „die Kinder selbst zu Lumpen“ macht,³⁰ will der „Freund der Kinder“³¹ mit einer angemessenen äußeren Erscheinung zugleich ihr Selbstwertgefühl stärken.

Eine ähnliche enge und deutliche Kombination gesundheitlich-medizinischer und humanistisch-idealistischer Elemente findet sich schließlich auch in den Plänen zu einer gesunden Wohnungshygiene, die zu einem städtebaulichen Konzept erweitert werden, mit denen sich Faust besonders intensiv im Alter beschäftigt. „Menschenställe – das sind ja die mehrsten unserer Wohnungen“, so charakterisiert er die damaligen Wohnverhältnisse.³² Die Wohnungen müssen stattdessen hell, sonnig, also nach Süden ausgerichtet sein, sie müssen geräumig und trocken sein, und durch entsprechende Luftkanäle muß für einen ständigen Frischluftaustausch gesorgt werden. „Wohnen im Lichte der Sonne“³³ ist aber nicht nur gesund, sondern macht den Menschen frei und fähig, seine Qualitäten als Mensch auszubilden. Seine Sonnenbaulehre war Faust bis zum Tode ein dringendes Anliegen, das er voller Idealismus verfolgte. Mit diesen Plänen war er allerdings seiner Zeit noch zu weit voraus, als daß er sie realisiert gesehen hätte.

Anmerkungen

- 1 Vgl. den Titel eines seiner Werke: Wie der Geschlechtstrieb der Menschen in Ordnung zu bringen und wie die Menschen besser und glücklicher

- zu machen. Mit einer Vorrede von *J(ohann) H(einrich) Campe*, Braunschweig 1791.
- 2 Zitiert nach dem Exemplar des Niedersächsischen Staatsarchivs Bückeburg, Depositur 11, V, Nr. 21, Satz-Nr. 74472.
- 3 Das Empfehlungsschreiben des Landgrafen Wilhelm an seinen Vetter, den Landgrafen von Hessen-Kassel, vom 13. 8. 1786 befindet sich im Hessischen Staatsarchiv Marburg, 5. Hessischer Geheimer Rat, Nr. 1328, fol. 43, 43 v.
- 4 Vgl. Untersuchung des Wehrts der Trennung der Schoosbeine bei schweren Geburten, Gotha 1780.
- 5 Gedanken über Hebammen und Hebammenanstalten auf dem Lande, nebst einem vielleicht wichtigen Anhang von der Tödtlichkeit der Fugeburten und ihrer Verminderung, Frankfurt am Main 1784, S. 5, S. 8/9.
- 6 Guter Rath an Frauen: Über die beste Art des Gebärens, und über den besten Gebrauch der Geburtsbetten, welche für die Frauen in der Stadt Bückeburg auf öffentliche Kosten sind verfertigt worden, Bückeburg 1807, später in erweiterter Fassung und mit Abbildungen erschienen: Guter Rath an Frauen über das Gebären; nebst Beschreibung und Abbildung des Geburtsbettes und der Wiege für Säuglinge. Mit einem Schreiben des Hrn. Hofr. Böttiger über das Gebären bei den Alten, und dem Fragmente eines chinesischen Hebammen = Katechismus. Mit Kupfern, Hannover 1811.
- 7 So die Definition von Aufklärung nach Immanuel Kant.
- 8 Vgl. *Johann Karl Osterhausen*: Über medicinische Aufklärung, Zürich 1798, Bd. 1 (mehr nicht erschienen), S. 8.
- 9 Entwurf zu einem Gesundheits = Katechismus. Der, mit dem Religions = Katechismus verbunden, für die Kirchen und Schulen der Grafschaft Schaumburg = Lippe ist entworfen worden. Bückeburg 1792. Im gleichen Jahr bereits noch in vermehrter Auflage.
- 10 Gesundheits = Katechismus zum Gebrauche in den Schulen und bey dem häuslichen Unterrichte. Mit Holzschnitten, Bückeburg 1794.
- 11 Vgl. auch *Irmtraut Sahmland*: Der Gesundheitskatechismus – ein spezifisches Konzept medizinischer Volksaufklärung, in: *Sudhoffs Archiv*, Bd. 75, Heft 1, 1991, S. 58–73.
- 12 Vgl. Über Wasser, Eisenbahnen und neue Städte zur Sonne, Bückeburg 1833, S. 2.
- 13 Ein handschriftlicher Entwurf des Titelblattes lautet: Katechismus der christlichen Lehre. Nebst einem Katechismus über die christliche Sorge für Leben und Gesundheit zum Gebrauch in den Evangelischen Kirchen und Schulen der Graf-

- schaft Schaumburg = Lippe [...], Bückeberg [...] 1792 (Niedersächsisches Staatsarchiv Bückeberg, F 1 A XXXV, 20b, J 38).
- 14 Er gab sogar ausdrücklich den Nachdruck frei, vgl. seine Ankündigung der Ausgabe von 1794 im Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung, Nr. 59, 1794, Sp. 467–470; Sp. 467.
 - 15 Noth = und Hülf = Büchlein für Bauersleute. Oder lehrreiche Freuden = und Trauer = Geschichte des Dorfs Mildheim. Für Junge und Alte beschrieben, Gotha und Leipzig 1788.
 - 16 Vgl. *Rudolph Zacharias Becker*: Ankündigung des zweyten Theils des Noth = und Hülf = Büchleins und eines damit verbundenen Volks = Lieder = Buches. Mit einer kurzen Geschichte der Entstehung und dem eigentlichen Plane dieses Unternehmens. Den Freunden des Guten unter seinen Zeitgenossen gewidmet, in: Kaiserlich-privilegirter Reichs = Anzeiger, Num. 57/58, Bd. 1, 1798, Sp. 645–666; Sp. 660. – Becker als ein freier Schriftsteller war im Gegensatz zu Faust allerdings auch auf die Einnahmen seines ebenfalls sehr erfolgreichen Werkes angewiesen.
 - 17 Vgl. An den Herrn Dr. Eduard Jenner, über einige Versuche zur weiteren Untersuchung der Wirkungen und zum Beweise der Unschädlichkeit der Kuhpocken-Materie, Hannover 1802, S. 4.
 - 18 Vgl. Versuch über die Pflicht der Menschen, jeden Blatternkranken von der Gemeinschaft der Gesunden abzusondern: und dadurch zugleich in Städten und Ländern und in Europa die Ausrottung der Blatternpest zu bewirken, Bückeberg 1794, S. 11.
 - 19 Wie Anm. 18.
 - 20 An Inquiry into the causes and effects of the variolae vaccinae, a Disease discovered in some of the western counties of England, particularly Gloucestershire and known by the name of the Cow-Pox, London 1798.
 - 21 Resultate der Kuhpockenimpfung in Großbritannien während des Jahrs 1799, in: Neues Hannöversches Magazin, 58./59. Stück, 21./25. Juli 1800, Sp. 1109–1122; 1125–1130; Sp. 1129.
 - 22 Vgl. An den Herrn Eduard Jenner ... [wie Anm. 17].
 - 23 Vgl. Über die Kuhpocken. An Hunold, in: Kaiserlich-privilegirter Reichs = Anzeiger, Num. 143/144, Bd. 1, 1801, Sp. 1933–1962; Sp. 1936.
 - 24 Die erste Impfpflicht wird 1807 in Bayern eingeführt, in Schaumburg-Lippe 1808; die allgemeine Impfgesetzgebung für das deutsche Reich datiert von 1874.
 - 25 Vgl. z. B. seinen Zuruf an die Menschen, Hessisches Staatsarchiv Marburg, 5. Hessischer Geheimer Rat, Nr. 1217. Eine 3., verb. Ausgabe für Kurhessen vom September 1804 findet sich im Kurhessischen Magazin. Eine Zeitschrift für Freunde des Guten und Nützlichen, nebst einem allgemeinen Anzeiger, hrsg. von *Lorenz Kraushaar* und *Georg Phil. Schuppius*, 3. Jg., 1. Vierteljahr, Hersfeld 1804, Sp. 451–460.
 - 26 Vgl. Dr. Faust's Beinbruch-Maschine zum Gebrauch der Feld = Lazarethe. Mit einem Kupfer, Bückeberg, 1815.
 - 27 Vgl. zu dieser Thematik insbesondere [*Bernhard Christoph*] *Faust* und [*Philipp*] *Hunold*: Über die Anwendung und den Nutzen des Oels und der Wärme bei chirurgischen Operationen. Nebst drei Abhandlungen: Über die Heiligkeit der Feld = Lazarethe (S. 73–92); Beschreibung einer Beinbruch = Maschine (S. 93–192); und wie das Lebendig = begraben = werden auf Wahlplätzen zu verhüten (S. 193–230) von Faust. Mit 2 Kupfern, Leipzig 1806.
 - 28 Vgl. z. B. *Samuel Thomas Soemmerring*: Über die Wirkungen der Schnürbrüste. Mit einer Kupfer-tafel. Neue, völlig umgearbeitete Auflage, Berlin 1793 (1. Auflage 1788).
 - 29 Wie der Geschlechtstrieb der Menschen in Ordnung zu bringen ... [wie Anm. 1], S. 70.
 - 30 Vgl. Der Hofrath D. Faust an das Publicum über seine vier Erfindungen, in: Kaiserlich-privilegirter Reichs = Anzeiger, Num. 336, Bd. 2, 1803, Sp. 4407–4421; Sp. 4411/2.
 - 31 Vgl. Beschreibung einer Beinbruch = Maschine ... [wie Anm. 27], S. 154.
 - 32 Zur Sonne nach Mittag sollten alle Häuser der Menschen gerichtet seyn. Bruchstücke, als Handschrift gedruckt (unvollständig), (ca. 1824/1825), S. 38.
 - 33 Vgl. ebd., S. 1.



UWE LEHMANN

DIPLOM-ÖKONOM

Waldweide 110 · 6300 Gießen

Telefon (0641) 23739 · Telefax (0641) 29429

**Unabhängige Beratung für Privatpersonen,
Unternehmen und Existenzgründer.**

**Fordern Sie unverbindlich
ausführliche Informationen an.**

Indogermanistik am Wendepunkt? Thesen zur zukunftsorientierten Ausrichtung einer Disziplin *

Einleitung

„In Gießen [haben gegenüber] Medizin und Naturwissenschaften die ‚nutzlosen‘ Fächer einen besonders schweren Stand.“ So formulierte es vor einigen Jahren der Volkskundler Alfred Höck in seinem Beitrag „Zur Geschichte der Volkskunde in Hessen“. Auch das Fach, das ich vertrete, die vergleichende Sprachwissenschaft, worunter insbesondere die vergleichende indogermanische Sprachwissenschaft zu verstehen ist, gehört nicht zur naturwissenschaftlichen Fakultät. Doch ist es ein nutzloses Fach? In der Tat häufen sich seit einiger Zeit Stimmen, die dies behaupten. Man hört als erstes: In der Indogermanistik, deren Untersuchungsgegenstand die jeweils am frühesten bezeugten, miteinander verwandten Sprachen in einem von Sri Lanka bis Island reichenden Raum sind, beschäftige man sich mit Sprachen, die eh keiner mehr spricht. Altindisch, Hethitisch, Tocharisch usw. seien längst ausgestorbene Sprachen.

Ein zweiter Vorwurf ist: Das Anliegen der Indogermanistik, aus diesen oftmals längst ausgestorbenen Sprachen eine gemeinsame Grundsprache zu rekonstruieren, sei sinnlos, denn diese Grundsprache sei schließlich nirgends belegt. Wozu also das Ganze?

Als dritter Vorwurf kommt hinzu: Da der Sprachvergleich am leichtesten auf lautlicher Ebene, und zwar mit den Naturgesetzen vergleichbaren Lautgesetzen, geführt

werden kann, gehe es in der Indogermanistik hauptsächlich um Lautliches. Die Betrachtung größerer sprachlicher Einheiten wie etwa von Sätzen sei nur peripher.

Und schließlich als viertes und wichtigstes Argument gegen das Fach Indogermanistik: In der Indogermanistik sei alles schon erforscht. Das Wesentliche sei bereits durch die hervorragenden Gelehrten des 19. Jahrhunderts geleistet worden.

Ein Vertreter des Faches Indogermanistik muß selbstverständlich der Auffassung sein, daß derartige Vorwürfe nicht haltbar sind. Um sie zu entkräften, wird folgender Weg beschritten: Als erstes werden die Gebiete vorgestellt, mit denen sich die Indogermanistik auf jeden Fall zu beschäftigen hat. Zweitens weisen wir auf Berührungen mit Nachbargebieten hin. Drittens soll anhand von Beispielen aus meinen eigenen Forschungen exemplarisch gezeigt werden, wie neue Forschungsansätze in der Indogermanistik fruchtbar gemacht werden können, wobei eine Rolle spielt, daß ich neben der indogermanischen Sprachwissenschaft auch die allgemeine Sprachwissenschaft vertrete. Damit kommen wir zu dem im Titel der Antrittsvorlesung angesprochenen Begriff „Wendepunkt“. Wie so viele Begriffe der Sprachwissenschaft ist auch dieser Begriff metaphorisch zu verstehen. Auf der linken Seite des Wendepunkts stehen die Bereiche, die teilweise zwar schon gut aufgearbeitet sind, die aber nach wie vor zum Aufgabenkatalog der Indogermanistik gehören und demzufolge weiterhin erforscht werden müssen. Diesen stehen auf der rechten

* Anmerkungen und Literatur bei der Verfasserin.

Seite Bereiche gegenüber, in denen die neuen Forschungsansätze zu neuen Fragestellungen oder zur erneuten Bearbeitung schon behandelter Fragen führen. Im folgenden wird das Hauptaugenmerk auf die neuen Bereiche rechts des Wendepunkts gelenkt, weil ich auf diesen Gebieten bereits gearbeitet habe und weiterarbeite. Auf diese Weise möchte ich mein Forschungsprogramm in der vergleichenden Sprachwissenschaft vorstellen. Da jedoch zwischen dem, was links vom Wendepunkt steht, und den Bereichen auf der rechten Seite Interdependenzen bestehen, sind meine Thesen zur zukunftsorientierten Ausrichtung der Indogermanistik im Sinne von Gewichtsverlagerungen zu verstehen.

Hauptteil

Die Hauptaufgabenbereiche der Indogermanistik

Es bleibt nach wie vor Aufgabe der Indogermanistik, die jeweils ältesten Sprachen eines jeden indogermanischen Sprachzweigs genau zu beschreiben, die zwischen ihnen bestehenden Unterschiede zu erklären und ihre Verwandtschaftsbeziehungen, auch ihre Entwicklungsgeschichte darzustellen. Durch die Breite des Faches bedingt, spielen bei der Beschäftigung mit Sprachen unterschiedlicher Kulturen und Zeiten nicht nur sprachliche, sondern auch kulturhistorische sowie religions- und geistesgeschichtliche Aspekte eine bedeutende Rolle.

Weil die Indogermanistik nicht auf die Betrachtung der geschichtlichen Entwicklung der indogermanischen Einzelsprachen verzichten kann, kann sie auch nicht darauf verzichten, der lautlichen Seite von Sprachen gebührende Beachtung zu schenken. Dabei spielt der schon genannte Begriff „Lautgesetz“ eine wichtige Rolle. Was ist ein Lautgesetz? Ein Lautgesetz ist

eine aufgrund des Sprachmaterials feststellbare Regel für einen abgeschlossenen lautlichen Prozeß, der in einer Reihe von Wörtern unter den gleichen Bedingungen erfolgt. So kann zum Beispiel anhand von Lautgesetzen erwiesen werden, daß so unterschiedliche Lautungen wie griechisch γυνή „Frau“, armenisch *kin* und im Anatolischen keilschriftluwisch *uana-* sogenannte Gleichungen bilden und auf eine gemeinsame Vorform zurückgehen (**g^wen^o*), daß aber etwa so gleich klingende Wörter wie lateinisch *deus* und griech. θεός „Gott“ nicht auf einer gemeinsamen Vorform beruhen. Lautgesetze sind für die Aufstellung von Sprachverwandtschaften enorm wichtig. Denn daß eine Sprache der indogermanischen Sprachfamilie zuzuordnen ist, kann am überzeugendsten mit Hilfe von Lautgesetzen erwiesen werden.

Weiterhin gehört es zum Aufgabenbereich der Indogermanistik, aus den indogermanischen Einzelsprachen eine gemeinsame Grundsprache zu rekonstruieren. Die Rekonstruktion der Grundsprache, deren Existenz man für das 3./4. Jahrtausend vor Christus ansetzt, ist aus zweierlei Gründen wichtig.

Der erste Grund betrifft die indogermanischen Einzelsprachen selbst; der zweite die Lebensverhältnisse der Sprachträger der indogermanischen Grundsprache. Der erste Grund: Die Rekonstruktion der indogermanischen Grundsprache ist notwendig, weil von der Basis dieser Grundsprache aus sich Rückschlüsse auf die grammatischen und lexikalischen Gegebenheiten der Einzelsprachen ziehen lassen. Besonders im Falle spätbezeugter indogermanischer Einzelsprachen, wenn also zwischen der Erstbezeugung einer Sprache und der Grundsprache eine länger währende „Dunkelepoch“ liegt, ist der Rückgriff auf die indogermanische Grundsprache unentbehrlich. In einer solchen „Dun-

kelepoche“ kann sich eine Vielzahl von Sprachwandelphänomenen vollzogen haben, über deren Verlauf wir im einzelnen keinerlei Kenntnis haben. Konfrontieren wir aber einen bestimmten einzelsprachlichen Befund mit dem entsprechenden der indogermanischen Grundsprache, so sind dennoch in vielen Fällen Aussagen darüber möglich, ob eine sprachliche Gegebenheit etwas Altes fortsetzt oder eine Um- oder Neubildung darstellt.

Der zweite Grund: Die Rekonstruktion der indogermanischen Grundsprache ist deshalb notwendig, weil sie gestattet, in den für alle Träger der indogermanischen Einzelsprachen geschichtslosen Raum des 3./4. Jahrtausends vor Christus vorzustoßen. Dadurch, daß aus dem Vergleich der Einzelsprachen ein beträchtlicher Teil des urindogermanischen Wortschatzes erschließbar ist, erhalten wir einen Einblick in die geistige und materielle Kultur jener Zeit, in Denkstrukturen, religiöse Vorstellungen und soziale Verhältnisse. So wissen wir zum Beispiel, daß die Träger der indogermanischen Grundsprache den Tageshimmel als Gott verehrten und ihn „Vater“ nannten, wie einzelsprachlich etwa in dem Götternamen *Juppiter* (mit ursprünglichem **pater* als Hinterglied) erhalten ist. Wie noch genauer ausgeführt wird, gab es in der indogermanischen Grundsprache auch bereits den Begriff des Einzelhauses, was wiederum für die Siedlungsgeschichte aufschlußreich ist. Da wir aus der indogermanischen Grundsprache mithin das Älteste, was wir aus der Sprache über unsere eigene Geschichte erfahren können, lernen und die rekonstruierte Grundsprache die Beurteilungsbasis für die indogermanischen Einzelsprachen abgibt, wird die Indogermanistik nach wie vor daran festhalten, die Rekonstruktion der Grundsprache zu verbessern. Die bei der Rekonstruktion angewandten Methoden haben sich ja im Laufe einer über 100jäh-

rigen Forschung derart weiterentwickelt und verfeinert, daß der dänische Sprachforscher Louis Hjelmslev zu folgendem Urteil über die Indogermanistik kam: „... man [darf] die genetische Sprachwissenschaft als absolut exakt bezeichnen; sie ist vielleicht das exakteste Gebiet innerhalb der ganzen Geisteswissenschaft.“ Dieses Urteil ist deswegen von Bedeutung, weil Hjelmslev ein wichtiger Vertreter der strukturellen Sprachwissenschaft ist und diese Richtung der Sprachwissenschaft ebenso wie die Indogermanistik über eine strenge Methodik verfügt.

Wenn nun von Nichtfachleuten behauptet wird, in der indogermanischen Sprachwissenschaft sei schon alles entdeckt, so ist dazu zu sagen, daß in der Tat auf diesem Gebiet bereits eine große Menge an Arbeit geleistet worden ist; und ob so spektakuläre Entdeckungen unseres Jahrhunderts wie im anatolischen Bereich die Entzifferung und die Zuordnung des Hethitischen zu den indogermanischen Sprachen und im Griechischen die Entschlüsselung des Mykenischen in Zukunft noch folgen können, ist ungewiß. Doch erstens ist das bereits entdeckte und als indogermanisch beurteilte Sprachmaterial bei weitem noch nicht vollständig ausgewertet. Zweitens gibt es – etwa im Anatolischen und Keltischen – laufend Neufunde, die für die Evidenz unserer Rekonstruktionen von Belang sind.

Die zunehmend exaktere Auswertung des vorhandenen Sprachmaterials, die gegebenenfalls zur Neuinterpretation von sprachlichen Daten führt, und die Neufunde in den indogermanischen Einzelsprachen lassen also den Vorwurf, in der Indogermanistik sei alle Arbeit bereits getan, als hinfällig erscheinen. Doch auch wenn nach den Methoden der traditionellen Indogermanistik auf jeden Fall noch Neues zu entdecken ist, gibt es vielleicht immer noch Skeptiker, die weitere Be-

gründungen für die Notwendigkeit des Faches Indogermanistik fordern. Solche ergeben sich aus den Berührungen mit Nachbargebieten.

Berührungen mit Nachbargebieten

Es liegt auf der Hand, daß die Indogermanistik die Basis für sprachhistorische Untersuchungen in den an den Universitäten vertretenen Einzelphilologien, also etwa in der Germanistik, Anglistik, Latinistik, Gräzistik und Slavistik, bieten kann, da sie sich ja mit den jeweils frühesten Stadien der einzelnen indogermanischen Sprachen befaßt. In vielen Fällen finden Sprachwandelphänomene, die in der Geschichte der historisch bezeugten Einzelsprachen beobachtbar sind, ihre Deutung allein in den durch die Indogermanistik bereitgestellten Erklärungen. Weiterhin kann die Indogermanistik aufgrund ihrer Arbeitsmethoden und des Umgangs mit den zahlreichen Einzelsprachen Erkenntnisse in die sprachwissenschaftliche Diskussion einbringen, die wegen der Beschränkung auf zumeist nur eine indogermanische Sprache innerhalb der Einzelphilologien gar nicht gewonnen werden können.

Damit kommen wir zum Nutzen der indogermanischen Sprachwissenschaft für die allgemeine Sprachwissenschaft. Dadurch, daß die Indogermanistik Veränderungen in einer Vielzahl von Sprachen über große Zeiträume hinweg beobachtet, stellt sie genügend Material zur Verfügung, aus dem die allgemeine Sprachwissenschaft Verallgemeinerungen ziehen kann; diese schlagen sich vielleicht einmal in einer allgemeinen Theorie des Sprachwandels nieder. Es ist bezeichnend, daß Henry M. Hoenigswald in seinem Beitrag „Gibt es Universalien des Sprachwandels?“ bedauert, daß er für die These, Lautwandel weite sich allmählich aus, bis er unmotiviert

werde, nur ein Beispiel aus der Morphologie, und zwar allein aus den indogermanischen Sprachen, anführen kann. Die Parallele ist für ihn die Verschmelzung der beiden nicht-singularen Numeri Dual und Plural zu einer Form, wobei sich die Motivation für diese Verschmelzung so lange erweitere, bis sie vollständig wird. In der Tat kann man hier von einem gerichteten Sprachwandelprozeß sprechen; denn es gibt wohl keine Parallelen dafür, daß zu den Numeri Singular und Plural ein Dual geschaffen wird, sondern nur den Fall der Reduzierung der drei Numeri Singular, Dual und Plural auf zwei, nämlich Singular und Plural. Da also die Indogermanistik sowohl für die Einzelphilologien als auch für die allgemeine Sprachwissenschaft von Gewinn sein kann, stellt sie im Bereich der interdisziplinären Forschung ein erkenntnisförderndes Bindeglied zwischen unterschiedlichen Disziplinen dar. Nachdem wir nun die wichtigsten Bereiche links des Wendepunkts abgesteckt haben, geht es nun um die Gewichtsverlagerungen auf die rechte Seite und damit um neue Forschungsansätze in der vergleichenden Sprachwissenschaft.

Neue Forschungsansätze in der vergleichenden Sprachwissenschaft

Ebenso wie die Indogermanistik der allgemeinen Sprachwissenschaft von Nutzen sein kann, kann sie von der modernen und allgemeinen Sprachwissenschaft profitieren. Die moderne Sprachwissenschaft, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts durch Ferdinand de Saussure (1857–1913) begründet wurde, hebt sich von der vorausgehenden Richtung der Sprachwissenschaft hauptsächlich dadurch ab, daß sie theoretisch, beschreibend und synchronisch, d. h. immer nur einen bestimmten Sprachzustand untersuchend, ausgerichtet ist. Und was die allgemeine Sprachwissen-

schaft betrifft, so wurde zwar zu allen Zeiten über allgemeine, die Sprache betreffende Fragen nachgedacht. Bedient sich die allgemeine Sprachwissenschaft jedoch der Methoden der „modernen“ Sprachwissenschaft, so kann man von einer „modernen“ allgemeinen Sprachwissenschaft sprechen. Es werden nun sechs Bereiche der modernen und allgemeinen Sprachwissenschaft ausgewählt und anhand von mir untersuchten Fällen und Problemen Exempel dafür gegeben, wie die Erkenntnisse dieser Wissenschaftsdisziplinen für die indogermanische Sprachwissenschaft nutzbar gemacht werden können. Die Thesen zur zukunftsorientierten Ausrichtung der Indogermanistik sollen aus den Bereichen der Lautlehre, Morphologie, Wortbildung, Syntax, Semantik und Pragmatik gewonnen werden.

Lautlehre

Wie schon bemerkt, bleibt die Beobachtung von Lautgesetzen nach wie vor eine Aufgabe der Indogermanistik. Die moderne und allgemeine Sprachwissenschaft kann jedoch insofern behilflich sein, als sie Kriterien für plausible lautliche Entwicklungen an die Hand gibt. Während man früher zum Beispiel ohne weiteres Assimilationen von *kn* > *kk*, *tn* > *tt* und *pn* > *pp* angenommen hat, hält man heute derartige Lautentwicklungen für unwahrscheinlich. Das geschieht zu Recht, denn zum Beispiel das Lateinische zeigt, daß in solchen Fällen *ηn*, *nn* und *mn* entsteht; vgl. etwa lat. *dignus* (-ī-?) „würdig“ [*dīgnus*] < **dekno-* zu lat. *decet* „es ziemt sich“; *penna* „Flügel“ < **petnā* zu griech. πέτομαι „fliege“; *somnus* „Schlaf“ < **suēpno-* zu griech. ύπνος „Schlaf“. *kk*, *tt*, *pp* können also nicht unmittelbar aus *kn*, *tn*, *pn* hervorgegangen sein. Daß in der Tat die traditionelle phonetische Beschreibung aufgegeben werden muß, legen in jüngster

Zeit vorgebrachte generelle phonetische Überlegungen nahe, die auf der Untersuchung von Sprachdaten aus den verschiedensten Sprachen beruhen. Es zeigt sich, daß in einer Silbenfolge mit einem *-k*, *-t* oder *-p* als Silbenauslaut und einem *n-* als Anlaut der nächsten Silbe der nasalhaltige Silbenanlaut gegenüber dem silbenauslautenden Verschlußlaut offenbar als ein zu schwacher Laut empfunden und daher verstärkt wurde. Das führte zu einer Verdoppelung des Verschlußlauts und damit zu den Lautfolgen *-k-kn-*, *-t-tn-* und *-p-pn-*, deren Nasal dann getilgt wurde. Ein aus *kn*, *tn*, *pn* hervorgegangener Doppelverschlußlaut beruht also nach neuesten Erkenntnissen auf einer echten Verdoppelung und nicht auf einer Assimilation. Was ergibt sich nun aus diesem Beispiel für die Indogermanistik? Die erste These für eine Indogermanistik am Wendepunkt lautet: Bei der Aufstellung und eventuellen Neuformulierung von Lautgesetzen sind die Prinzipien der allgemeinen Phonetik stärker als bisher zu beachten. Lautgesetze sind nur dann überzeugend, wenn sie phonetisch einleuchtend begründet werden können.

Morphologie

Der Gegensatzbegriff zu „Lautgesetz“ ist „Analogie“. Unter Analogie versteht man ein Ergebnis sprachlichen Wandels, der sich unter dem Einfluß konkurrierender sprachlicher Formen vollzieht und tendenziell Regelmäßigkeit in der Sprache besonders dort herstellt, wo durch Lautwandel eine Vielfalt von Formen entstanden ist. Analogien finden sich in allen sprachlichen Bereichen, besonders aber innerhalb der Morphologie, weshalb wir unter dem Punkt Morphologie Probleme der Analogie erörtern. Während man nun bei dem Begriff Lautgesetz, wie die Bezeichnung schon sagt, von Gesetzmäßig-

keiten ausging, verfuhr man bei der Analogie anders. Analogien wurden zumeist als völlig regellose Sprachwandelphänomene angesehen. Doch gibt es auch bei der Annahme von Analogien gewisse Gesetzmäßigkeiten, was anhand eines Beispiels aus dem Germanischen verdeutlicht werden soll.

Um das folgende verstehen zu können, ist zunächst der Hinweis nötig, daß es im Germanischen geminierte Medien gegeben hat. Diese stellen eine Neuerung gegenüber dem Urindogermanischen dar, denn solche Geminaten besaß die indogermanische Grundsprache nicht. Zur Erklärung der Doppelmedien sind zwei Erklärungen vorgeschlagen worden: Man hat diese lautgesetzlich zu erklären versucht oder als bedeutungstragende, d.h. laut-symbolische oder expressive Laute aufgefaßt.

In meiner Arbeit „Expressivität und Lautgesetz im Germanischen“ (1988) bin ich der Frage nachgegangen, ob bei den Doppelmedien Lautgesetzlichkeit oder Lautbedeutsamkeit vorliegt, so auch bei einem germanischen Wort für „Frosch, Kröte“, das ein Doppel-*dd-* aufweist: altnordisch *padda*, mittlenglisch *padde* (mittlenglisch *paddeke*), neufriesisch *padde*, mittelniederländisch, mittelniederdeutsch *padde*, neuniederdeutsch, ostfriesisch *padde*. Da dieses Wort wie griech. βάρδαχος „Frosch“ mit einem Labial anlautet und im Inlaut ein Dental erscheint, hat man die beiden Wörter verbunden und als aus der indogermanischen Grundsprache ererbt betrachtet. Ist dies der Fall, so müßte man für die Vorform des Wortes „Frosch, Kröte“ eine Lautform **paddan-*, die zwei Frikative, also Reibelaute, enthält, annehmen und im Germanischen folgende *n*-haltige Stammformen für den Nominativ und Genetiv rekonstruieren:

Sg.Nom. **padan-*
Gen. **padn-*,

wobei im Genetiv, wie hier nicht weiter begründet werden soll, aus **-dn-* (über **-ddn-* > **-dd-* > **-dd-* > *-tt-*) lautgesetzlich ein Doppel-*tt-* entsteht. Das Paradigma lautet nun:

Sg.Nom. **padan-*
Gen. **patt-*.

Es liegt auf der Hand, daß in einem Paradigma mit so unterschiedlichen Dentalen ein analogischer Ausgleich der Dentale erfolgt. Wollte man innerhalb dieses Paradigmas zu der Vorform **paddan-* gelangen, so wäre anzunehmen, daß in das Doppel-*tt-* des Genetivs das Merkmal stimmhafter Frikativ vom Nominativ eingeführt wurde, wodurch ein neues Paradigma **paddan-* entstand:

Sg.Nom. **padan-* → **paddan-*
Gen. **patt-*

Um es gleich vorweg zu sagen: Die Annahme eines solchen analogischen Ausgleichs ist höchst unwahrscheinlich. Tritt in einem Paradigma wie

Sg.Nom. **padan-*
Gen. **patt-*

ein Ausgleich ein, so würde man erwarten, daß der Okklusiv und nicht der Frikativ verallgemeinert wird, daß also ein Paradigma der Form

Sg.Nom. **padan-* → **patan-*
Gen. **patt-*

entsteht. Warum? Ein Frikativ ist schwerer auszusprechen als ein Okklusiv. Das zeigt ganz eindeutig der Spracherwerb: Wenn Kinder sprechen lernen, lernen sie zuerst die Okklusive auszusprechen und erst später die Frikative. In den Termini der Markiertheits- oder Natürlichkeitstheorie – Theorien, die zwischen merkmalhaften und weniger merkmalhaften sprachlichen Einheiten unterscheiden – sagt man daher: Das phonetische Merkmal Frikativ ist markierter als das phonetische Merkmal Okklusiv. Nun gilt gemäß dem Postulat von der „Natürlichkeit“

sprachlichen Wandels, daß bei analogischen Veränderungen ein Markiertheitsabbau, also ein Wandel vom Markierten zum weniger Markierten, eintritt. Für unser Wort **paddan-* besagt dies, daß der Doppelfrikativ nicht analogisch entstanden sein kann. Die Lautform dieses Wortes muß also anders erklärt werden. Das ist möglich; denn überlegt man sich, was dieses Wort bedeutet, so kann die Lautung eines Wortes für „Frosch, Kröte“ durchaus onomatopoetisch sein. Verwandte Bildungen deuten darauf hin, daß mit **padd-* der Laut, den eine hüpfende Kröte beim Aufkommen auf dem Boden macht, nachgeahmt wird.

Was hat sich nun als zweite These für eine zukunftsorientierte Ausrichtung der Indogermanistik ergeben? Bei analogisch bedingtem Sprachwandel sind ebenso wie beim Lautwandel Gesetzmäßigkeiten zu postulieren, welche mit den Erkenntnissen der Markiertheits- und Natürlichkeitstheorie in Einklang stehen.

Wortbildung

Während es bei der Morphologie um Formen eines Wortes geht, untersucht die Wortbildung, wie aus schon vorhandenen Sprachelementen neue Wörter entstehen. Ein besonders interessanter Wortbildungstyp ist die Zusammensetzung, die sich wiederum in verschiedene Untertypen gliedert. Während nun im heutigen Deutsch sogenannte Determinativkomposita wie *Briefmarkenalbum*, in denen das zweite Element (*-album*) durch das erste (*Briefmarken*) näher bestimmt wird, ungeheuer produktiv sind, sind ein Besitzverhältnis ausdrückende Komposita, also Possessivkomposita wie *Achtzylinder*, eigentlich „Auto, das acht Zylinder hat“, in der Gegenwartssprache nur schwach vertreten. Genau umgekehrt waren die Verhältnisse in der indogermanischen Grund-

sprache. Gegenüber dem Possessivkompositum war der Typ des Determinativkompositums im Indogermanischen kaum entwickelt. Warum das so war, soll hier nicht weiter erörtert werden. Es ist vielmehr auf bisherige Beschreibungen einiger Typen von Possessivkomposita in indogermanischen Sprachen einzugehen, woraus dann weitere Thesen zur zukunftsorientierten Ausrichtung der Indogermanistik abgeleitet werden. Die überwiegende Zahl der Possessivkomposita in den indogermanischen Sprachen ist so gebildet, daß wie bei dem deutschen Wort *Achtzylinder* das Hinterglied aus einem Substantiv besteht und das Vorderglied das Hinterglied näher bestimmt; vgl. altindisch *iṣu-hasta-* „Pfeile in der Hand habend“, eigentlich „eine Hand mit Pfeilen [darin] habend“ (*iṣu-* „Pfeil“ + *hāsta-* „Hand“); gleichbedeutendes griech. ἰοχέαιρα als Attribut der Artemis (ἰός „Pfeil“ + χεῖρ „Hand“); altirisch *nocht-chenn* „barhäuptig“ (*nocht* „nackt“ + *cenn* „Kopf“); althochdeutsch *krumb-nasi* „mit einer krummen Nase, stumpfnasig“, neuhochdeutsch *bar-fuß*. Ursprünglich waren Possessivkomposita auf dem Hinterglied, also auf dem Substantiv, betont. Diese Betonungsweise diente der Adjektivierung des Kompositums; vergleichbar ist die Akzentuierung von Simplizia auf der letzten Silbe, wodurch aus einem Substantiv ebenfalls ein Adjektiv entsteht, wie etwa altindisch *kārṇá-* „mit (großen) Ohren versehen“ gegenüber altindisch *kārṇa-* „Ohr“ und griech. ὄβος „buckelig“ gegenüber griech. ὄβος „Buckel“ zeigen. Im Kompositum steht also das Element, das die Wortart der Bildung bestimmt, an zweiter Stelle; es wird daher als Kopf des Kompositums bezeichnet. Nun gibt es aber auch als Possessivkomposita auffaßbare Zusammensetzungen, in denen die Anordnung der Kompositionsglieder umgekehrt erscheint. In solchen Fällen spricht man von

umgekehrten Possessivkomposita; vgl. griech. πόδ-αργος „schnellfüßig“ (πούς, ποδός „Fuß“ + ἄργός „schnell beweglich“); altirisch *cenn-mar* „großköpfig“ (*cenn* „Kopf“ + *mār* „groß“); althochdeutsch *nasa-krumb* „mit einer Adlernase, *aquilus*“, altisländisch *aug-dapr* „mit trüben Augen“ (*auga* „Auge“ + *dapr* „traurig, betrübt“); lat. *animaequus* „gleichmütig“ (*animus* „Sinn“ + *aequus* „gleich“). Man geht hier deswegen von umgekehrten Possessivkomposita aus, weil nicht das Hinterglied, sondern das Vorderglied durch das zweite Kompositionsglied semantisch bestimmt wird. So wird zum Beispiel sowohl für lat. *aequanimus* als auch für lat. *animaequus* die gleiche Bedeutung „gleichmütig“ angenommen. Doch stellt sich die Frage, ob im Falle des Typs *animaequus*, also des Typs mit dem Substantiv im Vorderglied, wirklich ursprüngliche Possessivkomposita vorliegen. Betrachtet man die Anordnung von Kompositionsgliedern in ganz unterschiedlichen Sprachen, so zeigt sich nämlich, daß der Kopf eines Kompositums, d. h. das wortartbestimmende Element, immer entweder rechts oder links, d. h. entweder an der ersten oder zweiten Stelle, steht. Auch aus der Beobachtung des Spracherwerbs ergibt sich, daß ein Kind die Regeln für die Bildung von Komposita nur dann erlernen kann, wenn es von der Hypothese ausgeht, daß nur eine der beiden Stellungsregeln richtig ist. Im Falle von lat. *animaequus* ist also der Kopf nicht *animus*, sondern, was aus der adjektivischen Natur des Hinterglieds *aequus* „gleich“ natürlicherweise folgt, das Adjektiv im Hinterglied. Damit ist aber der Typ lat. *animaequus* kein Possessivkompositum, sondern eigentlich ein Determinativkompositum mit der Bedeutung „in der Gesinnung gleich[mütig]“. In ähnlicher Weise sind die anderen angeführten scheinbar umgekehrten Possessivkompo-

sita als ursprüngliche Determinativkomposita aufzufassen. Wir postulieren demnach die Zweitstellung des Kopfes im Possessivkompositum.

Will man diese Aussage weiter stützen, so können hierfür Überlegungen, die in den 60er Jahren der Anthropologe und Afrikanist Joseph Greenberg mit seiner „Basic Order Typology“ hervorgebracht hat, nützlich sein. Charakteristisch für Greenbergs Betrachtungsweise ist die Verbindung von Sprachtypologie und Universalienforschung. Unter Sprachtypologie versteht man die Klassifikation der natürlichen Sprachen aufgrund bestimmter Merkmale. Das Forschungsziel ist, für die natürlichen Sprachen ein Ordnungssystem aufzubauen, das sich aus ihrer globalen Ähnlichkeit ergibt, und die Konstruktionsmechanismen der Sprachen aufzudecken. Und was die Universalienforschung betrifft, so nimmt man in dieser Forschungsrichtung an, daß es Eigenschaften gibt, die alle natürlichen Sprachen besitzen, eben die Universalien, etwa, daß alle Sprachen über eine grammatische Organisation verfügen oder daß sie Wortarten haben. Von besonderem Interesse ist nun sowohl für die Sprachtypologie als auch für die Universalienforschung die Stellung von Subjekt, Objekt und Prädikat, wobei von den sechs möglichen Abfolgen in den Sprachen der Welt normalerweise nur drei realisiert werden, nämlich Verb/Subjekt/Objekt, Subjekt/Verb/Objekt und Subjekt/Objekt/Verb. Man geht davon aus, daß in jeder Sprache eine dieser drei Möglichkeiten vorherrscht. Für die Frage nach der Stellung des Kopfes in Komposita ist nun wichtig, daß die drei Stellungsmöglichkeiten Verb/Subjekt/Objekt, Subjekt/Verb/Objekt und Subjekt/Objekt/Verb mit anderen Wortstellungserscheinungen verknüpft werden, und zwar auch mit der Anordnung der Teile von Wortbildungen.

Gehen wir aber zunächst auf die Stellung des Kopfes in syntaktischen Fügungen ein. Unter dem Kopf einer syntaktischen Fügung versteht man ein Element, das der gleichen Formklasse wie die gesamte Fügung angehört; vgl. etwa den substantivischen Kopf *Obst* in der substantivischen Fügung *das frische Obst*. Der Kopf einer syntaktischen Fügung fungiert also etwas anders als der Kopf eines Kompositums – wie gesagt: der Kopf eines Kompositums legt die Wortart fest. Betrachtet man nun die Stellung von Köpfen in den verschiedenen Sprachen, so befindet sich etwa im Französischen sowohl der Kopf eines Kompositums als auch der Kopf einer syntaktischen Fügung an der Spitze der Gesamtkonstruktion; vgl. die syntaktische Fügung *la main gauche* „die linke Hand“ mit dem Kompositum *film muet* „Stummfilm“ (vgl. demgegenüber im Deutschen *der silberne Löffel, der Silberlöffel* mit dem Kopf am Ende der Gesamtkonstruktion). Das könnte darauf hindeuten, daß ein enger Zusammenhang zwischen der Stellung eines Kopfes in einem Kompositum und der Stellung eines Kopfes in einer syntaktischen Fügung besteht. Wir wollen diese Frage hier nicht weiter verfolgen, aber doch darauf hinweisen, daß die Sprachtypologie und Universalienforschung in Fragen der Stellung von sprachlichen Elementen in Wortbildung und Syntax der Indogermanistik auf jeden Fall weiterhelfen und sie zu neuen Einsichten führen kann. Allerdings ist die Anwendung von sprachtypologischen Erkenntnissen auf die indogermanischen Sprachen nicht so einfach, wie es etwa die beiden Amerikaner Winfred P. Lehmann und Paul Friedrich in ihren Arbeiten aus den 70er Jahren suggerieren. Da beide Forscher nur das Material aus den indogermanischen Sprachen betrachtet haben, das ihnen für ihre Theorie tauglich erschien, kamen sie zu vorschnellen Verall-

gemeinerungen, ja sogar zu einander entgegengesetzten Aussagen über die indogermanische Wortfolge. So betrachtet Lehmann (1974) das Urindogermanische als Sprache vom Typ Objekt/Verb oder (Subjekt)/Objekt/Verb, während Friedrich (1975) gerade die umgekehrte Struktur, also Subjekt/Verb/Objekt, annimmt. Um in dieser Frage weiterzukommen, hilft nur die minutiöse Betrachtung von Textkorpora, und zwar besonders desjenigen Materials, das Altertümliches und Ausnahmeerscheinungen bewahrt zu haben scheint. Denn vor allem hier und nicht in den produktiven, regelmäßigen Strukturen können am ehesten Stellungsregularitäten der indogermanischen Grundsprache verborgen sein.

Die Betrachtung der Stellung des Kopfes in Possessivkomposita unter dem Punkt Wortbildung hat zu Fragen der Stellung von sprachlichen Elementen im allgemeinen geführt. Nicht nur die Spracherwerbsforschung, sondern auch die Sprachtypologie und Universalienforschung sind Forschungsrichtungen, auf die die Indogermanistik bei ihren weiteren Forschungen gewinnbringend zurückgreifen kann.

Syntaktisches

Unter dem Punkt Wortbildung wurde bereits auf Fragen der Syntax eingegangen. Nun ist anhand eines weiteren Beispiels aus der Syntax zu zeigen, wie moderne Erkenntnisse in der Syntax die Anschauungen vom Satzbau im Indogermanischen verbessern können.

Der Satztyp:

Man lobte das Verdienst der Tarifpartner, daß sie eine Einigung zustande brachten, bei dem von einem Abstraktum als Kopf einer syntaktischen Konstruktion, hier *Verdienst*, ein attributiver *daß*-Satz abhängt, ist erstaunlicherweise bereits für das Indogermanische anzunehmen. Das

zeigen Sätze mit Abstrakta der Bedeutung „Heldentat“ und „Verblendung“ + *daß*-Satz im Altindischen und Griechischen:

altindisch Rigveda 1, 131, 4

*viduṣ te asyá vīryàśya pūrāvah
pūro yád indra śāradīr avātirah*

„die Puru kennen diese Heldentat von dir, daß du die herbstlichen Burgen niederwarfst“, und:

griech. Ilias A 411 f.

γνῶ δὲ καὶ Ἀτρεΐδης . . .

ἦν ἄτην, ὃ τ' ἄριστον Ἀχαιῶν οὐδὲν ἔτισεν

„und es erkenne auch der Atride . . . seine Verblendung, daß er den besten der Achaier für nichts geachtet hat“

Daß derartige Sätze bereits für das Indogermanische zu postulieren sind, ist deswegen erstaunlich, weil es sich bei der Verbindung von Abstrakta wie *Verdienst*, *Heldentat*, *Verblendung* + attributiver *daß*-Satz um höchst komplizierte Konstruktionen handelt. Da der Inhalt eines Abstraktums expliziert wird, spricht man seit B. Delbrück im Falle solcher *daß*-Sätze von Explikativsätzen. Nun können aber längst nicht alle Abstrakta mit einem Explikativsatz verknüpft werden; man kann zum Beispiel nicht sagen: **die Rückkehr*, *daß*. Woran liegt das nun? Von mir am Neuhochdeutschen durchgeführte Untersuchungen haben ergeben, daß nur Abstrakta, deren zugrundeliegender Begriff eine Ausdifferenzierung in verschiedene Einzelbestandteile, also etwa in verschiedene Handlungen oder Ereignisse, erlaubt, mit einem *daß*-Satz verbunden werden können. Zum Beispiel kann ein Begriff wie „Glück“ nach verschiedenen Glücksfällen differenziert und das Abstraktum so mit einem attributen *daß*-Satz verbunden werden. Daß mit dieser Analyse generell geltende Eigenschaften von Abstrakta erfaßt werden, zeigt das folgende Beispiel aus der altiranischen Sprache Avestisch, in dem ebenfalls ein Abstrak-

tum der Bedeutung „Glück“ mit einem *daß*-Satz verknüpft ist:

jungavestisch Yašt 5,34 *auuaṭ āiiaptəm dazdi.mē . . . yaṭ bauuāni aiβi vaniiā*

„jenes Glück schenke mir, daß ich Sieger werde“

Daß demgegenüber ein Abstraktum wie *Rückkehr* nicht mit einem *daß*-Satz verbunden werden kann, liegt daran, daß bei diesem Begriff keine Ausdifferenzierung nach verschiedenen Arten von Rückkehr möglich ist. Derartige Erkenntnisse können nun auch bei der Interpretation von Texten aus den indogermanischen Sprachen eingesetzt werden. So ergibt sich aus der Verwendungsweise des eben genannten Wortes *Rückkehr* im Neuhochdeutschen ganz klar, daß die Deutung des *daß*-Satzes als Explikativsatz an der folgenden Stelle aus dem Altindischen unzutreffend ist:

Rigveda 3, 9, 2

kāyamāno vanā tvám

yán mātṛ ājagann apáh

ná tát te agne pramṛṣe nivārtanam

yád dūrē sánn ihābhavaḥ

„Nachdem du, der du an den Hölzern Gefallen hast, zu deinen Müttern, den Wassern, gegangen warst, ist diese deine Rückkehr, o Agni, nicht zu vergessen, also daß du, (obwohl) in der Ferne befindlich, (wieder) hier erschienen bist.“

Der *daß*-Satz ist hier kein von dem Abstraktum *Rückkehr* abhängiger Attributivsatz, sondern nur eine Art Nachtrag zu diesem Abstraktum. Wie der Einschub *also* verdeutlicht, ist dieser Nachtrag nicht untergeordnet, sondern er steht auf der gleichen syntaktischen Stufe wie das Abstraktum *Rückkehr*.

Wörter wie *Glück* und *Rückkehr* zeigen also, daß bei den Abstrakta zu scheiden ist in solche, die mit einem *daß*-Satz verbunden werden können, und in solche, wo dies nicht möglich ist. Abstrakta des Typs *Glück* sind also nicht den Kontinuativa –

das sind Bezeichnungen für nichtteilbare Elemente – zuzuordnen, oder, wie man in der modernen Semantikforschung sagt, Begriffen, die kontinuierlich eine einelementige Klasse repräsentieren; ein solches Abstraktum wäre etwa auch das Wort *Friede*. Abstrakta wie *Glück*, bei denen man nach verschiedenen Glücksfällen differenzieren kann, gehören vielmehr zu den diskontinuierlichen, mehrelementigen Klassen umfassenden Begriffen. Wie sind wir nun auf diese zwei Typen von Abstrakta in den indogermanischen Sprachen gekommen? Wir haben von der modernen Semantikforschung vorgeschlagene semantische Kriterien zur Beschreibung eines syntaktischen Phänomens herangezogen. Daraus ergibt sich als weitere These für eine zukunftsorientierte Ausrichtung der Indogermanistik: Abgesehen davon, daß das eingangs angesprochene Syntaxdefizit der Indogermanistik beseitigt werden muß, sind bei Forschungen auf diesem Gebiet die Ergebnisse der modernen Semantikforschung zu berücksichtigen.

Semantik

Nicht nur der Verbindung von Syntax und Semantik, sondern auch der Semantik allein gilt mein Forschungsinteresse. Dies ist nicht zuletzt dadurch bedingt, daß ich hier in Gießen die Bearbeitung des von Rolf Hiersche begründeten „Deutschen etymologischen Wörterbuchs“ übernommen habe. Dieses Wörterbuch steht in Gießen in einer großen Tradition. Der Gießener Indogermanist Hermann Hirt hat ebenfalls eine Abhandlung über die Etymologie der neuhochdeutschen Sprache verfaßt und zudem das Deutsche Wörterbuch von Friedrich Ludwig Weigand bearbeitet. Von den Punkten, in denen sich das von mir weitergeführte „Deutsche etymologische Wörterbuch“

von Konkurrenzunternehmen unterscheiden wird, ist besonders die eingehende Erforschung von Benennungsmotiven bei etymologischen Deutungen hervorzuheben. Der Begriff Benennungsmotiv ist kurz zu erläutern. Zwischen dem Wort als etwas Bezeichnendem und dem Bezeichneten besteht ein kausales Verhältnis, nämlich die Motivation der Benennung. Das Merkmal, das bei der Benennung für die Wahl einer sprachlichen Bezeichnung entscheidend ist, wird zum Repräsentanten dieses Gegenstands. Es liegt nahe, daß die motivierenden Merkmale entweder typische (primäre) Merkmale oder auffallende Charakteristika des jeweiligen Gegenstandes sind; dabei geben die in die Bezeichnung eingegangenen Merkmale Auskunft über den Grad der spontanen, empirischen Erkenntnis der Umwelt durch den Sprachträger. Wie kommt nun ein Sprachwissenschaftler, der die semantische Seite einer Etymologie begründen will, auf die Motivation für eine Benennung? Zwei miteinander zu kombinierende Verfahren stehen zur Verfügung. Als Grundlage für eine Etymologie sind zuerst die den Begriff konstituierenden relevanten Bedeutungsmerkmale zu ermitteln. Wenn man z. B. die heutige Bedeutung von „Haus“, dessen Benennungsmotive in den indogermanischen Einzelsprachen dann genauer betrachtet werden sollen, in einem modernen deutschen Wörterbuch nachschlägt, so kann man aus der Bedeutungsangabe „Gebäude, das Menschen zum Wohnen dient“ Benennungsmotive wie „Aufenthaltort“ oder „Schutz“ gewinnen, Benennungsmotive also, die sich aus der Vorstellung des Wohnens ergeben. Fehlen aber derartige Beschreibungen von Bedeutungsstrukturen, wie es für Wörter älterer Sprachstufen häufig der Fall ist, sind in Übereinstimmung mit den zur Zeit der Benennung herrschenden sachlichen Gegebenheiten die Merkmale des Objekts

zu ermitteln, die den damaligen Sprechern wesentlich erschienen sein könnten. Dabei kann man sich jedoch nicht immer auf die aus den ältesten Belegen eines Wortes erschlossene Ausgangsbedeutung, aus der sich dann die übrigen Bedeutungen ableiten lassen, stützen; denn diese braucht aufgrund von Bedeutungswandel mit dem durch das Etymon gegebenen Benennungsmotiv nicht unbedingt übereinzustimmen. Der nächste wichtige Schritt ist: Aussagen über ein Benennungsmotiv müssen durch Hinweise auf bedeutungsmäßig entsprechende Bezeichnungen aus möglichst dem gleichen Zeitraum gestützt werden, ein Verfahren, das in der etymologischen Forschung zu beachten ist, aber praktisch zu wenig berücksichtigt wird. Somit ergeben sich für den Etymologen folgende Arbeitsschritte:

- a. Ermittlung der Ausgangsbedeutung des Wortes
- b. Ermittlung des Benennungsmotivs
- c. Festsetzung der etymologischen Bedeutung.

Wenn wir nun die Benennungsmotive des Wortes *Haus* in den indogermanischen Sprachen betrachten, das, wie erwähnt, für die Siedlungsgeschichte der Träger der indogermanischen Sprachen von großem Interesse ist, so ergeben sich die Benennungsmotive und etymologischen Bedeutungen „Gebäude“, „Errichtetes“, „Stanggengerippe“, „Flechtwerk“, „Einraumhaus“, „Bedecktes, Schutz“, „Umzäuntes, Abgegrenztes“, „Aufenthaltort“, „Lagerstätte“ und „Herd“. Diese Benennungsmotive sind nun nicht vereinzelt, sondern über die ganze Indogermania hin nachweisbar. So liegt zum Beispiel die Vorstellung von einem Haus als einem mit einem Dach versehenen, Schutz bietenden Gebäude vor in griech. *στέγη, τέγη* „Dach, Haus“; lat. *tectum* „Dach, Haus“; altirisch *tech* „Haus“; althochdeutsch, gotisch, altisländisch, altenglisch, altfrie-

sisch, altsächsisch *hūs* (gotisch nur in *gudhus* „Tempel“); althochdeutsch *hutta* „Hütte“; altindisch *śālā* „Haus, Gemach“; altwestnordisch *holl* „Halle, Saal, großes Gebäude“, altenglisch *heall* „Halle, Wohnung, Haus“, altsächsisch *halla* „Halle, Saal“, mittelhochdeutsch *halle* „Halle“; griech. *καλιὰ* „Hütte“; altkirchenslavisch *chramъ* „Haus, οἶκος, οἰκία“ [?].

Von den vielfältigen Aspekten, wie Semantik heute betrieben wird, wurde unter dem Punkt Semantik der für die Abfassung etymologischer Artikel eminent wichtige Begriff des Benennungsmotivs ausgewählt. Doch gilt nicht für unsere Arbeit am „Deutschen etymologischen Wörterbuch“ allein, sondern generell die These, daß eine zukunftsorientiert ausgerichtete Indogermanistik dem Studium der Bedeutung besondere Aufmerksamkeit widmen muß. Daß hier noch viel zu tun ist, zeigt sich allenthalben. Zum Beispiel bestehen kaum Konzeptionen zum semantischen Wandel. Dabei ist eine nach modernen Gesichtspunkten aufgestellte Typologie semantischen Wandels ein dringendes Forschungsdesiderat.

Pragmatik

Während es die Semantik mit der Bedeutung von Wörtern zu tun hat, fragt eine Richtung der Pragmatik danach, wie wir mit unserer Sprache handeln. In der Sprache geht es nicht nur um das Benennen von Sachverhalten oder sachverhaltsbezügliche Aussagen (propositionaler Gehalt), mit einer Äußerung kann vielmehr zugleich z. B. ein Befehl oder ein Rat-schlag oder eine Drohung oder eine Feststellung, also ein Sprechakt, vollzogen werden (Illokution), Bestandteile von Äußerungen, die seit John R. Searle (1969) als propositionaler und illokutionärer Akt bezeichnet werden. Zum Sprechakt kommen gegebenenfalls weitere Stellungnah-

men des Sprechers zur Aussage hinzu, die sich in Bewertungen oder anderen Kommentaren wie zum Beispiel Erstaunen, Ungeduld, Resignation äußern können. Im Neuhochdeutschen werden Stellungnahmen des Sprechers vor allem durch die in einer erstaunlichen Vielfalt vertretenen Abtönungspartikeln wie *mal, ja, doch, schon, eben, halt* (illokutive Indikatoren) zum Ausdruck gebracht. Beispielsweise drücken die Abtönungspartikeln *eben* und *halt* in dem folgenden Satz eine Einsicht des Sprechers in einen objektiven Tatbestand aus, der resignierend als unabänderlich aufgefaßt wird:

Das Spiel ist eben (halt) verloren. (Das kann ich nicht ändern.)

Auch in älteren indogermanischen Sprachen gibt es derartige Partikeln. Zum Beispiel können etwa δῆ, ἤ im Griechischen, *num* im Lateinischen oder *aber* im Mittelhochdeutschen den Ausdruck des Vorwurfs oder der Überraschung in Fragen verstärken:

Homer Ilias, Φ 472 φεύγεις δῆ „Du fliehst wirklich?“

Ilias, I 340f. ἤ μοῦνοι φιλέουσ' ἀλόχοις ... Ἀτρεΐδαι „Die Atriden lieben wohl allein ihre Weiber?“

Plautus Asinaria 619 *sed num fumus est haec mulier, quam amplexare?* „Ist diese Frau, die du umarmst, etwa Rauch?“

Schaidenreisser odyssea 51 W 1537 *tochter tochter, was für ain red ist dir aber auß deinem mund entfallen?*

Während in derartigen, den Ausdruck des Vorwurfs oder der Überraschung verdeutlichenden Partikeln die kommunikative Funktion dominiert, herrscht in Partikeln wie *ganz, höchst, sehr, überaus*, also in den hervorhebenden Partikeln, die semantische Funktion vor. Weiterhin gibt es Partikeln zum Ausdruck von Zeit- oder Ortsbezügen. Von diesen drei Partikeltypen besaß das Indogermanische sicher Zeit- und Ortsbezüge bezeichnende und hervor-

hebende Partikeln. Daraus sind aller Wahrscheinlichkeit nach die kommunikativen Funktionen wie Überraschung, Resignation verdeutlichenden Partikeln hervorgegangen. Wie das in den indogermanischen Sprachen vor sich gegangen ist, ist zwar für Einzelfälle bekannt, aber eine Typologie der Genese der kommunikativen Partikeln steht noch aus. Die Aufstellung einer solchen Typologie ist deswegen erstrebenswert, weil von dem Materialreichtum der indogermanischen Sprachen im Bereich der Partikeln wieder die allgemeine Sprachwissenschaft profitieren könnte. Auch könnte sie für die noch ausstehende umfassende Beschreibung derjenigen sprachlichen Mittel, die in modernen Sprachen Sprecherhandlungen und Sprechereinstellungen ausdrücken, von Nutzen sein. Jedenfalls aber ergibt sich als letzte These für eine zukunftsorientierte Indogermanistik, daß sie bei ihren Untersuchungen auch die Erkenntnisse der Sprachhandlungsforschung berücksichtigen sollte.

Zusammenfassung

Keinesfalls sollte durch die Thesen zur zukunftsorientierten Ausrichtung der Indogermanistik der Eindruck entstehen, daß auf den herkömmlichen Bereichen dieser Disziplin nicht weiter geforscht werden sollte oder müßte. Der Sprachvergleich, die Aufstellung von Lautgesetzen und die Rekonstruktion der indogermanischen Grundsprache gehören nach wie vor zu ihrem Kanon. Die vorgetragenen, meinen Arbeitsgebieten entnommenen Thesen sind daher, wie gesagt, nur als Gewichtsverlagerungen nach rechts vom Wendepunkt zu verstehen. Diese Thesen haben sich daraus ergeben, daß ebenso, wie die Einzelphilologien und die allgemeine Sprachwissenschaft aus den Erkenntnis-

sen der Indogermanistik Nutzen ziehen können, die Indogermanistik auch aus den Forschungsergebnissen benachbarter Disziplinen Gewinn ziehen kann. Schlagwortartig zusammengefaßt sind dies folgende Ziele: stärkere Berücksichtigung von Erkenntnissen der allgemeinen Phonetik bei der Formulierung von Lautgesetzen, Herausarbeiten und Festlegung von Gesetzmäßigkeiten im Falle der Analogien, sprachtypologische, Natürlichkeitstheoretische und die Spracherwerbsforschung zur Kenntnis nehmende Einsichten für die Beschreibung von Stellungselementen in Wortbildung und Syntax, Einbeziehung der modernen Semantikforschung in syntaktische Untersuchungen, Umsicht und besondere Sorgfalt in der Ermittlung von Benennungsmotiven bei Etymologien und schließlich die

Rezeption von pragmalinguistischen Fragestellungen und deren Auswertung. Nicht nur die Ausstrahlung des Faches Indogermanistik auf andere Fächer, die Neufunde in indogermanischen Sprachen und neue Deutungen des schon vorhandenen Sprachmaterials, sondern auch die in den Thesen vorgestellten Verlagerungen der Indogermanistik auf die rechte Seite des Wendepunkts geben Grund genug zu der Behauptung, daß dieses Fach Prädikate wie „veraltet“ oder „nutzlos“ nicht verdient. Die Verlagerung meiner indogermanistischen Forschungsschwerpunkte auf die rechte Seite des Wendepunkts möge, wie man im Griechischen mit dem Wort δεξιός, das „rechts“, aber auch „glücksverheißend“ bedeutet, sagt, glücksverheißend sein und sich so auswirken.

Zur Reform der Juristenausbildung

Die juristische Ausbildung gliedert sich in einen theoretischen und einen praktischen Teil. Die theoretische Ausbildung erfolgt an der Universität, sie wird mit der ersten juristischen Staatsprüfung abgeschlossen (Referendarexamen). Die praktische Ausbildung als Referendar erfolgt vor allem an den Gerichten und Verwaltungsbehörden. Sie wird mit der zweiten juristischen Staatsprüfung abgeschlossen (Assessorexamen). Die juristische Ausbildung ist Ländersache, jedoch macht das Bundesrecht (Deutsches Richtergesetz) Vorgaben. Die Regelstudienzeit liegt, länderweise unterschiedlich, zwischen sieben und neun Semestern. Die Referendarausbildung dauert heute zweieinhalb Jahre. Da die erste Prüfung zwischen einem halben und einem Jahr, die zweite bis zu einem halben Jahr nach Ende der Ausbildung dauert, ergibt sich eine Regelausbildungszeit von sieben bis achteinhalb Jahren. Tatsächlich nimmt der junge Jurist jedoch eine längere Studienzeit in Anspruch. Die kürzeste durchschnittliche Studiendauer im Fach Rechtswissenschaft hat Augsburg mit knapp zehn Semestern, die längste hat die FU Berlin mit etwa 12,7 Semestern. Gießen liegt an vierter Stelle von 27 westdeutschen juristischen Fachbereichen mit einer durchschnittlichen Studiendauer von etwa 10,8 Semestern (Überblick des Wissenschaftsrates für das Studienjahr 1989, veröffentlicht in der FAZ vom 18. April 1992). Damit liegt bundesweit die Gesamtausbildungszeit tatsächlich zwischen neuneinhalb und knapp elf Jahren. Im Durchschnitt beginnt der „junge“ Jurist sein Berufsleben erst in einem Alter von über 30 Jahren.

Schwieriger als diese tatsächlichen Feststellungen ist die Analyse von Mängeln der Juristenausbildung. Die Ausbildung insgesamt, insbesondere aber das Studium, wird ganz überwiegend als zu lang empfunden. Das gilt vor allem angesichts des Fortschreitens der Einigung Europas. Eine Reihe anderer europäischer Länder ermöglicht Abschlüsse in kürzerer Zeit. Dann ist unter den Juristen kontrovers, welche Anforderungen in den Examina gestellt werden sollen. Ein Teil der Professoren, allerdings wohl nicht die Mehrheit, sieht insbesondere die Anforderungen des Referendarexamens als zu hoch an. Das führt dann zum Streit über die zu lehrenden Inhalte und weiter zum Streit über das Berufsbild der Juristen. Leisten wir uns eine Überqualifizierung unserer Juristen? In der Vergangenheit hat es zwei größere Ansätze zu einer Reform der Juristenausbildung gegeben, die allerdings beide gescheitert sind. Seit den 70er Jahren wurde – versuchsweise – an acht Fachbereichen die sogenannte einphasige Juristenausbildung praktiziert, bei der theoretische und praktische Ausbildung ineinander integriert sind. Bei deutlich höherem Aufwand an Lehrpersonal kam es dabei zu einer leichten Abkürzung der Gesamtausbildungszeit. Ein Vergleich der Qualität von einphasig und zweiphasig ausgebildeten Juristen war allerdings nur schwer möglich. Die Juristenwelt selbst reagierte zurückhaltend. In den 80er Jahren setzte der Gesetzgeber dem Versuchsmodell dann ein Ende. Die einphasige Ausbildung an den acht Fachbereichen ist jetzt ausgelaufen. Problematisch war vor allem vor dem Hintergrund unserer juristischen

Tradition, ob man durch Praxis lernen kann, wenn man die Theorie noch nicht beherrscht. Tatsächlich liegt umgekehrt auch das Gewicht unserer praktischen Ausbildung auf einer weiteren Verfeinerung der Theorie, wenn auch jetzt im Medium der richterlichen oder behördlichen Konfliktsentscheidung.

Ein zweiter Ansatz zur Reform lag in der Mitte der 80er Jahre erfolgenden Einführung von Zwischenprüfungen. Diese sogenannten Leistungskontrollen wurden überwiegend im Zusammenhang mit den „kleinen Übungen“ im bürgerlichen Recht, im Strafrecht und im öffentlichen Recht abgenommen. In jedem dieser Fächer mußte eine Klausur „bestanden“ werden. Die Zwischenprüfung sollte den Studierenden in einem möglichst frühen Zeitpunkt über seine Eignung als Jurist unterrichten und dem Ungeeigneten den langen Weg durch Studium und Referendarexamen ersparen. Zwischen dem zweiten und dem vierten Semester läßt sich jedoch noch keine ausreichend fundierte Entscheidung über die Eignung eines Studierenden als Jurist treffen. Die Fachbereiche trugen dem Rechnung, indem sie das Niveau der Leistungskontrolle niedrig ansetzten. Damit wurde dann aber auch kaum jemand vom weiteren Studium abgehalten. Die Zwischenprüfung hat ihren Sinn verfehlt.

Es sind dann zwei weitere Reformansätze in der Diskussion gewesen, um die es aber zur Zeit ruhiger geworden ist. Der eine ging dahin, jedenfalls das die Universitätsausbildung abschließende Examen nicht mehr als Staatsexamen, sondern als Universitätsexamen abzuhalten. Diese Prüfung wird zur Zeit als staatliche Prüfung in Hessen von vier Prüfern abgenommen, von denen zwei Praktiker, vor allem Richter, und zwei Universitätsprofessoren sind. Die Inhalte der Prüfung werden vom Staate bestimmt, der allerdings auf Vor-

schläge von Professoren zurückgreift. Die Befürworter der Verlagerung der ersten Prüfung auf die Universitäten erhofften sich von dieser Lösung endlich einen durchgreifenden Wettbewerb aller juristischen Fachbereiche um die beste Ausbildung. Vorbild sind dabei die Verhältnisse in den USA. Die Gegner dieser Lösung befürchteten einen weitgehenden Einbruch des Ausbildungsniveaus, das sie nur durch die Vorgaben der staatlichen Prüfungen gewährleistet sahen. Eine derartige Reform hätte sich auch wohl nur durchsetzen lassen, wenn man das Leitbild des Einheitsjuristen aufgegeben hätte, also des Juristen, der zum Richteramt befähigt ist. Solange man das Ziel der Ausbildung in der Befähigung zum Richteramt sieht, wird der Zugriff des Staates auf die beiden entscheidenden Prüfungen auch als legitim empfunden. Für die nicht mehr am Richterberuf orientierte juristische Ausbildung fehlen aber noch weitgehend die Leitbilder.

Zur Zeit wird in Hessen – nach dem Vorgang von Bayern – die sogenannte „Freischuß“-Regelung eingeführt. Eine Prüfung gilt als nicht unternommen, wenn der Prüfling noch im achten Semester zur Prüfung zugelassen wird und diese nicht besteht. Die Regelung trägt der psychologischen Situation des Studenten etwa zwischen dem achten und dem elften Semester Rechnung. Er wird sehr häufig examensreif sein, ist sich dessen aber nicht genügend sicher. In Bayern hat die Regelung beachtlichen Erfolg gehabt. Man wird allerdings darin wohl kaum schon eine durchgreifende Lösung der Probleme der juristischen Ausbildung sehen können, auch wenn es sich um eine geschickte Einflußnahme auf die Motivation der Studenten handelt.

Dann wird zur Zeit die Einführung eines Numerus clausus für Juristen diskutiert und teilweise für das Wintersemester '92/

93 auch schon vorbereitet. Damit ist ein eigener Problemkreis angesprochen, der hier nicht weiter erörtert werden kann.

Seit Februar 1992 beraten die Gesetzgebungsorgane des Bundes über eine Änderung der Rahmenvorschriften des Deutschen Richtergesetzes für die Juristenausbildung. Die in der Beratung befindlichen Entwürfe sehen beachtliche Neuerungen vor. Die studienbegleitenden Leistungskontrollen sollen aufgegeben werden. Der Prüfungsstoff für die erste Staatsprüfung soll auf Kernfächer beschränkt werden. Die Länder sollen die Möglichkeit erhalten, eine frühzeitige Abschichtung von Teilen der ersten Staatsprüfung vorzusehen. Die Referendarzeit soll – bei Umstrukturierung der zweiten Staatsprüfung – auf zwei Jahre beschränkt werden. Man erhofft sich durch diese Maßnahme insgesamt die Abkürzung der Ausbildung um etwa ein Jahr.

Wie ist dieser neueste Reformansatz zu bewerten? Ich möchte diese Frage hier nur unter universitärem Aspekt behandeln, weil hier zweifellos auch der Schwerpunkt der Reform liegt. Die Abschaffung der Zwischenprüfung ist vernünftig, sie stößt auch auf ganz verbreitete Zustimmung. Von sehr viel größerem Gewicht ist jedoch die Frage einer Straffung des Prüfungsstoffes auf Kernfächer. Hier stellt sich zunächst die Frage, ob diese Straffung geboten ist. Sie wird weitgehend bejaht. Dann ist die weitere Frage zu beantworten, wie die Straffung im einzelnen durchgeführt werden sollte. Das Deutsche Richtergesetz wird hier nur einen Rahmen vorgeben, dessen Konkretisierung Sache der Gesetzgebung der Länder ist. Die Länder ihrerseits stimmen sich dann allerdings wieder untereinander ab, damit die Einheit der Regelung möglichst bundesweit gewahrt bleibt. Die Art der Straffung ist schon kontrovers und wird zunehmend kontroverser werden.

Im Grunde trägt die Beschränkung des Prüfungsstoffes auf Kernfächer nur dem jetzigen Ist-Zustand Rechnung. Zwar warten die Prüfungsvorschriften mit umfassenden Fächerkatalogen auf, die als Prüfungsgegenstand bezeichnet werden, wobei die Fächer selbst noch wieder mit unterschiedlicher Wichtigkeit eingestuft werden, praktisch beschränkt sich der Prüfungsstoff aber doch weitgehend auf die Kernfächer des Rechts. Das sind im Zivilrecht die ersten drei Bücher des Bürgerlichen Gesetzbuches (BGB), im Strafrecht der Allgemeine und der Besondere Teil des Strafgesetzbuchs und im öffentlichen Recht das Staatsrecht mit dem Schwerpunkt auf den Grundrechten, das Allgemeine und das Besondere Verwaltungsrecht. Daneben haben eine Reihe von Materien für die erste Prüfung zwar durchaus noch praktisches Gewicht, das aber schon deutlich geringer ist als das Gewicht der gerade genannten Kernfächer, so im Zivilrecht etwa das Familien- und Erbrecht, das Arbeitsrecht, das Handelsrecht. Ich muß in diesem Zusammenhang darauf verzichten, den Kreis dieser Fächer in den anderen Fachgebieten (Strafrecht, öffentliches Recht) abzuschreiten.

Die ausladende Weite des Fächerkatalogs in den Prüfungsvorschriften war bisher Grund für eine beträchtliche Verunsicherung der Studenten. Sollte man im Referendarexamen tatsächlich all die dort genannten Fächer beherrschen müssen? Worin unterscheidet sich die Beherrschung eines Faches im Ganzen von seiner Beherrschung nur im Grundzuge? Wo findet man eine Aufklärung darüber, was die einzelnen Prüfer in einem Rechtsgebiet nun als Grundzug verstehen und was nicht? Das Veranstaltungsangebot der juristischen Fachbereiche gibt diese Aufklärung nicht, vielmehr ist die Breite dieses Angebots naturgemäß der Stolz jedes

Fachbereichs. Zwar wird durchaus auf die Notwendigkeit hingewiesen, daß der Student Schwerpunkte bilden muß. Offen bleibt allerdings aus leicht erklärlichen Gründen, wie diese Schwerpunkte zu setzen sind. Der Student gewinnt dann erst mit fortschreitenden Semestern ein Bild von der Prüfungspraxis, welches ihm Anhaltspunkte für eine derartige Schwerpunktsetzung gibt. Die Unsicherheit, das Studium nicht weit genug angelegt zu haben, bleibt jedoch meistens bis zum Examen. Sie ist wohl einer der wichtigeren Gründe dafür, daß viele Studenten sich erst so spät für examensreif halten. Eine der Funktionen der privaten Repetitoren liegt auch darin, daß sie den Studenten mit ihrer Beschränkung auf bestimmte Stoffmassen die Information über den tatsächlich examensrelevanten Stoff geben. Das Jurastudium würde also wohl nicht an Substanz verlieren, wenn man sich entschliesse, in den Prüfungsgesetzen auf die Darstellung des Soll-Zustandes einer allseitig gebildeten juristischen Persönlichkeit zu verzichten und den Ist-Zustand der tatsächlich geübten Examenspraxis zum Ausdruck zu bringen. Die verbindlich angeordnete Beschränkung des Prüfungsstoffes auf Kernfächer dürfte also in der Tat der entscheidende Ansatz für eine Verkürzung des Studiums sein, weil mit der darin liegenden Orientierung des Studenten von Anfang an eine beträchtliche Entkrampfung des Studiums verbunden sein wird.

Damit stellt sich die weitere Frage nach der Durchführung einer Straffung des Prüfungsstoffes auf Kernfächer. Sie ist sehr viel komplizierter, als es auf den ersten Blick scheint. In dieser Frage werden dann auch die meisten Kontroversen ausgetragen werden. Versuchen wir, uns die Problematik zu vergegenwärtigen, so gut es in der Kürze geht. Mit einer Beschränkung des Prüfungsstoffes auf die „klassi-

schen Fächer“ oder Standardfächer ist es nicht getan, da jedes einzelne dieser Fächer im Grunde heute auch für den Spezialisten schon fast unerschöpflich ist. Entscheidend kann nur sein, welchen Verarbeitungsgrad eines „klassischen Faches“ man dem Studenten im ersten Staatsexamen abverlangen will. Statt von Verarbeitungsgrad kann man auch von der Beherrschung der Dogmatik eines Faches sprechen. Die Sicherheit in der Dogmatik eines Faches ist nicht mit Stoffkenntnis zu verwechseln, obgleich sie ohne ausreichende Stoffkenntnis nicht möglich ist. Die notwendige Qualität der juristischen Bildung läßt sich mit dem Hinweis auf bestimmte zu beherrschende Stoffgebiete nicht ausreichend zum Ausdruck bringen. Der Maßstab bleibt hier weiterhin die Erfahrung der Prüfer, die sich in der Prüfungspraxis niederschlägt. Der Begriff der Jurisprudenz (Rechtsklugheit) bringt den qualitativen Gesichtspunkt treffend zum Ausdruck.

Die Beschränkung auf Kernfächer bringt für die geforderten wie auch für die nicht mehr geforderten Fächer eine Reihe gravierender Probleme mit sich, die hier jedenfalls kurz umrissen werden sollen. Die Beschränkung wird u. a. zutreffend damit begründet, daß eine ausreichende Sicherheit des jungen Juristen in den Kernfächern jederzeit eine schnelle Einarbeitung in jedes weitere Rechtsgebiet ermöglicht, eben weil er sich in den Kernfächern mit der Art juristischen Denkens insgesamt ausreichend vertraut gemacht hat. Nun wird aber das Interesse an der Lehre nicht mehr geprüfter Fächer bald nachlassen. Damit läßt auch die Vitalität der Forschung in diesen Fächern nach, die auf die Möglichkeit angemessener Präsentation in der Lehre angewiesen ist. Die Nichtprüfungsfächer werden also in eine Existenzkrise geraten. Es ist zur Zeit noch nicht genügend diskutiert, wie dem begegnet wer-

den kann. Der überzeugendste Weg scheint mir zu sein, dem Studierenden weiterhin die Möglichkeit einer besonderen Qualifikation in diesen Fächern im Examen einzuräumen, wie es jetzt schon in den sogenannten Wahlfachgruppen geschieht. Nur bedarf auch das „System der Wahlfachgruppen“, das für diese Spezialisierung gedacht ist, einer Reform. Da die Prüfung in der Wahlfachgruppe zur Zeit in Hessen nur mit einem Fünftel auf das Gesamtergebnis der Prüfung durchschlägt, wird sie von vielen Studenten kaum ernstgenommen. Der Beitrag zum Gesamtergebnis muß also sehr viel größer sein, wenn man den Studenten zu ernsthafter Arbeit in dem gewählten Spezialgebiet motivieren will. Eine entsprechende Änderung wäre ohne ernsthafte Beeinträchtigung der Ausbildung in den Kernfächern durchaus denkbar. Dann dürften die Wahlfachgruppen nicht mehr so weit gefaßt sein wie heute, es müßte auch darauf verzichtet werden, heterogene Fächer zusammenzufassen, so daß der Student tatsächlich die Chance hat, das genannte Gebiet zu erarbeiten und nicht darauf angewiesen ist, daß der Prüfer üblicherweise nur einen Teil der nach dem Gesetz möglichen Fächer prüft. Ich will hier offenlassen, ob eine derartige Prüfung in einem Spezialgebiet (Nichtkernfach) obligatorisch oder fakultativ sein sollte. Die Erfahrung geht dahin, daß bei fakultativer Prüfung nur die überdurchschnittlichen Studenten sich engagieren. Das braucht kein Nachteil zu sein. Es wird dann in den Spezialgebieten tatsächlich etwas geleistet. Wer von einer Spezialisierung absieht, kann desto größeres Gewicht auf die Kernfächer legen, die dann meistens dieser Zuwendung auch dringend bedürfen. Was die Kernfächer selbst betrifft, so wird man wegen ihrer außerordentlichen Weite die geforderten Kenntnisse in jedem Fach hier selbst wieder einzugrenzen versuchen.

Dem Problem der Weite der Kernfächer versucht auch der Gedanke einer frühzeitigen Abschichtung von Teilen der ersten Staatsprüfung Rechnung zu tragen. Beide Strategien sehen das Ausbildungsziel offenbar in der Kenntnis einer ausreichenden Menge von Stoff, während es tatsächlich in der genügenden Verarbeitung der Dogmatik der Kernfächer liegt, wenn dafür auch ausreichende Stoffkenntnis erforderlich ist. Diese Begrenzungsversuche sind also im Grunde falsch angesetzt. Was in einem Fach an Beherrschung von Dogmatik gefordert wird, läßt sich durch eine Aufzählung oder Beschränkung von Stoff nicht aussagen. Es lassen sich auch kaum Teile einer einheitlichen Dogmatik eines Faches durch vorgezogene Prüfungen abschichten.

Die Lehre in den Kernfächern würde eine wesentliche Dimension ohne ausreichende Kenntnisse in den sogenannten Grundlagenfächern verlieren, zu denen vor allem die juristische Methodenlehre, die Rechtsphilosophie, die Rechtssoziologie und die Rechtsgeschichte zählen. Die Lehre in diesen Grundlagenfächern muß als Teil der Lehre in den Kernfächern begriffen werden. Hier sollte dem Studenten allerdings – wie schon bisher – die Bildung von Schwerpunkten erlaubt sein.

Insgesamt ist die jetzt geplante Reform der Juristenausbildung mit dem Schwerpunkt auf einer Straffung des Prüfungsstoffes also sinnvoll, wobei die Schwierigkeiten allerdings – wie so häufig – im Detail stecken. Die Probleme werden vielleicht noch etwas anschaulicher, wenn wir noch einen Blick auf das in Gießen derzeit praktizierte juristische Ausbildungsmodell werfen, durch welches schon seit langem wesentliche Gedanken der jetzt bundesweit beabsichtigten Reform in die Tat umgesetzt werden. Der Reformplan ist 1965 von Walter Mallmann vorgestellt worden (in der Zeitschrift Juristische

Schulung, 1966, S. 217 ff.). Die Art, in der das Reformmodell heute praktiziert wird, wird allgemein als „Gießener Kleingruppenmodell“ bezeichnet.

Nach diesem Modell wird die Lehre in den Kernfächern des Rechts (die ersten drei Bücher des BGB, Allgemeiner und Besonderer Teil des Strafrechts, Staatsrecht, Allgemeines und Besonderes Verwaltungsrecht) in der ersten Hälfte des Studiums durch sog. Kleingruppenarbeit intensiviert. Jeder Vorlesung eines Kernfaches – die Kernfächer machen in der ersten Hälfte des Studiums den wesentlichen Teil des Vorlesungsangebots aus – sind eine Anzahl studentischer Kleingruppen mit bis zu 30 Mitgliedern zugeordnet. Diese Kleingruppen arbeiten den Stoff der Vorlesung unter Leitung eines studentischen Arbeitsgemeinschaftsleiters nach. Die Nacharbeit geschieht in der Regel anhand von für das gerade abgehandelte Stoffgebiet repräsentativen Fällen, die in den Kleingruppen diskutiert und gelöst werden. Der verantwortliche Professor stellt den Arbeitsgemeinschaftsleitern diese Fälle und bis ins einzelne ausgearbeitete Lösungsskizzen zur Verfügung und bereitet seinerseits die Arbeitsgemeinschaftsleiter in eigenen Seminaren auf die Abhaltung der Arbeitsgemeinschaften vor. Die Entwicklung dieses Lehr- und Lernsystems hat außerordentliche Anforderungen an die Professuren gestellt, da der gesamte Stoff der Vorlesungen praktisch in einer neuen Verarbeitungsart dargeboten werden muß, wenn man in dieser Weise zwei Veranstaltungsarten aufeinander bezieht. Das Kleingruppenmodell hat sich aber auch als außerordentlich erfolgreich erwiesen. Der Student steigert durch die Nacharbeit nicht nur den Rezeptionsgrad

der Vorlesung ganz beträchtlich, sondern behält das Dargebotene natürlich auch besser. Wenn Gießen bundesweit einen der Spitzenplätze hält, was die Kürze der Studiendauer betrifft, so dürfte das nicht zuletzt diesem Kleingruppenmodell zuzuschreiben sein.

Für den zweiten Teil des Studiums stellt sich dann vor allem die Frage einer energischen Wiederholung und Vertiefung des Stoffes der Kernfächer. Dazu gehört auch das Schreiben einer größeren Zahl von Probeexamensklausuren. Hier nimmt der junge Jurist die Weichenstellung häufig falsch vor. Weil er meint, die Kernfächer schon zu beherrschen, während er sie vielfach allenfalls „angedacht“ hat, wendet er sich jetzt der Breite der Fächer zu. Genügenden Anlaß dafür gibt ihm einmal die Größe des Angebots, dann aber auch das ausladende „Wunschdenken“ der Ausbildungsgesetze. Was Gießen betrifft, so würde die Reform einer Beschränkung des Prüfungsstoffes auf die Kernfächer vor allem an dieser Stelle wirksam werden. Die Intensivierung der ersten Studienhälfte durch die Kleingruppenarbeit in den Kernfächern reicht zum Erwerb ausreichender Kenntnisse und Fähigkeiten in diesen Fächern durchaus noch nicht aus. Sie entkrampft zwar die Anforderungen an den Studenten in der zweiten Studienhälfte. Das Interesse muß aber weiterhin unverwandt diesen Kernfächern zugewandt bleiben. Die Problematik der „Nichtkernfächer“ und der Grundlagenfächer habe ich schon angesprochen. Die Befassung mit ihnen dürfte sinnvollerweise in die zweite Studienhälfte gehören, wobei allerdings auch hier Konzentration das Gebot ist.

Didaktik: Eine universitäre Disziplin? – Eine universitäre Disziplin!

Vor einiger Zeit bereits erhielten die Universitäten in Hessen – völlig überraschend – eine Anzahl neuer, ungeliebter Fächer: Die Didaktiken.

Durch die Auflösung der pädagogischen Hochschulen und die Eingliederung dieser Anstalten in die Universitäten, zunächst als Abteilung für Erziehungswissenschaft, später den entsprechenden Fachbereichen zugeordnet, entstanden damals neue, doch weitgehend ungeliebte Fächer, die jeweiligen Didaktiken. Allein die Universität Marburg blieb verschont, denn eine pädagogische Hochschule, die sie hätte aufnehmen können, gab es nicht mehr. Unter Didaktik verstand man, wie vorher an den pädagogischen Hochschulen, zunächst die gesamte Ausbildung der Lehrer für die Grund-, Haupt- und Realschulen. Mit der Etablierung der Didaktik als einer universitären Disziplin eröffneten sich jedoch neue Möglichkeiten, die mehr oder weniger gut genutzt wurden. Didaktiker begriffen sich als zuständig für alle Fragen des Unterrichts, der Vermittlung von Fachwissen, kurz als Vertreter der Wissenschaft vom Lehren und Lernen.

In vielen Fachbereichen gelang es gegen den Widerstand der Kollegen jedoch nicht, die Didaktik als ein Fach zu etablieren, das alle Fragen, die Lehren und Lernen in Forschung und Lehre betreffen, vertreten könne. Die Didaktiken wurden in diesen Fachbereichen zwar weiterhin mit der gesamten Ausbildung der Grund-, Haupt- und Realschullehrer betraut, doch wurde es ihnen nicht gestattet, darüber hinaus andere Aufgaben zu übernehmen.

Erst die Einführung des fünfwöchigen Schulpraktikums, auch für Studenten des Lehramtes an Gymnasien, ermöglichte es den Didaktikinstituten, in diesen Fachbereichen an der Ausbildung in diesen Studiengängen beteiligt zu werden. Das heißt aber noch lange nicht, daß damit eine systematische Einbindung des Schulpraktikums in einen Teilstudiengang Didaktik auch tatsächlich erfolgt wäre.

Nun ist die Didaktik, wie auch die Lehrerbildung insgesamt, immer schon ein Gebiet gewesen, das weder in den Fachbereichen noch in den Universitätsgremien großes Interesse fand. Nicht nur ich habe diese leidvolle Erfahrung immer wieder machen müssen. Dies ist eigentlich recht überraschend, wurde doch die Fächerpalette der Universität durch die Übernahme der pädagogischen Hochschule erweitert. Versuche, Didaktik als Wissenschaft vom Lehren und Lernen in einem weiteren Rahmen zu sehen, sind erst recht kaum erfolgreich gewesen. Als Ausnahme sei – hier an der Justus-Liebig-Universität – der Studiengang „Fachjournalismus“ genannt, der auf Initiative von Herrn Professor Siegfried Quandt eingeführt wurde.

Die strikte Einschränkung der Didaktiken auf die Ausbildung der Lehrer an Grund-, Haupt- und Realschulen ist weder in ihrer Geschichte begründet, noch ist sie durch die Herleitung des Wortes aus dem Griechischen legitimiert. Denn schon im Altertum galt die „Didaktik“ als die Wissenschaft vom Lehren und Lernen. Von da-

her meinen Philosophen, wie ich meine zu Recht, das Wesentliche am Problembe- reich Didaktik stehe eigentlich schon bei Plato, vor allem in dessen Dialogen Men- non, Symposium, Staat und Protagoras. Allerdings kann ein Hinweis auf die „alten Griechen“ heute kaum mehr als Qualitäts- nachweis, sondern wohl nur noch als Ku- riosität dienen. Dies ist nicht zuletzt in der Unkenntnis der abendländischen Kultur- geschichte begründet. In der Aufklärung, die bekanntlich die Befreiung des Men- schen aus seiner selbst verschuldeten Un- mündigkeit forderte, wurde der Begriff „Didaktik“ wieder aufgenommen. Nicht ohne Grund nannte Johann Amos Come- nius sein Hauptwerk „Große Didaktik“. Durch Erziehung und eben durch Didak- tik als einer der Erziehung zugeordneten Wissenschaft sollte das erklärte Ziel er- reicht werden. Comenius verfolgte mit sei- ner Lehre die utopische Hoffnung, die Menschheit mittels einer geeigneten Me- thode der Erziehung zu einer Akzeptanz des moralischen Gesetzes, wie es dann Im- manuel Kant formulierte, zu bringen. So kann die Didaktik als Wissenschaft auf ei- ne lange Tradition zurückblicken, doch zu größerer Anerkennung hat ihr das doch nicht verholfen – ein ungeliebtes Fach ist sie geblieben.

Daß die Didaktiken in der Universität ein so geringes Interesse finden ist um so er- staunlicher, als die Einheit von Forschung und Lehre ein konstituierendes Prinzip der Universität ist. Es wäre daher zu er- warten, daß eine Wissenschaft, die sich mit der Lehre und dem Lernen befaßt, von den Universitäten geradezu gefordert würde. Betrachtet man die bei Berufungen von Professoren geübte Praxis, dann sieht die Sache allerdings anders aus. Im Beru- fungsverfahren wird zwar viel Wert auf die wissenschaftliche Reputation gelegt, die auch durch möglichst viele und um- fangreiche Arbeiten dokumentiert wird,

doch bleiben die pädagogischen Fähigkei- ten nahezu unberücksichtigt.

So finde ich beispielsweise in „Hessen Pro- file, Journal für Wissenschaft und Kunst“ 2/90, S. 7 einen Bericht: „Der jüngste Prof. in Deutschland“ über den an die Johann- Wolfgang-Goethe-Universität in Frank- furt am Main berufenen organischen Che- miker Christian Griesinger. Von 32 inter- national anerkannten Veröffentlichungen ist da die Rede, doch bekennt der junge Professor am Ende freimütig: „Vorlesun- gen halten – das muß ich erst lernen.“

In gewisser Weise nun ehrt das den jungen Professor, denn um Vorlesungen zu hal- ten, muß man – wie er meint – etwas ge- lernt haben, zum anderen heißt das, daß es auch etwas zu lernen gibt. Wieso aber wird eigentlich jemand als Professor beru- fen, der sich zwar als Wissenschaftler aus- gewiesen hat, jedoch über keine Lehrer- fahrung verfügt? Was eigentlich bedeutet dann die vielbeschworene Einheit von Forschung und Lehre, wenn die Befähi- gung zur Lehre bei einer Berufung über- haupt nicht zur Debatte steht?

Doch davon abgesehen, sei dem jungen Wissenschaftler die Berufung selbstver- ständlich gegönnt und ich bin sicher, daß er inzwischen dazugelernt hat und Vorle- sungen halten kann, die auch den Studen- ten etwas bringen.

Schnell ist man mit zwei Argumenten zur Hand, um der Lehrbefähigung bei einer Berufung eine untergeordnete Rolle zuzu- weisen.

1. Eine gute Ausbildung im jeweiligen Fach sei völlig ausreichend, dann könne man „automatisch“ auch gut lehren.

Für eine solche Argumentation spricht, daß die intensive Beschäftigung mit einem Gegenstand und das Erlernen komplexer Tatbestände das notwendige Vertrauen entwickelt, neue Probleme ebenfalls bear- beiten und in ihrer Komplexität auch dar-

stellen zu können. Nur zu oft bleibt die Darstellung der Forschungsergebnisse dennoch für „Nichteingeweihte“ ein Rätsel. Sogar populärwissenschaftliche Artikel sind häufig genug nur demjenigen verständlich, der sich in der jeweiligen Terminologie – oder sollte man nicht doch besser „Geheimsprache“ sagen – schon auskennt. Als vor Jahren in Gießen Komplexverbindungen des vierwertigen Kupfers synthetisiert wurden und dies in der Gießener Presse auch lobend erwähnt wurde, zusammen mit der Bemerkung, es sei zu erwarten, daß auch Verbindungen des vierwertigen Goldes darstellbar seien, wurde ein Chemiker von seinem Nachbarn gefragt, ob dies stimme und auf die zustimmende Antwort meinte dieser: „Dann zeigen wir es den Arabern.“ Nahm er doch an, das Gold werde durch die Behandlung der Chemiker vier mal so viel wert und verstand nicht, daß es in chemischen Verbindungen nunmehr vier Bindungen eingehen könne. Wie oft denken wir Wissenschaftler nicht daran, daß unsere Fachtermini von Laien so einfach nicht zu verstehen sind.

2. Die Fähigkeit zu lehren sei angeboren, so wird des weiteren argumentiert und wer Schwierigkeiten habe, den Stoff darzustellen, könne dies nur schwerlich noch erlernen, selbst didaktische Veranstaltungen seien da nicht von Nutzen.

Diese Auffassung ist schlicht und einfach falsch. In einigen Universitäten in den USA gibt es beispielsweise einen „Round Table“ der Professoren, in dem die Mitglieder der Universität ihre Forschungsabsichten und -ergebnisse ihren Kollegen aus anderen Fachbereichen darzustellen haben. Dies erzieht dazu, auch für gebildete Laien verständlich vorzutragen. Diese Erfahrungen gehen in die Lehrbücher ein, das heißt, sie sind verständlicher geschrieben. Bei einer Übersetzung ins

Deutsche fällt diese Lesbarkeit allerdings meist einer falsch verstandenen Wissenschaftlichkeit zum Opfer.

Es ist also sehr wohl möglich, auch das Lehren zu erlernen. Wozu bräuchten wir denn sonst eine gesonderte Lehrerausbildung oder zumindest Zusatzkurse für Lehrer? Das gilt auch für jene Länder, die keine eigene Lehrerausbildung kennen. In diesen Ländern studiert der zukünftige Lehrer ein Fach bis zum Diplom oder Magister und entscheidet sich dann dafür, in die Schule zu gehen und dort dieses Fach zu unterrichten. Er muß selbstverständlich in der Schule, während einer Probezeit, durch Hospitation und weiterführende Veranstaltungen, das Unterrichten noch erlernen. Bei Hochschullehrern jedoch ist auch eine solche Konstruktion nicht vorgesehen. Im Gegenteil, bei ihnen wird hierzulande vorausgesetzt, daß sie lehren können, wenn sie nur genügend Wissenschaft betrieben haben.

Industrielle Großbetriebe wissen übrigens schon lange, daß nicht nur fachliche Kompetenz erlernbar ist. „Wozu würden wir Kurse in Menschenführung durchführen, wenn sie nichts brächten?“ stellte ein Direktor der BASF bei einer Podiumsdiskussion über Hochschuldidaktik fest und plädierte für Didaktik-Veranstaltungen selbst für Diplom-Chemiker, da diese später eventuell in der Lehrlingsausbildung tätig sein würden oder chemische Sachverhalte allgemeinverständlich darstellen können müßten.

In den letzten Jahren hat sich die Zahl der Studenten an den Universitäten drastisch erhöht. Dies führte dazu, daß sich auch die Interessen der Studenten geändert haben. Für Berufe, für die man noch vor nicht allzu langer Zeit ohne Studium auskam, wird heute ein Studium vorausgesetzt. Die Zahl der Studenten, die sich auf einen Beruf vorbereiten, kommt diesem gesellschaftlichen Bedürfnis entgegen.

Diese Rahmenbedingungen erfordern veränderte Studien.

Schon Friedrich von Schiller wußte, wie er in seinem Aufsatz: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte“ dargelegt, daß „der Studienplan, den sich der Brotgelehrte“ wählen wird anders ist als der, „den der philosophische Kopf sich vorzeichnet.“ Ich zitiere:

[Der Brotgelehrte], dem es bei seinem Fleiß einzig und allein darum zu tun ist, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er zu einem Amte fähig und der Vorteile desselben teilhaftig werden kann, der nur darum die Kräfte seines Geistes in Bewegung setzt, um dadurch seinen sinnlichen Zustand zu verbessern und eine kleinliche Ruhmsucht zu befriedigen, ein solcher wird beim Eintritt in seine akademische Laufbahn keine wichtigere Angelegenheit haben, als die Wissenschaften, die er Brotstudien nennt, von allen übrigen, die den Geist nur als Geist vergnügen, auf das sorgfältigste abzusondern ... Jede Erweiterung seiner Brotwissenschaft beunruhigt ihn, weil sie ihm neue Arbeit zusendet oder die vergangene unnütz macht; jede wichtige Neuerung schreckt ihn auf, denn sie zerbricht die alte Schulform, die er sich so mühsam zu eigen machte, sie setzt ihn in Gefahr, die ganze Arbeit seines vorigen Lebens zu verlieren ... Wer hält den Fortgang nützlicher Revolutionen im Reich des Wissens mehr auf als eben diese? Jedes Licht, das durch ein glückliches Genie, in welcher Wissenschaft es sei, angezündet wird, macht ihre Dürftigkeit sichtbar; sie fechten mit Erbitterung, mit Heimtücke, mit Verzweiflung, weil sie bei dem Schulsystem, das sie verteidigen, zugleich für ihr ganzes Dasein fechten ...

Nun ist es durchaus nichts Ehrenrühriges, ein Studium im Hinblick auf einen Brotberuf aufzunehmen. Doch hat seit Schillers Zeiten die Zahl derer, die das Studium als Berufsvorbereitung verstehen, wohl eher überproportional zugenommen. Dies bedeutet auch, daß die Universitäten dementsprechend ein adäquates Lehrangebot anzubieten haben. Unter diesem Gesichtspunkt ist zu prüfen, ob es nicht sinnvoll sein könnte, für eine Zwischenprüfung ein Zertifikat zu vergeben. So erwirbt man beispielsweise an der Universität Augsburg in Wirtschaftswissenschaften mit

dem Vordiplom den akademischen Grad eines „Baccalaureus oeconomicae“ (Bac. oec.). Inwieweit solche Initiativen erfolgreich sein werden, muß sich allerdings erst noch zeigen.

Es gibt nicht wenige Professoren, die eine Beschäftigung mit fächerübergreifenden Inhalten ebenfalls für überflüssig, ja für gefährlich halten. Solange man „Normalwissenschaft“ im Sinne von Thomas S. Kuhn betreibt, gibt es kaum Probleme. Hingegen bekommen Wissenschaftler, die Vorstellungen entwickeln, die mit der „Normalwissenschaft“ nicht übereinstimmen, leicht Ärger mit ihren Kollegen.

Daß Justus von Liebig für das 19. Jahrhundert als ein herausragender Vertreter der „Normalwissenschaft“ angesehen werden kann, ist sicherlich unbestritten. In dem Streit um die Frage, ob die Hefe, die die alkoholische Gärung bewirkt, eine lebende Zelle ist, war er ein engagierter Gegner dieser heutzutage von der „Normalwissenschaft“ akzeptierten Auffassung. Liebig erschien damals diese Vorstellung so absurd, daß er sich über seine Kollegen – vor allem über Louis Pasteur –, die diese Ansicht vertraten, lustig machte. Wir sollten vielleicht – von der Warte der „Normalwissenschaft“ aus – etwas vorsichtiger sein in dem, was wir so leicht als „wissenschaftlichen Nonsens“ bezeichnen.

So geschah es nicht etwa im „finsternen Mittelalter“, auch nicht in der Sowjetunion, sondern 1956 in den Vereinigten Staaten, daß die Bücher von Wilhelm Reich auf Antrag der Wissenschaftler der Food and Drug Administration von einem Gericht zur Verbrennung freigegeben wurden. Reich wurde wegen Mißachtung des Gerichts ins Gefängnis gebracht, hatte er sich doch geweigert, vor Gericht zu erscheinen. Er hielt dieses Gremium für nicht kompetent, wissenschaftliche Fragen zu klären. Besonders tragisch wurde

der Fall allerdings dadurch, daß Reich dann auch im Gefängnis gestorben ist. In dem oben genannten Aufsatz führt Schiller weiter aus:

Wie ganz anders verhält sich der philosophische Kopf! – Eben so sorgfältig, als der Brotgelehrte seine Wissenschaft von allen übrigen absondert, bestrebt sich jener, ihr Gebiet zu erweitern, und ihren Bund mit den übrigen wiederherzustellen – herzustellen, sage ich, denn nur der abstrahierende Verstand hat jene Grenzen gemacht, hat jene Wissenschaften voneinander geschieden ... Alle seine Bestrebungen sind auf Vollendung seines Wissens gerichtet ... Neue Entdeckungen im Kreise seiner Tätigkeit, die den Brotgelehrten niederschlagen, entzücken den philosophischen Geist. Vielleicht füllen sie eine Lücke, die das werdende Ganze seiner Begriffe noch verunstaltet hatte, oder setzen den letzten noch fehlenden Stein an sein Ideengebäude, der es vollendet. Sollten sie es aber auch zertrümmern, sollte eine neue Gedankenreihe, eine neue Naturerscheinung, ein neu entdecktes Gesetz in der Körperwelt den ganzen Bau seiner Wissenschaft umstürzen: so hat er die Wahrheit immer mehr geliebt, als sein System, und gern wird er die alte mangelhafte Form mit einer neueren und schöneren vertauschen ...

Dies ist der Student, an dem sich das Modell der klassischen Universität orientiert. Doch wer ist in der Lage, den Überblick zu haben, die Zusammenhänge zu sehen, die Schiller anspricht? Diese Art von Studium ist nicht effektiv im Sinne der zweckrationalen Organisation der Universität als Ausbildungsstätte. Woher sollten etwa Kenntnisse der Geschichte der Naturwissenschaften stammen, wenn ein solches Fach an der Justus-Liebig-Universität gar nicht existiert? Eine Promotion beispielsweise über die Arbeiten Liebig's zu dem oben angeführten Thema der alkoholischen Gärung ist an der Universität, die seinen Namen trägt, nicht durchführbar. Dabei war sich gerade Liebig darüber im klaren, daß die Unkenntnis der Geschichte der Chemie zu einer lächerlichen Überschätzung des eigenen Wissens führt, wie er in seinen „Chemischen Briefen“ ausführte.

Das Fehlen der Geschichte der Naturwissenschaft im Fächerkanon einer Universität ist um so bedauerlicher, da gerade die Didaktik den Bezug zur Geschichte der Wissenschaft genauso unbedingt benötigt, wie den zu den philosophischen Grundlagen der Wissenschaft. Gerade in der Lehre an der Universität, wie an Schulen, sollten ja nicht die Daten und Fakten im Vordergrund stehen, sondern übergreifende Prinzipien, die es dem Lernenden erlauben, ein Bezugssystem aufzubauen, in das Tatsachen und Fakten eingeordnet werden können.

Bedenken wir doch, daß die Flut der wissenschaftlichen Veröffentlichungen fast ausschließlich neue Daten und Fakten betrifft. Wie häufig sind schon neue grundlegende Ideen und Theorien?

Paul Feyerabend schrieb mir in einem Brief:

Es ist sehr merkwürdig, wie sich jetzt die Wissenschaften aufspalten. Noch vor zwei Generationen konnte ein guter Wissenschaftler populäre Bücher schreiben, er hatte philosophisches Verständnis und er konnte auch unterrichten. Jetzt sorgen die Philosophen für das philosophische Verständnis, die Wissenschaftsjournalisten für die „richtige“ Popularisierung, die Didaktiker für den Unterricht, was heißt, daß man den Wissenschaftler für einen Menschen hält, der weder unterrichten, noch einfach erklären, noch in weitere Zusammenhänge eingliedern kann. Aber ein solcher Wissenschaftler ist weder didaktisch, noch philosophisch, noch sonstwie interessant.

Dies kann doch wohl nicht das Ziel einer universitären Ausbildung sein. Zumindest die, die in der Ausbildung junger Menschen tätig werden, sollten doch wieder zu einem „interessanten Wissenschaftler“ im Sinne Feyerabends werden.

Nun hört man an der Universität allenthalben, dies alles müsse die Schule leisten, sie sei schließlich für den geringen Bildungs- und Wissensstand der Studenten verantwortlich. In unterschiedlicher Weise wird damit das Problem nur verschoben. Liebig stellte fest, die Experimentalvorlesung

in Chemie sei recht eigentlich eine Einführungsveranstaltung, sie setze keinerlei Kenntnisse voraus. Natürlich war dies zu seiner Zeit auch gar nicht möglich, gab es doch kaum einen naturwissenschaftlichen Unterricht an den Gymnasien des 19. Jahrhunderts. Hat sich daran aber so viel geändert? Welches Gesetz, welche Tatsache, welche chemische Reaktion, die der angehende Student in der Schule überhaupt nur gelernt haben kann, wird nicht in den Einführungsveranstaltungen der Universität gebracht? Der Schulunterricht kann schließlich keine Grundvorlesungen ersetzen, dies soll er auch gar nicht, er soll im besten Fall den Schülern, die ein Fach gerade nicht studieren, ein gewisses Verständnis dafür vermitteln. Der Fehler des Schulunterrichts ist viel eher das Schielen nach der Struktur der Wissenschaft, wie sie an der Universität gelehrt wird. Immer noch orientiert sich beispielsweise der Chemieunterricht der allgemeinbildenden Schulen an der Ausbildung der Diplomchemiker: In der Sekundarstufe I wird im wesentlichen der Stoff behandelt, der im Studium vor dem Vordiplom liegt, in der Sekundarstufe II der nach dem Vordiplom. Ein solcher Unterricht ist für jemanden, der nach der Klasse 10 abgeht oder der nicht Chemie studiert, ziemlich uninteressant.

Macht man eine kleine Befragung unter Nicht-Chemikern, so werden beispielsweise die Metalle, die im Anfangsunterricht der Chemie eine bedeutende Rolle spielen, nicht zur Chemie gerechnet. Warum auch? Die Industriegewerkschaft Metall und Gesamtmetall, nicht die Industriegewerkschaft Chemie und der Verband der chemischen Industrie führen die Tarifverhandlungen für die Beschäftigten der metallverarbeitenden Industrie. Chemie ist im Verständnis der Laien überwiegend organische Chemie: Kunststoffe, Pestizide, Pharmaka etc., alles Dinge, die in

der Schule bis zur Klasse 10 kaum oder gar nicht vorkommen.

Fordert man von der Schule eine Vorbereitung auf das Studium, so kann dies nur in formalen, nicht in inhaltlichen Lernbereichen liegen. Was sollten die Juristen, Wirtschaftswissenschaftler, Mediziner etc. sagen? Welche speziellen inhaltlichen Kenntnisse können sie bei den Studenten erwarten? Auf welcher allgemeinbildenden Schule gibt es Rechtskunde, Wirtschaftslehre oder Medizin?

Wer an der "Open University" in Großbritannien studieren möchte, braucht kein Abitur und auch keinen anderen qualifizierten Abschluß, er muß nur älter als 21 Jahre sein. Prof. L.J. Haynes von der Open University, der den Studiengang Chemie plante, erzählte mir, er sei an allen Universitäten Großbritanniens gewesen und hätte die Chemieprofessoren befragt, was an Chemiekenntnissen für ein Studium der Chemie von der Schule her unverzichtbar sei. Genau genommen sei nichts übrig geblieben. Damit hat er natürlich recht, denn auch heute noch wird die Chemie – und nicht nur sie – an den Universitäten „ab ovo“ gelehrt. Der Erfolg der Open University spricht für das daraufhin erarbeitete Konzept.

Die politische Einheit Europas, die auf uns zukommt, führt zu einer Öffnung der Universitäten für Studenten mit anderen Schulabschlüssen als die in unserem Land üblichen. Es sind die Universitäten, die ihr Lehrangebot darauf ausrichten müssen. Sie können – ähnlich wie zu Zeiten Liebig's – nur damit rechnen, daß die Studienanfänger eine gewisse formale Bildung besitzen, ein Delegieren von fachlichen Inhalten an die Schulen wird durch diese Entwicklung völlig unmöglich.

Für die Abschlüsse und für die Ergebnisse von Zwischenprüfungen ergibt sich ebenfalls die Notwendigkeit der europaweiten Anerkennung. Es kommt einem Skandal

schon recht nahe, wenn es in den alten Ländern der Bundesrepublik nicht einmal möglich ist, die Abschlüsse gegenseitig anzuerkennen. Wird es in Zukunft einfacher sein, eine Einstellung als Lehrer in Frankreich oder Irland zu erhalten, da diese Länder durch europäischen Regelungen gebunden sind, als in Deutschland? Hätten es dann Studenten ausländischer Universitäten, für die ebenfalls europäisches Recht gilt, leichter Lehrer an einer bayerischen Schule zu werden, als ein Absolvent einer hessischen Universität?

Durch die Zunahme der Studentenzahlen und die politische Einheit Europas sind die Universitäten gezwungen, ihr Lehrangebot neu zu überdenken. Es ist nicht leicht, die Lehre an der Universität so zu organisieren, daß sie der Mehrheit der Studenten, die für einen Brotberuf studieren, wie der Minderheit, die dies als philosophischer Kopf tun wollen, gerecht wird. Die Gesellschaft jedoch braucht die einen wie die anderen.

Die Didaktik als Wissenschaft vom Lehren und Lernen ist zur Lösung solcher Probleme an der Universität unverzichtbar. Sie kann dann allerdings nicht nur auf die Lehrerausbildung beschränkt bleiben, sondern muß weitere Aufgabenfelder aufnehmen und bearbeiten können. Dies

setzt auch eine institutionelle Absicherung voraus. In der Lehrerausbildung ist es die Aufgabe der Didaktik, Anwalt für das menschliche Maß im Unterricht zu sein. Gerade ein Lehrer braucht, neben einem fundierten Wissen in seinen Fächern, die Übersicht über weitere Zusammenhänge historischer, gesellschaftlicher und philosophischer Art. Die Didaktik kann also nicht nur eine Methodenlehre für den Unterricht sein, sie kann nicht den „Nürnberger Trichter“ doch noch erfinden wollen. Die Didaktik hat im Interesse der Lernenden ein integratives Fach zu sein. Sie kann – richtig verstanden – wegen der von Feyerabend konstatierten Aufspaltung der Wissenschaften nur an Bedeutung gewinnen. Unter Einbeziehung der Philosophie, der Geschichte der einzelnen Wissenschaften und den traditionell mit der Didaktik verbundenen Fächer ist es ihre Aufgabe, die Defizite aufzuarbeiten. Besonders Studenten, die beabsichtigen, später selbst zu lehren, an welcher Stelle auch immer, oder wissenschaftliche Inhalte für interessierte Laien darzustellen, benötigen die Wiederherstellung des Bundes der voneinander geschiedenen Wissenschaften. Dieser Aufgabe muß sich die Didaktik stellen. Dazu braucht sie die Unterstützung durch die Universität.



Wir machen Ihnen den Weg frei

**Ihr Spielraum
für mehr
Lebensqualität.**

Besser leben heißt auch,
spontane Wünsche und
Ideen zu verwirklichen.
Dafür haben Sie bei uns
Kredit. Wir beraten Sie
vernünftig und ent-
scheiden schnell.

V X Volksbank Gießen eG

Josef Breburda

Auswirkungen der landwirtschaftlichen Bodennutzung auf Bodenfruchtbarkeit und Umwelt in der GUS *

Wenn auch marxistische Autoren in Ost und West die mit dem weltweiten Industrialisierungs- und Agrarintensivierungsprozeß verbundenen Umweltbelastungen bisher nur allzugern als die unvermeidlichen Begleiterscheinungen des „Kapitalismus“, des „Profitdenkens“, der „Ausbeutung“ dargestellt haben, so müssen sie heute doch einräumen, daß es gegenwärtig in den früheren sogenannten sozialistischen Ländern Osteuropas und der früheren Sowjetunion erhebliche Umweltprobleme gibt. Der Zwang zur Erhöhung der Agrarproduktion und zum industriellen Wachstum, das ständige Bestreben, die wirtschaftlich entwickelten Länder des Westens in möglichst kurzer Frist einzuholen und zu überholen sowie die hochmütigen Ziele, die natürlichen Gegebenheiten den menschlichen Bedürfnissen entsprechend großräumig umzugestalten, führten dazu, daß die Sorge um die Umwelt lange Zeit in den Hintergrund trat. Der Glaube an die unerschöpflichen natürlichen Reichtümer führte zur Nachlässigkeit. Selbst als der Industrialisierungs- und Intensivierungsprozeß in der Landwirtschaft ein fortgeschrittenes Stadium erreicht hatte und sich die Belastungen der Umwelt wesentlich verstärkten, beschränkten sich Agrar- und Wirtschaftspolitiker und Interpreten der Ideologie

mehr darauf, die prinzipielle Lösbarkeit der Umweltprobleme in einem sozialistischen Wirtschafts- und Gesellschaftssystem zu postulieren, als eine Lösung ernsthaft und konsequent anzustreben.

Eigene Beobachtungen und Untersuchungen seit Ende der fünfziger Jahre und die seit kurzem in wachsender Zahl erscheinenden Veröffentlichungen in der früheren Sowjetunion lassen Ursachen und Ausmaße der Umweltprobleme erkennen.

Die heutige Umweltbelastung trifft nicht nur die Luft oder das Wasser, sondern auch den Boden. Der natürliche Boden wird mit Nähr- und Schadstoffen belastet, und sein Gefüge wird durch immer intensivere landwirtschaftliche Nutzung beeinträchtigt. Wird den Böden ihre natürliche Vegetation genommen, so lösen Starkregen im hügeligen Gelände eine gefährliche Wassererosion aus. In trockenen Gebieten mit lückenhafter Vegetation werden Böden durch Winderosion abgehoben. Bewässerung birgt in Trockengebieten die Gefahr der Versalzung.

Ein wichtiger Begriff im Zusammenhang mit der Belastung und Schädigung der Böden ist deren Fruchtbarkeit. Die herkömmliche, stark von der Landwirtschaft beeinflusste Auffassung versteht unter Bodenfruchtbarkeit die Fähigkeit eines Bodens, den Pflanzen als Standort zu dienen und Pflanzenerträge zu erzeugen.

Einen Aufschluß über die Fruchtbarkeit der Böden in ihrer Gesamtheit bilden die

* Textfassung eines öffentlichen Vortrags, der im Juni 1992 im Großen Hörsaal der alten Universitätsbibliothek gehalten wurde.

natürlichen Pflanzengesellschaften in ihrer artspezifischen Zusammensetzung. Die naturbedingten Pflanzengesellschaften entsprechen somit den betreffenden ökologischen Standortseigenschaften, sie repräsentieren ein natürliches Gleichgewicht des Klimas, des Bodens und der Pflanze. Die von Norden nach Süden abnehmende Niederschlagsmenge und die gleichzeitig zunehmende Sommertemperatur ließen in Eurasien westöstlich verlaufende Vegetationszonen entstehen, die durch gleiche Pflanzenwelt gekennzeichnet sind. Den nördlichen Gürtel im Gebiet der Eismeerküste bildet die Tundra mit Wärmemangel, Feuchtigkeitsüberfluß und ewiger Bodengefrorenis. Südlich daran schließt sich von der Ostsee bis zum Pazifik ein mächtiger Nadelwaldgürtel, die Taiga, an, die in ihrem nördlichen Teil vielfach versumpft und mit krüppeligen Kiefern, Birken und Lärchen bestockt ist. Ein von Ost-Galizien bis zum Südrand Ost-Sibiriens reichender Mischwaldgürtel bildet mit inselartigen Resten von Laubwaldbeständen den Übergang vom geschlossenen Wald zur Grassteppe. Wald- und Steppenlandschaft wechseln hier ab, die Durchfeuchtung des Bodens beginnt abzunehmen. An der unteren Wolga, etwa in Höhe von Volgograd, dort wo die Republik der Wolgadeutschen wiedererstanden soll, nimmt die Trockenheit zu, die Grassteppe geht in die trockene Wermutsteppe, zwischen Kaspisee und Balchaš-See in die Wüstensteppe und schließlich in die Wüsten Zentralasiens über.

Die gegenwärtig vorhandene Vegetation auf ausgedehnten Flächen, besonders des nordöstlichen Teils Sibiriens, ist von Eingriffen des Menschen weitgehend verschont geblieben. Starke Eingriffe in die natürliche Vegetation durch den Landbau treibenden Menschen lösten dagegen Wandlungen der natürlichen Pflanzenbestände, besonders in der Laubwaldzone

Mittelrußlands und in den Steppengebieten des Südens und Südostens aus. Infolge der Beherrschung der Steppengebiete durch die Nomadenstämme war der Landbau im alten moskovitischen Reich bis zum 16. Jahrhundert auf die mittelmehr-russischen Laubwälder zusammengedrängt. Der fast geschlossene Wald wurde gelichtet, durch umfangreiche Rodung wurden offene Flächen für den Landbau geschaffen. Die jahrzehnte-, ja jahrhundertlang dauernde Waldverwüstung hatte naturgemäß Klimaveränderungen, Störungen des Wasserhaushaltes, Senkung des Grundwasserstandes und damit auch Auswirkungen auf die Böden zur Folge. Nach dem endgültigen Niedergang des Tatarenreiches setzte eine kontinuierliche Bauernabwanderung in die südlichen und südöstlichen Waldsteppen ein. Die Befreiung der Bauern von der Leibeigenschaft im Jahre 1861 hatte einen neuen Angriff auf die den Bauern überlassenen Wälder in der Waldsteppenzone zur Folge. Mißernten, Dürreschäden, bedeutende Bodenverluste durch starke Stürme und heftige Regenfälle waren die Folge. Nach der großen Trockenheit im Jahre 1891, die in vielen Gebieten Rußlands eine nie dagewesene Hungersnot auslöste, begann eine intensive Erforschung der Bodenverhältnisse in den Dürregebieten.

Das Ende des 19. Jahrhunderts ist gekennzeichnet durch das Aufkommen der wissenschaftlichen Bodenkunde. Der russische Bodenkundler *Dokučaev*, der nach 1891 eine umfangreiche Expedition zur Untersuchung des Dürreproblems zusammenstellte, hatte einige Jahre vorher als erster in der Welt erkannt, daß der Boden nicht einfach eine Hülle über den Gesteinen der Festlandsflächen der Erde ist, sondern ein überaus verwickeltes Naturgebilde darstellt. *Dokučaev* hat als erster darauf hingewiesen, daß ein Ineinanderverwirken der Faktoren Klima, Wasser, Ge-

stein, Relief, Vegetation, Mensch und Zeit den Boden im wesentlichen gestaltet, das heißt, alle diese Faktoren lassen im Boden jeweils bestimmte Merkmale, vor allem bestimmte horizontale Schichten, die wir als Horizonte bezeichnen, entstehen. Die Kombination der örtlich und zeitlich sehr unterschiedlich intensiven Bodenbildungsfaktoren bewirkt als Ergebnis vieler dynamischer Einzelvorgänge die Entstehung mannigfaltiger Bodentypen, die in Eurasien in Analogie zu den Klima-, Landschafts- und Vegetationszonen in Form von regionalen Bodenzonen nach den Breitengraden angeordnet sind.

In der kalten, feuchten (arktischen) Klimaregion sind die Böden ab einer gewissen Tiefe stets gefroren, nur im Sommer tauen sie mehr oder minder tief auf (0,4–0,6 m). Der stetige Wechsel von Gefrieren und Auftauen führt zu sehr auffälligen und vielgestaltigen Böden. Geringe chemische und starke physikalische Verwitterung beherrschen die Bodenbildung. Die tiefen Temperaturen hemmen die Bodenorganismen. Die Folge davon ist ein gehemmter Abbau der organischen Substanz, der abgestorbenen Pflanzen. Das allgemeine Klima und das Bodenklima erlauben nur die Existenz weniger Kulturpflanzen.

In der Podsolregion sind Böden verbreitet, die einem starken Verarmungsprozeß unterliegen. Durch Versauerung und teils auch durch niedrige Temperaturen wird die biologische Aktivität vermindert, aggressive niedermolekulare Humussäuren greifen sogar die Tonsubstanz des Bodens, das heißt sekundäre kristalline und amorphe Aluminiumsilikate, die Träger wichtiger Fruchtbarkeitsfunktionen sind an und verlagern ihre Zerstörungsprodukte in den Unterboden. Bei diesem Vorgang wandert auch das den Boden braun färbende Eisen, wodurch der Boden holzascheähnlich wird. Danach haben die

russischen Bodenwissenschaftler diesen Boden „Podsol“, das heißt Boden unter Asche, genannt. Die Versauerung läßt sich durch Kalkzufuhr beheben und die Nährstoffverarmung mit Mineraldüngemitteln.

Ertragseinschränkend bleibt jedoch die kurze Vegetationszeit der nördlich gelegenen Gebiete bestehen. Nur mit der Züchtung von Sorten, die diese klimatische Ungunst halbwegs auszugleichen vermögen, ist dieser Nachteil zu mildern. Dieser große, bodengeographische Raum ist und bleibt jedoch für eine starke Erhöhung der pflanzlichen Produktion von den Voraussetzungen her wenig prädestiniert.

Die natürliche Kurzgrassteppe ist in den semihumiden und semiariden, kontinentalen Klimaräumen zu finden, gekennzeichnet durch den Gegensatz von kalten Wintern und warmen, trockenen Sommern, durch einen Niederschlag meist zwischen 300 und 500 mm/j., durch geringe Luftfeuchtigkeit und hohe Verdunstung. In diesem Klima entstehen die Schwarzerden und die kastanienfarbenen Böden, die große Flächen des landwirtschaftlichen Nutzbodens einnehmen. Eine breite Zone dieser Böden zieht sich von der polnischen Ostgrenze bis etwa in die Mitte Sibiriens.

Die Schwarzerden sind die fruchtbarsten der Erde; beste physikalische Eigenschaften und hoher natürlicher Nährstoffvorrat zeichnen sie aus. Hingegen sind die klimatischen Bedingungen, die zur Bildung der Schwarzerden führen, für den Pflanzenwuchs nicht günstig. In dem Standort der Schwarzerdegebiete vereinigen sich also fruchtbare Böden und Ungunst des Klimas, welches nämlich dem Pflanzenwuchs zu wenig Wasser bietet. Warme, austrocknende Winde verschärfen manchmal die ungünstige Witterung. Das Klima begrenzt den Ertrag, so daß mineralische Düngemittel nur dem bereitste-

henden Wasser entsprechend zur Wirkung kommen. Mit einer Bewässerung kann man die Erträge erheblich steigern, indessen ist diese nur im Rahmen des vorhandenen Wassers praktikierbar. In Schwarzerdegebieten, die vor allem aus schluffreichem und damit stark erosionsempfindlichem äolischem Löß entstanden sind, ist bei der weit fortgeschrittenen landwirtschaftlichen Nutzung die Boden-erosion durch Wasser und Wind sehr verbreitet.

Die kastanienfarbenen Böden (Kaštanozemy) schließen im Süden an die Schwarzerde (Černozemy) an. Auf diesen Böden ist eine Ertragssteigerung nur möglich mit Bewässerung. Diese birgt die Gefahr der Versalzung in sich. Die im Boden hochsteigende Bodenlösung läßt an der Bodenoberfläche die mitgeführten Salze ausfällen.

Die Anreicherung von Salzen in der obersten Bodenschicht kann bei Bewässerung nur vermieden werden, wenn hinreichend Süßwasser zum Durchspülen der Böden bereitsteht und die Böden für die Durchspülung genügend durchlässig sind. Dichte Böden, salziges Wasser und fehlende Dränung führen unweigerlich zur Bodenversalzung und zum Verlust der Bodenfruchtbarkeit.

Auch auf den Böden der Halbwüste und der Wüste in Zentralasien ist der Ackerbau nur bei Bewässerung möglich. Der weit überwiegende Teil dieser Bodenregion, die einen dürftigen Pflanzenwuchs erlaubt, wird der Beweidung durch Schafe, Ziegen und Kamele dienen müssen. Ein großer Teil der Weiden ist mit Tieren überbesetzt, unsachgemäß und zu stark beweidet, so daß die Weide zerstört und die fast vegetationsfreie Wüste vergrößert wurde.

Da sich die frühere Sowjetunion durch die Großräumigkeit ihrer Lößflächen mit weit verbreiteten fruchtbaren Schwarzer-

den und grauen Waldböden auszeichnet, könnte man der Meinung sein, daß die Schaffung einer befriedigenden Daseinsgrundlage für heute 290 Millionen Menschen hinreichend gewährleistet sei. 12% der Gesamtfläche der früheren Sowjetunion werden von diesen Böden eingenommen, das entspricht dem Zehnfachen der Gesamtfläche der alten Bundesrepublik Deutschland. Von 22,4 Millionen km² Gesamtfläche wurden 1991 aber nur 2,24 Millionen km² ackerbaulich genutzt, das sind 10%. Große Gebiete sind für den Anbau landwirtschaftlicher Kulturen ungeeignet. Vor allem ungünstige klimatische Faktoren, niedrige Temperaturen oder Wassermangel machen einen Landbau unmöglich.

Nur in den Jahren 1921–1928 konnten die Bauern in der früheren Sowjetunion wirklich frei von staatlicher Kontrolle über ihren Boden verfügen. Dieses führte zu einer stetigen Produktionssteigerung, die ihren Höhepunkt 1927 – ein Jahr vor Stalins einsamem Kollektivierungsbeschluß – erreichte. Berichte sprechen von gut genährten Menschen und wieder aufgenommenen landwirtschaftlichen Exporten, von einem „Überfluß an Nahrung“, wie er später unter der kollektivierten Bebauung entgegen aller übertriebenen Propaganda nie mehr bestanden habe.

Der Kollektivierung fiel nicht nur die ideologisch anvisierte „bourgeoise“ Klasse der „Kulaken“ (Großbauern) zum Opfer, sondern der ganze Bauernstand mit seiner reichen Erfahrung. Entfremdet von seinem Land, ohne Recht auf Mitsprache und Entscheidung über das Produkt seiner Arbeit, wurde der Bauer vom eigenen Herrn zu einem bloßen Erfüller von Befehlen.

Nachdem die von Stalin 1928 beschlossene Kollektivierung und Bauernverfolgung, bei der 15 Millionen Menschen besitz- und obdachlos wurden, in den Jahren

1932/33 zu riesigen Hungersnöten in der Ukraine, im Gebiet des Don und im Nordkaukasus geführt hatte, wurden Großraumpläne zur Umgestaltung der natürlichen Gegebenheiten entwickelt. Die Pläne bestanden aus einem System komplexer waldbaulicher und bodenmeliorierender Maßnahmen, verbunden mit großen hydrotechnischen und hydroenergetischen Bauvorhaben. Durch den Einsatz einer stetig steigenden technischen Leistungsmöglichkeit, durch umfangreiche Meliorationsmaßnahmen, Aufforstung und Schaffung von Schutzwaldzonen, Bewässerung von Trockengebieten, Verbesserung ertragloser Salzböden und eine forcierte Neulandgewinnung sollten neue Flächen nutzbaren Bodens gewonnen werden. Die Großraumplanung hatte, unterstützt durch einen optimistischen Glauben an die gewaltigen Möglichkeiten technischen Fortschritts und an eine weit vorangetriebene Forschung das Ziel, die klimatischen Gegebenheiten der Sowjetunion den gegenwärtigen Bedürfnissen des Menschen entsprechend umzugestalten. Durch Umleitung der großen Flüsse des Landes, die ins Polarmeer fließen, sollte ein Ausgleich zwischen dem wasserreichen Norden und dem wasserarmen Süden herbeigeführt werden. Durch den Kampf um die Arktis und die Eroberung der Wüste sollte durch begeisterte Menschenarbeit die Natur gemeistert und eine landwirtschaftliche Intensivierung aller Gebiete der Sowjetunion erreicht werden. Die Großraumplanung der Naturumwandlung basiert vor allem auf Arbeiten des im Jahre 1939 verstorbenen sowjetischen Agrarwissenschaftlers und Mitglieds der Akademie der Wissenschaften, Vasilij Robertovič *Vil'jams*. Vil'jams, Sohn eines nach Rußland eingewanderten amerikanischen Bahnbauingenieurs, hat die Bodenlehre auf der Grundlage des historischen Materialismus neu interpre-

tiert. Er war der Begründer einer sog. Philosophie der Bodenlehre. Vor Vil'jams war in der russischen Bodenkunde die auch heute noch in der westlichen Wissenschaft allgemein gültige Auffassung vorherrschend, daß in der Natur verschiedene Bodentypen mit entsprechenden Bodenbildungsprozessen bestehen, die miteinander weder durch einheitliche Entstehung noch durch ihre Entwicklung verbunden sind.

Auch Dokučaev vertrat diese Auffassung. Nach der These von Vil'jams stellt der Boden dagegen eine einzige fortlaufende Entwicklung dar, deren Abschnitte die einzelnen Bodentypen und Bodenzonen sind. Diese Erkenntnisse führten Vil'jams dazu, die Lenkung der Bodenbildung durch den Menschen zu ermöglichen und die natürliche Fruchtbarkeit der Bodentypen Rußlands durch ein neues Bodennutzungssystem erheblich zu verbessern.

Die Bodenfruchtbarkeit hängt nach Vil'jams hauptsächlich vom Bodengefüge ab. Besonders günstige physikalische Bodeneigenschaften bedingen das lockere Krümelgefüge der Schwarzerde, das sich bei Gegenwart von Schwarzerdehumus in in niger Vermengung mit dem mineralischen Bodenanteil bildet. Da die Schwarzerde ihre Entstehung einer alljährlichen Bildung großer Mengen von organischen Stoffen verdankt, sollten nach Vil'jams Ansicht durch menschliche Einwirkung, durch Einschaltung einer Kultursteppenvegetation, das heißt mehrjähriger Feldgräser, alle Kulturböden ohne große Anstrengung grundlegend verändert und fruchtbare schwarzerdeähnliche Strukturböden geschaffen werden. Durch langfristiges Feldgras sollte die Bodenfruchtbarkeit ohne Verwendung von Mineraldüngern in wenigen Jahren sprunghaft ansteigen. Durch den Wurzelhumus der Gräser sollte Stalldüngerhumus vollkommen verdrängt und ersetzt werden.

Diese Lehre war der sowjetischen Ideologie willkommen, sie hatte für die Sowjetunion vor allem eine außerordentliche wirtschaftspolitische Bedeutung, denn durch sie wurden die Möglichkeiten geschaffen, die kommunistischen Pläne zur Umgestaltung der naturbedingten Gegebenheiten theoretisch zu begründen. Auch die Lehren des Obstbauers Mičurin und des Sowjetbiologen Lysenko von der „Schaffung bleibender, vererbbarer Merkmale im lebenden Plasma durch Umwelteinflüsse“ hatten nach sowjetischer Überzeugung den Beweis für die Anwendbarkeit des Dialektischen Materialismus auf die Naturwissenschaften erbracht. Lysenko, mit dem ich persönlich 1961 in Moskau diskutiert habe, hat als Präsident der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften die exakte Genetik aus der Sowjetunion verbannt.

Vor allem, nachdem die während der Zeit der ersten beiden sowjetischen Fünfjahrespläne (1929–1937) eingerichteten Monokulturbetriebe gescheitert waren, wurden die Vorschläge von Vil'jams, in allen Gebieten der Sowjetunion die Feldgraswirtschaft einzuführen, vom Landwirtschaftsministerium und vom staatlichen Wirtschaftsplan (dem Gosplan) unterstützt. Auf dem XVIII. Kongreß der Kommunistischen Partei der Sowjetunion (KPdSU) wurde unter anderem der Beschluß gefaßt, „während des dritten Fünfjahresplans zur Entwicklung der Volkswirtschaft der Sowjetunion (1938–1942) in allen Kolchosen und Sovchosen des Landes mehrjährige Feldgrasschläge einzuführen, wodurch ein bedeutender Anstieg der Bodenfruchtbarkeit gewährleistet ist, eine wesentliche Ertragssteigerung erreicht wird und eine gesicherte Futtergrundlage für die im Anstieg begriffene Viehhaltung geschaffen wird“. Die ersten kritischen Stellungnahmen zu der von Vil'jams aufgestellten Theorie wurden in po-

lemischer und dogmatischer Weise unterdrückt. Namhafte russische Agrarwissenschaftler – vor allem die Agrikulturchemiker *Prjanišnikov* –, die für intensivere, den jeweiligen Standortverhältnissen angepaßte Bodennutzungssysteme und eine stärkere Anwendung der Mineraldünger eintraten, wurden von Vil'jams als „Feinde des unaufhaltsamen, stürmisch sich entwickelnden Fortschritts der sowjetischen Landwirtschaft“ gebrandmarkt. Die Institute für Agrikulturchemie wurden geschlossen.

Der von Vil'jams vorausgesagte „sprunghafte Anstieg der Hektarerträge innerhalb kürzester Frist nach Einführung seines Feldgrassystems“ blieb jedoch aus. Wie aus einem Bericht *Chruščevs* vor dem Plenum des Zentralkomitees (ZK) der KPdSU am 15.12.1958 hervorgeht, waren die Hektarerträge und Getreideernten in den Jahren 1949–1953 im Durchschnitt nicht größer als in den Jahren 1910–1914, obwohl die Bevölkerungszahl der Sowjetunion inzwischen erheblich angestiegen war.

Deshalb mußten unverzüglich Maßnahmen zur Steigerung der Getreideerzeugung ergriffen werden. Diese Maßnahmen bezogen sich vor allem auf die Inkulturnahme neuer Ländereien im trockeneren Süden der Sowjetunion. 1949 begann man mit der Anlage von Waldschutzstreifen längs der großen Flüsse im südlichen europäischen Teil der Sowjetunion sowie quer durch die Kalmückensteppe und andere dürre- und winderosionsgefährdete Gebiete. Diese Schutzwaldgürtel sollten vor allem Barrieren bilden gegen die aus den Wüsten Mittelasiens wehenden gefährlichen sommerlichen Trockenwinde. In den Halbwüsten des Transwolgagebiets, in kleineren abflußlosen Senken der Südukraine, in der Kaspischen Niederung, in der Transkaspisch-Turanischen Niederung und in einigen Gebieten West-

sibiriens und Jakutiens sind neben kastanienfarbenen Böden, braunen und graubraunen Wüstenböden hauptsächlich sogenannte Salzböden verbreitet, deren Entstehung teils durch Niederschläge und Temperaturen, teils durch geomorphologische Verhältnisse in den ariden Steppen und Halbwüsten bedingt wird. Eine Kultivierung dieser stark mit wasserlöslichen Salzen angereicherten Böden ist nur mittels Bewässerung, die mit Maßnahmen zur Entsalzung verbunden wird, möglich. Da in diesen Gebieten häufig natürliche Wasserläufe fehlen, sollten die etwa 50 m breiten, in Abständen von 200–300 m das Land durchziehenden Waldstreifen gleichzeitig im Winter den aus Nordost kommenden Wind abbremsen und in den Zwischenräumen eine Schneeansammlung und damit Speicherung von Wasservorräten zur Auslaugung der Bodensalze bewirken. Nach den anfänglichen, von einer drastischen Propagandawelle begleiteten Aufforstungsaktion wurde es nach Stalins Tod im März 1953 um diese Aktion auffallend still. In den bis 1953 angelegten 2,28 Millionen ha Schutzwaldstreifen ließen die Pflegearbeiten nach, die Kolchosbauern benutzten die Waldstreifen als Viehweide. Bis Ende 1956 waren nur noch 650 000 ha Waldstreifen erhalten geblieben. Die Ursachen dieser Vernachlässigung waren innenpolitischer und wirtschaftlicher Natur. Nach Stalins Tod sah sich die Sowjetregierung veranlaßt, die Reihenfolge der großen Planaufgaben zur Naturumwandlung zu ändern. Die Errichtung von gewaltigen Großkraftwerken an der Wolga, Kama, Angara, der Bau von Kanälen in Mittelasien und im europäischen Norden (zwischen den Flüssen Pečora-Kama und Vyčegda-Kama) sowie die auf Initiative *Chruščevs* im Frühjahr 1954 begonnene Neulandserschließung Westsibiriens erschienen vorrangiger als der kostspielige Waldan-

bau in der Steppe. Man erhoffte sich durch all diese Vorhaben eine raschere Steigerung der Getreideproduktion als durch eine noch so intensive Anlage bodenschützender Waldstreifen.

Von den seit 1954 insgesamt rund 42 Millionen ha in Kultur genommenen neuen Ländereien entfielen allein auf Kazachstan 25,5 Millionen ha. Zur Ackernutzung wurden hauptsächlich die dunkelkastanienbraunen Böden, die sich unter einer Steppengrasdecke bildeten, herangezogen. Als unausweichliche Folge der schnell fortschreitenden Schaffung neuen Kulturlandes durch Beseitigung der natürlichen Pflanzengesellschaften kam es zu erheblichen Bodenverlusten durch Wind- und Wassererosion. Bereits nach drei bis vier Jahren fielen die Getreideerträge von 10 bis 12 dt/ha auf zwei bis vier dt/ha. Die Humusschicht der Böden hat sich innerhalb kürzester Zeit infolge Bodenerosion um 10–20 cm verringert. Berechnungen haben ergeben, daß damals durch Mineralisierung der organischen Substanz mehr CO₂ freigeworden ist, als durch die heutige Abholzung tropischer Wälder. Die katastrophalen Folgen der durch den Ackerbau bedingten Verdrängung der natürlichen Steppenvegetation versuchte man anschließend durch riesige Bewässerungsmaßnahmen einzudämmen. 1991 wurden 21,2 Millionen ha in den trockenen Bereichen des Landes bewässert. Wegen der gigantischen Bewässerungsanlagen in Zentralasien, vor allem in Usbekistan und Turkmenien, ist die Oberfläche des Aralsees inzwischen auf zwei Drittel seiner ursprünglichen natürlichen Ausdehnung geschrumpft. Um 1960 betrug das Wasservolumen des Aralsees 1090 km³, seine mittlere Tiefe 16 m, der Salzgehalt knapp 10 g/l. Heute haben diese Werte 370 km³, 9 m bzw. 27 g Salz pro Liter Wasser erreicht. Wenn es so weitergeht, werden spätestens in fünfzehn Jah-

ren vom Aralsee nur noch eine Kette von kleinen toten Meeren übrig bleiben. Die Folgen im ökologischen, wirtschaftlichen und sozialen Bereich lassen sich noch nicht exakt abschätzen, sind aber äußerst schwerwiegend. Selbst in der früheren Sowjetunion spricht man unverhohlen von einer der größten Umweltkatastrophen des Jahrhunderts.

Maßgebend für die heutige Misere in Zentralasien verantwortlich war der Kara-Kum-Kanal. Es handelt sich hierbei um den größten und auch längsten Bewässerungskanal der früheren Sowjetunion. Über eine Strecke von 1 300 km führt er Wasser vom Amu-Darja nach Westen in die Kara-Kum-Wüste östlich des Kaspischen Meeres. Mit diesem Kanal werden jährlich 14 km^3 Wasser abgeleitet, die für den Aral-See einen totalen Verlust bedeuten. 1976, bei der Eröffnung des Internationalen Geographenkongresses, wurde dieser Kanal von Prof. Gerasimov, dem damaligen Direktor des geographischen Instituts der Akademie der Wissenschaften, im Großen Kremlpalast vor 3 000 Teilnehmern aus aller Welt als „das größte Bauwerk aller Zeiten, das nur in einem kommunistischen Land errichtet werden konnte“, bezeichnet.

Verschiedene Pläne wurden ausgearbeitet, um das im Westen Sibiriens im Überfluß vorhandene Wasser teilweise in den Süden umzuleiten. Es ging um die Flüsse Ob und Irtyš, die man aufstauen wollte, um das Wasser über eine Strecke von 2 500 km bis zum Amu-Darja zu führen. Jährlich sollten 27 km^3 umgeleitet werden. Das Projekt blieb aber sehr kontrovers und wurde als Verschwendung von Ressourcen betrachtet. Lokale Maßnahmen wie Einsparung von Frischwasser, Nutzung von Drainagewasser, Modernisierung aller Bewässerungsanlagen schienen kostengünstiger zu sein. 1988 wurde aus umweltpolitischen Gründen auch ein umstritte-

nes Bewässerungsprojekt in Kasachstan aufgegeben. Untersuchungen hatten ergeben, daß eine Verwirklichung des Projekts den Wasserspiegel des $17 000 \text{ km}^2$ großen Balchaš-Sees drastisch senken würde. In den vergangenen 10 Jahren ist der Wasserspiegel des Balchaš-Sees bereits um eineinhalb Meter gefallen.

Große Landschaftsumgestaltungen vollziehen sich im Norden der früheren Sowjetunion durch Abholzungen. Alljährlich werden rund vier Millionen ha Wald abgeholzt. Der dicht bestockte Wald im Norden ist ein Kulturhindernis und wird durch Kahlschläge für industrielle und landwirtschaftliche Zwecke rücksichtslos gelichtet. Das Vordringen der Holzindustrie nach Norden hat insbesondere in der Nähe der Flüsse zu starken Abholzungen geführt. Die abgeholzten Waldschläge werden teilweise in landwirtschaftliche Nutzung überführt, zum größten Teil aber einer Selbstaufforstung überlassen. Während aber die Wälder früher mit Nadelhölzern bestanden waren, siedeln sich auf den Kahlschlägen viele sekundäre Holzarten, wie Birke, Espe, Eberesche an. 55 v.H. der Kahlschläge erneuern sich auf natürliche Weise mit Nadelhölzern, 30 v.H. mit minderwertigen Laubhölzern und etwa 15 v.H. der kahlgeschlagenen Flächen erneuern sich überhaupt nicht, bleiben verwahrloste Leerstellen oder versumpfen. Planmäßige Gegenmaßnahmen gegen diese Folgeerscheinungen der Waldzerstörung stehen praktisch noch aus, ihre Bedeutung ist jedoch nicht geringer als die in Angriff genommenen Bewässerungsmaßnahmen im Süden und Südosten. Im Hinblick auf die angestrebte Erzeugungssteigerung sollten auch die durch Waldvernichtung geschaffenen, minderertragsfähigen Landflächen der sogenannten Nichtschwarzerdezone ackerbaulich genutzt werden. Man hoffte, daß durch die Einführung wissenschaftlich begrün-

deter und den Klimazonen angepaßter Bodennutzungssysteme die gewünschten Hektarerträge erreicht werden können. Nach Durchführung von Entwässerungsmaßnahmen sollten in Gebieten nördlich der Schwarzerdezone noch etwa vier Millionen ha in die Ackerkultur einbezogen werden.

Offiziell wurde ab 1928 von eindrucksvollen jährlichen Zuwachsraten in der Landwirtschaft und Wirtschaft berichtet.

Erstmals 1990 wurde in einem Bericht des Staatskomitees der UdSSR für Umweltschutz ein düsteres Bild von der ökologischen Lage gezeichnet: In 68 Städten der früheren Sowjetunion werden hiernach einzelne Grenzwerte der zulässigen Luftverschmutzung zeitweise um mindestens das 15fache überschritten. 70% der Abwässer werden nicht oder unzureichend geklärt. Die Bodenerosion auf Grund von Wind- und Wassereinwirkung gehört zu den gewichtigsten Problemen. Derzeit sind 70% der Ackerfläche von Erosion betroffen. Schätzungen gemäß machen die Ernteauffälle durch Erosion, umgerechnet auf Getreide, 90 Millionen t aus. In den Schwarzerdegebieten Rußlands und der Ukraine enthielten die Böden vor 40 Jahren noch 10–14% Humus, übriggeblieben sind heute 3–4%. Allein durch Wassererosion werden jährlich eineinhalb Milliarden t Böden weggeschwemmt, die 75 Millionen t Humus und über 30 Millionen t Stickstoff, Phosphorsäure und Kalium enthalten. Die Mineraldüngung ist in den letzten 20 Jahren um das 3,1fache gestiegen, während die Getreideproduktion nur um 20% zugenommen hat (1981: 168,7 Millionen t, 1991: 160 Millionen t). Der Nitratgehalt des Grund- und Trinkwas-

sers beträgt in vielen landwirtschaftlich genutzten Gebieten das 80fache der festgesetzten Grenzwerte. Weißrussische Wissenschaftler haben nachgewiesen, daß die gesundheitliche Gefahr im 10000 Quadratkilometer großen strahlenverseuchten Gebiet um Tschernobyl bei gleichzeitiger Nitratbelastung um das Sechs- bis Achtfache ansteigt. Vielerorts sind die Böden mit DDT, Schwermetallen oder anderen Schadstoffen verseucht. 21% der Wurst-, 42,5% der Milch- und 30% aller sonstigen Nahrungsmittel sind durch gefährliche Gehalte an toxischen Chemikalien belastet. Insbesondere die ökologische Situation in Uzbekistan wird von der Zeitschrift *Žizn i ekonomika* (Leben und Wirtschaft) als katastrophal bezeichnet.

Die hochmütigen Naturumwandlungs- und Industrialisierungspläne der Sowjets, die das Arbeiter- und Bauernparadies hatten schaffen wollen, haben ganze Landstriche in der früheren Sowjetunion unbewohnbar gemacht. Wenn man heute noch in unseren westlichen Medien, ja sogar in wissenschaftlichen Abhandlungen und Lehrbüchern lesen und hören kann, daß die früheren sogenannten sozialistischen Länder die Umweltprobleme leichter lösen konnten, daß das westliche Leistungsprinzip mit Ausbeutung, daß die landwirtschaftliche Bodennutzung in Deutschland mit Bodenvergiftung gleichgesetzt wird, wird einem klar, wie erfolgreich die frühere sowjetische Propaganda das Denken der Menschen im Westen während Jahrzehnten geformt hat.

Anmerkung

Literatur beim Verfasser



HESSISCHES STAATSBAD BAD NAUHEIM

*Gesundheit und Fitness
aus tiefer Natur
im THERMALSOLEBAD
BAD NAUHEIM*

**NEU für den
fitnessbewußten Besucher:**

Gesundheits- und Fitness-Park mit den neuesten Modellen von Solarien, Kabinen mit Farblicht-Bestrahlung, Aroma-Therapie mit Kräuterextrakten nach Wahl, beheizte Wasserbetten mit Sonnen-Solarien, mechanische Massagebank.

Geöffnet: Montags bis freitags von 7 bis 21 Uhr, samstags von 7 bis 20 Uhr, sonntags von 8 bis 18 Uhr.

Thermalsole-Bewegungsbad des Hessischen Staatsbades Bad Nauheim
Ludwigstraße 32, 6350 Bad Nauheim
Telefon: 0 60 32/34 42 97 und 34 42 27

Der Gesang des Orpheus *

Die Ausführungen an dieser Stelle wollen den Leser gleichsam entführen – und zwar entführen in die Welt der antiken Dichtung. Diese Absicht hat jedoch nichts mit Eskapismus zu tun; stattdessen soll an einem berühmten Beispiel gezeigt werden, wie zeitlos und somit auch den modernen Menschen betreffend jene Entwürfe, Bilder und Mythen sind, in die die Antike und ihre Dichtung Grundfragen menschlicher Existenz hüllten. Das hier behandelte Beispiel ist jene mythische Chiffre, die die Antike für die Dichtung selbst erfand, nämlich diejenige vom „Gesang des Orpheus“. Denn dieser Orpheus aus Thrakien ist nach antiker Vorstellung der mythische Sänger schlechthin, er ist also Archeget des Gesanges und der Musik und somit der Dichtung, unter der die Antike originär den musikalisch begleiteten Wortvortrag verstand. Man könnte somit ausgehend von Orpheus über die antiken Vorstellungen zu Wesen und Funktion von Dichtung theoretisch reflektieren. Doch dies ist hier nicht das eigentliche Thema; vielmehr sind es die Mythen selbst, die die Antike um den mythischen Sänger gesponnen hat, um Sinn und Funktion der Dichtung bild- und symbolhaft zu umschreiben und um zugleich an essentielle Fragen des menschlichen Seins zu rühren. Dies geschieht aber in den bedeutendsten Ausprägungen seinerseits in Dichtungen, die somit selbst Realisationen dessen sind, was unter anderem ihr Thema ausmacht.

* Gekürzte Fassung der Antrittsvorlesung an der Justus-Liebig-Universität Gießen im Sommersemester 1990.

Die genannte Thematik impliziert, daß an dieser Stelle weitgehend abgesehen wird von jenem Orpheus des Orphismus bzw. der Orphiker, der Mysterienstifter, Verfasser von „Heiligen Büchern“, Magier, Religionsstifter und anderes mehr ist.¹ Gleichwohl ist zu bedenken, daß es in einzelnen Punkten Überschneidungen gibt. Zudem scheint beiden Auffassungen eine Grundvorstellung gemeinsam zu sein, die zugleich den Wesenskern der Gestalt des Orpheus ausmacht: Orpheus besitzt die Gabe des Gesanges, der Wunder zu vollbringen vermag. Ausgehend von dieser Vorstellung kann Orpheus sowohl der inspirierte und mit Wunderkräften ausgestattete Dichter als auch der Theologe und Mystagoge sein, der unmittelbaren Zugang zum göttlichen Wissen hat. Beide Vorstellungen werden für uns erstmals im sechsten Jahrhundert vor Christus faßbar. Das früheste erhaltene literarische Zeugnis überhaupt präsentiert jedoch Orpheus als Dichter. Denn folgendermaßen heißt es bei dem griechischen Chorlyriker Simonides (zweite Hälfte sechstes Jahrhundert vor Christus)²:

*Ihm (i. e. Orpheus) auch in endloser Zahl
schwebten Vögel überm Haupt, in die Höh
sich emporschnellend, sprangen Fische heraus
aus blauschwarzem Wasser bei dem schönen Gesange.*

Daß Orpheus' schöner Gesang gerade die Kreaturen des Himmels und des Meeres bezaubert, hat wahrscheinlich seinen Grund im Kontext, der Orpheus an der Fahrt der Argonauten teilnehmen läßt. Spätere Dichter wie der Tragiker Euripides und der hellenistische Dichter Apollo-

nios Rhodios bezeugen die Ausweitung der Zauberwirkung von Orpheus' Gesang auf alle Bereiche belebter und auch unbelebter Natur, so auf Bäume und Tiere, Felsen und Flußläufe. In der Folgezeit gehören diese Vorstellungen zur festen Topik des Orpheus-Bildes.³

Doch abgesehen davon, daß Simonides den ersten Beleg für diese wesentliche Topik liefert, beweist das zitierte Fragment, daß Orpheus' magische Sangeskunst von Anfang an funktionalisiert wurde, und zwar offensichtlich zuerst im Zusammenhang mit der Unternehmung der Argonauten. Hierbei scheint Orpheus' Aufgabenbereich eher sekundär gewesen zu sein: Orpheus gab mit seinem Gesang den Ruderern den Takt an. Erst in den spät entstandenen orphischen Argonautika eignet Orpheus eine Bedeutung, die selbst diejenige Jasons, des Anführers der Argonauten, übertraf. Doch in einer anderen Hinsicht kommt der so frühen Verknüpfung der Gestalt des Orpheus mit dem Argonautenmythos eine große Bedeutung zu. Sie liefert ein wichtiges Indiz für die Hellenisierung des „Thrakers“ Orpheus. In der Religionswissenschaft mehren sich die Stimmen, die Orpheus in seiner ursprünglichen Phänomenologie mit dem außereuropäischen Schamanentum in Verbindung bringen. Daß Orpheus aber ursprünglich nicht dem mykenisch-griechischen Heroen-Mythos angehörte, ergibt sich vor allem daraus, daß er weder bei Homer noch bei Hesiod begegnet. Man scheint ihn erst im nachhinein – für uns faßbar ab dem sechsten Jahrhundert vor Christus – zum Teilnehmer an dem berühmten Argonautenzug gemacht zu haben, der aber nach antiker Mythenchronologie den trojanischen Unternehmungen vorausging. So konnte Orpheus dann auch zum Erfinder der Dichtung, d. h. aber zugleich zum Stammvater Homers und Hesiods, avancieren. Diese umfassen-

de Hellenisierung implizierte zudem, daß man ihn zum Sohne Apolls und der Muse Kalliope machte.

Wenn aber letztlich die Fragen zu Herkunft und Ursprung des Orpheus noch nicht in allen Punkten geklärt sind, so gilt dies auch für den Problemkomplex hinsichtlich Genese und Entwicklung jenes funktionalen Zusammenhanges, der in seiner endgültigen Ausformung zu dem berühmtesten Mythos führt, der sich mit der Gestalt des thrakischen Sängers verbindet, nämlich dem Orpheus–Eurydike-Mythos. Sicher dürfte nur sein, daß am Anfang der Entstehung dieses Mythos die Verbindung des Motivs von der magischen Kraft des Gesanges des Orpheus mit dem des Abstieges in die Unterwelt, einer „Katabasis“, steht. Ob diese „Katabasis“ altepischen oder aber religiös-rituellen Ursprungs ist, ist nur schwer zu entscheiden. Schwierigkeiten bereitet auch die Frage, wann und warum das Liebesmotiv hinzugekommen ist, daß nämlich Orpheus in die Unterwelt gestiegen ist, um die Götter dort mit seinem Gesang zu bewegen, seine verstorbene Frau oder Geliebte wieder ins Leben zurückzuschicken. Mit Sicherheit steht lediglich fest, daß dieser Zusammenhang erstmals für die zweite Hälfte des fünften Jahrhunderts vor Christus zu belegen ist, nämlich durch folgende Worte Admets in der 438 vor Christus aufgeführten Alkestis des Euripides (V. 357–362)⁴:

*Hätte ich des Orpheus süßen Liedermund,
daß ich Demeters Kind (Proserpina) samt
dem Gemahl (Pluton)
verführte, dich zu senden an das Licht,
ich stiege nieder, selbst wenn Plutons
Hund,
wenn Charons Kahn, der nur die Toten
fährt,
es wehrte, und ich brächte dich zurück.*
Scheint Admets irrealer Wunsch zwar ein Gelingen der Unternehmung des Orpheus

vorauszusetzen, so beweist ein zweites Zeugnis aus der gleichen Zeit, daß die Vorstellung von Orpheus' Scheitern und dem erneuten Verlust Eurydikes aufgrund von Orpheus' Zurückblicken schon durchaus bekannt war, nämlich das berühmte, um 420 vor Christus entstandene und in mehreren römischen Repliken erhaltene attische Relief von „Orpheus, Eurydike und Hermes“. In beeindruckender Weise wird hier der Blick zwischen Orpheus und Eurydike zum Ausdruck von ersehntem Wiedersehen und ewiger Trennung zugleich; denn der „Seelengeleiter“ Hermes hat Eurydike bereits mit sanftem, aber unnachgiebigem Druck an der rechten Hand gefaßt, um sie Orpheus wieder zu entreißen.

In den vollständigen Ausformungen des Orpheus–Eurydike-Mythos bildet den tragischen Abschluß – wie wir noch sehen werden – Orpheus' Tod durch rasende Mänaden oder durch die von bacchantischem Taumel erfaßten thrakischen Frauen. Sie zerreißen seinen Leib und schneiden sein Haupt ab, das aber selbst da noch nicht vom Gesange abläßt, gleichsam ein letztes „Wunder“, das die Zauberkraft von Orpheus' Gesang unterstreicht. Die frühesten Belange für diesen in religionswissenschaftlicher Hinsicht wiederum viele Probleme aufwerfenden Tod des Orpheus liefern Darstellungen auf attischen Vasen, die um 490 vor Christus entstanden sind. In der Literatur begegnet diese Thematik erstmals in der allerdings nur fragmentarisch erhaltenen Tragödie „Basarai“ des Aischylos.

Die bisherigen Ausführungen machen deutlich, daß ausgehend von dem zentralen Aspekt der magische Kräfte besitzenden Sangeskunst des Orpheus spätestens seit dem fünften Jahrhundert vor Christus sich der Mythos von Orpheus um das Orpheus–Eurydike-Geschehen zentriert.

Vermittelt durch hellenistische und andere Zwischenquellen, die aber bestenfalls nur noch in Umrissen faßbar sind, gelangt dieser Stoff dann zu Vergil und Ovid, die zu den bedeutendsten Dichtern Roms gehören. Beide gestalten ihn in den in sich geschlossenen Einzelepisoden von „Orpheus und Eurydike“, nämlich Vergil in seinen „Georgica“ (4, 453–527) und Ovid in seinen „Metamorphosen“ (10,1–11,85)⁵, und zwar jeweils einbezogen in einen größeren Gesamtkontext. Hiermit wird aber endgültig der Grund für das Fortwirken dieses Mythos in allen Epochen der abendländischen Geistesgeschichte gelegt und zwar in allen Bereichen der Kunst; d. h. Vergil und Ovid schaffen die Voraussetzung dafür, daß der Orpheus–Eurydike-Mythos zu einem der meist rezipierten mythischen Grundmuster wird.⁶ Innerhalb der Musik sei nur an die bedeutendsten Opern über diesen Stoff erinnert, nämlich diejenigen Monteverdis (1607), Glucks (1762) und Offenbachs (1858); im Bereich der bildenden Künste haben sich insbesondere die bedeutendsten Maler zu allen Zeiten mit dem Orpheus-Eurydike-Stoff bzw. Einzelmotiven aus ihm befaßt. Am umfangreichsten ist die Rezeption innerhalb der Literatur von der Spätantike bis in unsere Tage; hier sei nur auf einige Adaptionen unseres Jahrhunderts, nämlich die besonders auffälligen dramatischen, zum Teil sehr freien und modernen Bearbeitungen des Stoffes bei Kokoschka (1916), Cocteau (1926) und Anouilh (1941) hingewiesen⁷; innerhalb der Lyrik dieses Jahrhunderts kommt eine besondere Bedeutung Rilkes frühem Gedicht „Orpheus, Eurydike, Hermes“ zu, dessen Entstehung undenkbar ist ohne Rodins Plastik „Orpheus und Eurydike“, die ihrerseits eine Auseinandersetzung mit dem genannten attischen Relief repräsentiert, sowie Rilkes späteren, aber stärker von orphischem Gedan-

kengut beeinflussten „Sonetten an Orpheus“.⁸

Schon aufgrund dieser Bedeutung für die Rezeptionsgeschichte verdienen die Gestaltungen des Orpheus–Eurydike-Mythos bei Vergil und Ovid besondere Aufmerksamkeit. Doch das rezeptionsgeschichtlich so bedeutsame Faktum der endgültigen inhaltlichen Fixierung des Stoffes hat für die antiken Dichter selbst weniger Gewicht, können sie doch bei ihren zeitgenössischen Lesern den Inhalt bereits als weitgehend bekannt voraussetzen. Vielmehr bilden den Mittelpunkt ihres Interesses die künstlerische Gestaltung des Stoffes und die deutende Aneignung des traditionellen Sujets, wobei im Falle Ovids noch als besondere Herausforderung die wetteifernde dichterische Auseinandersetzung mit seinem großen Vorgänger Vergil hinzukommt; beide Gestaltungen des identischen Stoffes trennt übrigens ein Zeitraum von etwa 40 Jahren. Unter diesen Gesichtspunkten sei im folgenden den hochbedeutenden dichterischen Ausgestaltungen vom Schicksal des mythischen Sängers schlechthin bei Vergil und Ovid etwas Aufmerksamkeit gewidmet, wobei das Hauptaugenmerk Ovid gilt, dessen Gestaltung des Orpheus–Eurydike-Mythos mehr als ein Metamorphosenbuch einnimmt.⁹

Doch zunächst wenden wir uns kurz der vergilischen Darstellung zu, also georg. 4,453–527. Das Thema des vierten Buches der *Georgica*, jenes insgesamt komplexen Werkes, das eine weithin über den eigentlichen Gegenstand des Landbaus hinausweisende Deutung zivilisierten menschlichen Lebens repräsentiert, bildet zum größten Teil das Dasein der Bienen, das nach allgemeiner antiker Auffassung große Ähnlichkeiten mit dem Zusammenleben der Menschen aufweist.¹⁰ In diesem Zusammenhang spielt in der vergilischen Gestaltung der Mythos von Aristaeus eine

entscheidende Rolle, jenem Helden also, der in der Antike nicht nur als Stifter vieler anderer Kulturerrungenschaften für die Menschheit, sondern vor allem als Erfinder und großer Meister der Bienenzucht und Honigbereitung gilt. Als dieser Aristaeus nun durch eine Seuche sein Bienenvolk verloren hat, verweist ihn seine Mutter, die Meernymphe Kyrene, an den weisen Seher Proteus, der ihm den Grund für die Seuche verkündet: Aristaeus habe in Liebe entbrannt Eurydike verfolgt, die auf der Flucht vor ihm tödlich von einer Schlange gebissen worden sei. Es folgt aus dem Munde des Proteus die Erzählung des schicksalhaften Orpheus–Eurydike-Geschehens. Nachdem Aristaeus so den Grund für das Sterben seiner Bienen erkannt hat, sühnt er sein Vergehen; daraufhin werden seine Bienen neu geschaffen und zwar durch das Wunder der „Bugonie“, d. h. der zeugungslosen Schöpfung aus Tierkadavern.

Bezüglich der vergilischen Gestaltung ist vor allem die Feststellung von Belang, daß hier – soweit bekannt – erstmals die Orpheus–Eurydike-Geschichte mit dem Aristaeus-Mythos verknüpft wird. Diese Verbindung wirkt übrigens stark innerhalb der Rezeptionsgeschichte des Orpheus–Eurydike-Mythos nach. Sie führt, um nur diese beliebigen Beispiele zu nennen, bei Poliziano, der mit seinem „Orpheus“ das erste weltliche Drama der italienischen Literatur schuf (1480), zu einer Verlagerung des Mythos von Orpheus und Eurydike in ein weitgehend ländlich-bäuerisches Milieu; bei J. Offenbach heißt es in der parodierenden Regieanweisung zum ersten Bild des ersten Aufzuges der *Opera buffa* „Orpheus in der Unterwelt“, folgendermaßen:

Gefilde in der Umgebung von Theben. Im Hintergrund ein Getreidefeld. Links die Hütte des Aristaeus, mit der Inschrift über der Tür: „Aristaeus, Honigfabrikant en gros und en detail. Depot im Berge Hymet-

tus.“ Rechts die Tür des Orpheus mit der Inschrift: „Orpheus, Direktor des Konservatoriums zu Theben; erteilt Musikunterricht“.

Ganz im Gegensatz zu dieser parodierenden Übernahme Offenbachs bilden die prägenden Elemente der vergilischen Darstellung, die dem Erzähler Proteus in den Mund gelegt ist, der ernste Ton und das hohe Pathos; Ergriffenheit und Betroffenheit des Erzählers übertragen sich unmittelbar auf den Leser, und zwar die Ergriffenheit und das Betroffensein angesichts des Widerparts von der unendlichen Liebe des Sängers Orpheus, der sogar in die Unterwelt herabsteigt, um seine Gattin Eurydike zurückzugewinnen, und dem ewigen Gesetz der Unwiderruflichkeit des Todes. Diesem absoluten Gesetz muß auch Orpheus sich fügen und somit einem ewigen Weltgesetz, das durch die Gesamtheit des vierten Buches der *Georgica* als der unablässige Wechsel von Tod und Leben, von Absterben und Wiedergeborenwerden gedeutet wird. Angesichts dieser Gesetzmäßigkeit bleibt dem Einzelnen, der von dem unerwarteten Tod eines geliebten Menschen getroffen wird, nur das überwältigende Gefühl von Trauer und Schmerz. Hierfür steht eindrucksvoll Orpheus' sieben Monate währender Rückzug in die Einöde, wo er das Land mit seinen Klagegesängen erfüllt, die zwar die Tiger zähmen und die Eichen den Reigen tanzen lassen, doch weder Venus noch den Hochzeitgott Hymenaeus umzustimmen vermögen (*georg.* 4,507–516). Noch im Tode hat das Haupt des Orpheus, das von den rasenden thrakischen Frauen vom Rumpf abgerissen in dem thrakischen Fluß Hebrus treibt, nur ein Wort auf den Lippen, nämlich „Eurydike“, „weh, meine arme Eurydike“ (*V.* 527 f.). Das unübersehbare hohe Pathos der vergilischen Darstellung wird unter anderem durch Apostrophen erreicht (z. B. *V.* 465 f.), durch die Schwere des Worttons und der Rhythmen und an-

deres mehr. Alles ist darauf ausgerichtet, tiefe Ergriffenheit und tiefes Mitgefühl zu erwecken. So verharrt auch die vergilische Darstellung häufig kaum bei den Einzelheiten des Geschehens – sie werden nur kurz berichtet –, um stattdessen breit die Wirkung zu schildern: besonders eindrucksvoll wird die „Sympatheia“, also das Mitleiden der Natur, nämlich der heimlichen Berge und des Flusses Hebrus, beim Tod der Eurydike geschildert (*V.* 461–464), ebenso eindrucksvoll die Wirkung des Gesanges auf die Bewohner des Reiches des Todes.

Mit dieser hochpathetischen und bedeutungsschweren Gestaltung des Orpheus-Eurydike-Mythos tritt nun Ovid in einen bewußten poetischen Wettstreit. Für den Interpreten ergibt sich damit die Gelegenheit, die Gestaltung ein- und desselben Stoffes bei zwei in ihren Intentionen und auch in ihrer dichterischen Veranlagung sehr verschiedenen Persönlichkeiten zu vergleichen, die zudem zu den bedeutendsten Repräsentanten der keineswegs einheitlichen und homogenen Epoche der augusteischen Literatur gehören. Diese Gelegenheit ist reichlich genutzt worden, allerdings mit dem Ergebnis, daß man nicht zunächst die Besonderheiten beider Gestaltungen als eigenständige Größen von einander abhob und würdigte, sondern von vornherein Wertmaßstäbe anlegte, mit denen man Pathos, Würde und Gedankenschwere der vergilischen Fassung positiv beurteilte und dazu im Gegensatz rhetorische Effekte, pointenreichen Stil und spielerische Brillanz bei Ovid als negativ brandmarkte. Seit einiger Zeit unterstellt man Ovid sogar die Absicht, er wolle die vergilische Fassung des Stoffes parodieren.¹¹

Eine detaillierte Auseinandersetzung mit den genannten Positionen ist an dieser Stelle nicht beabsichtigt. Es soll lediglich die Aufmerksamkeit auf einige Grundfak-

ten gelenkt werden, die einen Zugang zur adäquateren Beurteilung der ovidischen Konzeption und Intention bei der Gestaltung des Orpheus–Eurydike-Mythos eröffnen. Als erstes sollte man nicht, wie es häufig geschieht, mit der vergilischen Gesamtfassung (georg. 4,453–527) nur Ovid Met. 10,1–77 vergleichen, also den knappen Bericht über das Geschehen vom Tode der Eurydike an bis zu ihrem endgültigen Verlust. Denn die ovidische Gesamtgestaltung ist großteilig strukturiert und umfaßt mehr als ein Buch der Metamorphosen (insgesamt 10,1–11,84). In ihrem Mittelpunkt stehen, nicht nur was den Textumfang betrifft, die Klagelieder, die Orpheus angesichts Eurydikes erneuten Abstiegs in die Unterwelt in der Einöde singt (10,78–739). Zu Beginn des elften Buches folgt die Darstellung von Orpheus' Tod durch die rasenden thrakischen Frauen. Ovid ponderiert also seine Darstellung bewußt anders als Vergil: für ihn ist Orpheus in erster Linie der Sänger, was nicht nur durch Orpheus' Funktion innerhalb der Gesamtkonzeption der Metamorphosen begründet sein dürfte, nämlich bei seinem Liedvortrag weitere Verwandlungsgeschichten zu erzählen. Eindrucksvoll werden Macht und Wunderkraft orphischer Sangeskunst dadurch suggeriert, daß sich die Bäume und zwar vor allem diejenigen, die als Symbole der Trauer gelten, um ihn sammeln, damit sie Schatten spenden, als er sich an ödem Platze gelagert hat und zum Gesange anhebt. Auffällig kontrastiert hiermit das Schwinden der Zauberkraft seines Gesanges beim Angriff der Bacchantinnen nach dem Liedvortrag: Lenkt zwar sein Gesang zunächst noch die auf ihn geschleuderten Thyrsosstäbe und Steine ab, so verliert dieser Gesang immer mehr von seiner Zauberkraft, als ihn das bacchantische Lärmen zu übertönen beginnt. Man mag in letzterem eine gesuchte „argutezza“ er-

blicken; doch gleichwohl dient sie der Verdeutlichung tieferer inhaltlicher Zusammenhänge.

Die Darstellung des eigentlichen Orpheus–Eurydike-Geschehens rahmt also den breiten Liedvortrag des Orpheus. In 10,1–77 werden die zentralen Ereignisse berichtet, nämlich der Tod Eurydikes, Orpheus' Abstieg in die Unterwelt und der erneute Verlust der Eurydike, in 11,1–84 der Tod des Orpheus und die Verwandlung der Bacchantinnen durch den straffenden Bacchus in Bäume. Vor allem der ersten Versfolge wird die kühl-distanzierte Berichtform, aber auch die unangemessen pointierende Betonung einzelner Details vorgeworfen. Grundsätzlich ist jedoch an die Kritiker Ovids die Frage zu stellen, wie in dieser Versfolge das hohe vergilische Pathos noch hätte übertroffen werden können. Außerdem sollte man nicht übersehen, daß Ovid geradezu im Gegensatz zu der Gestaltung hier den Tod des Orpheus durch die rasenden Bacchantinnen am Anfang des elften Buches mit äußerster Dramatik und hochpathetisch darstellt, während Vergil hierüber nur in aller Knappheit berichtet.

Besonders heftiger Kritik war und ist Ovids Gestaltung des Liedes ausgesetzt, mit dem Orpheus nicht nur Pluto und Proserpina bewegt, Eurydike ins Leben zurückkehren zu lassen, sondern alle Schreckensgestalten der Unterwelt sowie die Unterweltsbüßer aufs stärkste beeindruckt (10,17–38). Vergil demgegenüber weist nur auf diesen Liedvortrag hin, ohne ihn im einzelnen auszuführen. Bei Ovid wird also Orpheus in Gegensatz zu Vergil ein erstes Mal direkt in seiner Funktion als Sänger vorgestellt. Der Verfasser einer bedeutenden modernen Ovid-Monographie bemerkt zu diesem Gesang des Orpheus: „Ich gestehe, daß ich seit den Tagen meiner Jugend nie davon beeindruckt war . . . und ich frage mich, wie andere dar-

auf reagieren.“¹² Der Stein des Anstoßes besteht vor allem in dem weitgehend rational-argumentativen Charakter der Rede; man bezeichnet sie häufig als Plädoyer und weist sie so dem rhetorischen Genos der Gerichtsrede zu, was durch den Nachweis der entsprechenden Gliederung und Topik im einzelnen zu beweisen versucht wird. Hierin glaubt man dann wieder ein besonders eklatantes Beispiel für die rhetorisierenden Tendenzen ovidischen Dichtens sehen zu können.¹³ Doch vor allem mit Blick auf die Gesamtgestaltung des Orpheus-Eurydike-Mythos durch Ovid dürfte man es sich mit diesen Erklärungen allzu einfach machen. Vielmehr scheint folgender Gesichtspunkt besondere Beachtung zu verdienen: Offensichtlich geht es Ovid weniger um den Sänger Orpheus, der auf Mitleid und Rührung aus ist, als vielmehr um den von einem schweren Schicksalsschlag betroffenen Orpheus als Individuum, das sich in einem gewissen Umfange rational-argumentativ mit seinem Schicksal auseinandersetzt und das nicht – wie der vergilische Orpheus – in letztlich tragischem Pathos an dem unabänderlichen Gesetz der Unentrinnbarkeit des Todes leidet und zerbricht. Ob sich in der ovidischen Gestaltung des Gesanges des Orpheus ein neues Bild von Funktion und Sinn der Dichtung andeutet, mag hier dahingestellt sein; auf jeden Fall wird aber ein gegenüber Vergil verändertes Menschen- und Weltbild faßbar, nach dem der Individualität und letztlich dem „humanum“ mehr Eigengewicht gegenüber dem absoluten „Göttlichen“ zugestanden wird. Als eigentliche Argumente, mit denen Orpheus die Unterweltherren bewegt, Eurydike wieder ins Leben zu entlassen, wird seinerseits die überwältigende Macht der Liebe beschworen, die nicht nur jedes menschliche Individuum in ihrem Bann hält, sondern der selbst Pluto und Proserpina unterlagen – hier wird auf den be-

kannten Raub der Proserpina angespielt. Ovid legt hierzu Orpheus die zur Sentenz gewordenen Worte in den Mund (10,25 f.):

*Posse pati volui nec me temptasse negabo:
vicit Amor:*

*Tragen wollt' ichs (nämlich den Verlust der
Eurydike)
und will nicht leugnen, daß ichs versucht;
doch siegte die Liebe.*

Andererseits – und das ist das Wichtigere bezüglich des argumentativ-rationalen Moments sowie auch bezüglich des speziellen Aspekts des „humanum“ – wird der „zu früh zerrissene Lebensfaden“ Eurydikes am Tag ihres höchsten Glücks, nämlich der Hochzeit, als rational nicht zu begreifender Eingriff der Götter des Todes apostrophiert, jedoch bei gleichzeitiger Anerkennung des grundsätzlich unentrinnbaren Schicksals des Todes für jede Kreatur. Orpheus stellt also unmißverständlich die Frage nach der Theodizee, eine im Vergleich zur vergilischen Orpheus-Konzeption neue Frage. Übrigens bildet das Problem des zu frühen Todes eines geliebten Menschen auch die Kernfrage in Rilkes späten „Sonetten an Orpheus“, denen die Widmung voransteht „Grab-Mal für Wera Ouckama Knoop“, eine junge Frau, die 1919 noch nicht zwanzigjährig an einer unheilbaren Krankheit gestorben war.

Für die Richtigkeit dieser Interpretation spricht, daß auch dem großen Mittelteil der ovidischen Gestaltung des Orpheus-Eurydike-Mythos, nämlich dem Klagesang des Orpheus nach dem endgültigen Verlust Eurydikes, eine hintergründige Tendenz zum reflektierenden Innewerden des erlittenen Schicksalsschlages eignet.¹⁴ Folgendes ist in ganz knappen Zügen der Inhalt dieses Gesanges des Orpheus, der sich völlig von der Welt zurückgezogen hat, insbesondere aber jede Liebe zu Frau-

en meidet und stattdessen die Thraker die Knabenliebe gelehrt hat – letzteres ein vielleicht auf den ersten Blick befremdender, aber gleichwohl in der Tradition vorgegebener Topos. Nach einer auch sonst in den Metamorphosen geläufigen Erzähltechnik läßt Ovid Orpheus mehrere Verwandlungssagen, insgesamt acht an der Zahl, variierend bald gerafft, bald ausführlicher vortragen. Auffällig in der Mitte (10,243–297) steht die nach Ovid zu großer Berühmtheit gelangte und ihrerseits vielfach rezipierte Sage vom Künstler Pygmalion, der sich in die von ihm selbst geschaffene Elfenbeinstatue einer Frau von idealer Schönheit verliebt, insgesamt ein Sinnbild ovidischer Auffassung von Sinn und Bedeutung künstlerischen Schaffens. Venus verleiht der Statue Leben und erfüllt so die Sehnsüchte des Künstlers.¹⁵ Um diese Geschichte im Zentrum gruppieren sich in einem inneren Kreis Exempel von verfluchter bzw. perverser Liebe und Leidenschaft, nämlich vor der Pygmalion-Sage die Geschichte von den Cerasten, die Gastfreunde am Altar des Jupiter hinschlachteten und zur Strafe in wilde Stiere verwandelt wurden, und von den Töchtern des Propoetus, die als erste das Gewerbe der Prostitution ausübten und wegen ihrer Gefühlskälte in Steine verwandelt wurden (10,217–242). Mit der knappen Präsentation beider Geschichten kontrastiert die ausführliche Darstellung der Myrrha-Sage im Anschluß an den Pygmalion-Mythos (10,298–502). Myrrha ist in den ovidischen Metamorphosen das Exempel perverser Liebe, von der sie zu ihrem Vater befallen ist, und somit des Inzestes; dieser Inzest wird ihr zum grauenhaften Verhängnis, indem sie nach Entdeckung der Untat qualvoll in den Myrrhenbaum verwandelt wird. Ovids Darstellung dieses Geschehens mit ihren beklemmenden und unheimlichen Momenten gehört zu dem

Eindrucksvollsten, was Ovid in den Metamorphosen geschaffen hat.

Mit diesen Geschichten über die perverse und abnorme Leidenschaft kontrastieren die beiden großen Erzählungen, die den äußeren Kreis um den Pygmalion-Mythos legen; es sind dies ebenfalls berühmte Geschichten, nämlich diejenigen von Apollo und Hyacinthus (10,162–216) und von Venus und Adonis (10,503–739). Der inhaltliche Berührungspunkt zwischen beiden Sagen besteht darin, daß selbst die Götter, und zwar diejenigen, zu denen Orpheus eine besonders enge Bindung hat, nämlich Apollo und Venus, ihre strahlenden jungen Geliebten Hyacinthus und Adonis, denen sie im wahrsten Sinne des Wortes in Liebe verfallen sind, durch grausame Schicksalsschläge verlieren, die vor allem im Falle des Hyacinthus rein willkürlich und zufällig sind: Hyacinthus wird beim sportlichen Spiel das Opfer eines von Apollo geschleuderten und beim Aufprall auf dem Boden unglücklich zurückspringenden Diskus; Adonis wird in seinem jugendlichen Jagdeifer trotz der Warnungen der in ihrer Liebe besorgten Venus von einem wilden Eber getötet.

In welcher Beziehung stehen nun diese Geschichten aus dem Munde des Orpheus zu dessen eigener Situation und damit zu dem übergeordneten Orpheus–Eurydike-Mythos? Im Gegensatz zu den vordergründigen Antworten mancher Interpreten scheint sich mit ihrer Hilfe ein hintergründiges Rasonieren über das Problem der „Gefährdung von Liebe“ zu vollziehen, das für Orpheus selbst existentielle Bedeutung hat. Es geht also auch hier um die Frage nach dem „Warum“, um die für das menschliche Individuum so bezeichnende Suche nach Begründung eines über es hereinbrechenden und es zerstörenden Geschehens. Die Geschichten geben zwei Antworten: Einerseits liegt die Schuld eindeutig bei den Menschen selbst, die auf-

grund frevelhaften, grenzenlosen Begehrens die Liebe in Perversion verkehren; andererseits jedoch werden selbst die Götter Opfer blinden Zufalls und zwar in ähnlicher Weise wie Orpheus selbst. Wie soll der Betroffene insbesondere auf letztere Erkenntnis reagieren, die ja gerade die Situation des Orpheus signifikant erhellt? Hierauf geben die Blumenmetamorphosen bis zu einem gewissen Grade eine Antwort, nämlich diejenige des Hyacinthus in die gleichnamige Blume insofern, als deutlich wird, daß dem Zurückgebliebenen nur die Erinnerung und die Trauer bleiben; diesen Gedanken verdunkelt jedoch wiederum die Verwandlung des Adonis in die Anemone, wengleich sie zunächst Venus ebenfalls dazu dient, die Erinnerung an den geliebten Jüngling wach zu halten. Denn die Schlußworte des Gesanges des Orpheus insgesamt lauten bezogen auf eben diese Anemone (10,737b–739):

Doch kurz nur erfreust du dich ihrer (der Anemone):

locker haftend und allzu leicht zum Fallen geneigt, wird

bald von dem Winde, der den Namen ihr gab¹⁶, verweht ihre Blüte.

Orpheus resigniert also am Ende des Gesanges, doch macht sich diese Resignation erst nach einem langen Prozeß der geistigen Auseinandersetzung breit. Der ovidische Orpheus unterscheidet sich somit von dem vergilischen, dem vom Moment des endgültigen Verlustes Eurydikes an nur die tragische Verzweiflung angesichts der Unentrinnbarkeit der schicksalhaften Bestimmung bleibt. Verzweiflung und Verlorensein bestimmen dann auch die Gestaltung des Todes des Orpheus, bei der Vergil und Ovid dem traditionellen Mythos folgen: Thrakische Frauen stürzen sich in bacchantischem Rasen nach Beendigung des Gesanges auf Orpheus, weil er die Frauen verachtet, tötet und zerreißen ihn.

Ovid gestaltet – wie bereits bemerkt – dieses Geschehen im Gegensatz zu Vergil ausführlich und mit hohem Pathos. Er verdeutlicht somit in besonderem Maße die Kontradiktion zwischen Orpheus, dem Sänger und Sohn des Apoll, und den rasenden Bacchantinnen.

Doch Ovid läßt es nicht bei diesem Schluß und geht somit in einer überraschenden Art und Weise über Vergil hinaus: Er wendet den Blick noch einmal in die Unterwelt, in die jetzt auch Orpheus endgültig herabfährt; hier geschieht aber folgendes (11,62b–66):

... Er (Orpheus) durchforscht die Gefilde der Frommen, | findet Eurydiken und umschlingt sie mit sehnenden Armen. | Bald lustwandeln sie dort vereinten Schrittes zusammen, | bald folgt er ihr nach, geht bald voran, und es blickt nun | ohne Gefahr zurück nach seiner Eurydice Orpheus.

Also doch ein überraschendes „happy end“, die genaue Umkehrung der Szene vom Verlust Eurydikes in ihr Gegenteil und somit der spielerisch-leichte Ovid, wie man ihn kennt oder besser – zu kennen vermeint –, der Antipode des ernsten und inhaltsschweren Vergil? Eduard Norden gerät in seiner berühmten Studie von 1934 geradezu ins Schwärmen: „Ein entzückendes ‚eikónion‘ (Bild), als schauten wir ein pompejanisches Wandgemälde des genrehaften Stils. Das ist Ovid, dem Ariost und Raffael heitere Motive entnahmen und den wir lieben.“¹⁷ Doch unsere Beobachtungen zum Gesamtkontext des ovidischen Orpheus–Eurydike-Mythos lassen es zweifelhaft erscheinen, ob dieses von Norden suggerierte Ovid-Bild dem Dichter in vollem Umfange gerecht werden kann. Vielmehr scheint hintergründig in dem ovidischen Schluß ein Gedanken anzuklingen, den erst Dichter unseres Jahrhunderts im Zusammenhang mit dem Orpheus–Eurydike-Mythos in aller Deut-

lichkeit zum Ausdruck gebracht haben, nämlich der Gedanke, daß das Leben seine Erfüllung erst im Tode findet. Diese Vorstellung beherrscht nicht nur Rilkes Adaption des Orpheus-Mythos, sondern mit ihr findet auch Anouilhs Drama „Eurydice“ seinen Abschluß; denn die letzten Worte lauten: „Orpheus ist bei Eurydike. Endlich!“ Die Erfüllung, die das Liebespaar im Leben nicht gefunden hat, wird ihm in der Endgültigkeit des Todes zuteil.

Blicken wir von hierher zurück auf die Anfänge unserer Ausführungen, an denen die Gestalt des mythischen Ursängers Orpheus stand, dessen Gesang Zauberkräfte eignen, so zeigt sich, daß durch die Funktionalisierung dieses Grundzuges der Gestalt des Orpheus innerhalb eines Geschehens, in dem alles um Liebe, Leben und Tod kreist, die Gestalt des Sängers selbst komplex und kompliziert wird. Es stellt sich nämlich unausweichlich die Frage nach Leben und Tod, aber auch nach Sinn und Wesen von Dichtung und Kunst. Vergil setzt sich mit diesen Fragen weitgehend vor dem Hintergrund des Vertrauens auf die Existenz einer festgefügtten Weltordnung auseinander. Dieses Vertrauen teilt Ovid nicht mehr uneingeschränkt angesichts eines zunehmenden Individualismus, so daß diese Fragen drängender, aber auch bedrohlicher für das jeweils betroffene Individuum werden. Hiermit ist ein erster Schritt auf jenem Wege getan, der in der Neuzeit und vor allem in der Moderne radikal etwa in den genannten Dramen Kokoschkas, Coctaus und Anouilhs fortgesetzt werden wird. Ausgehend vom mythischen Substrat der Orpheus-Gestalt und besonders des Orpheus-Eurydike-Geschehens werden die zentralen Fragen nach Wesen und Funktion von Dichtung bzw. auch individueller dichterischer Existenz, nach Leben und Tod sowie nach der menschlichen Fähig-

keit zur Liebe gestellt, wobei nur die letztere Fragestellung eindeutig über die antiken Ansätze hinausführt.

Anmerkungen

- ¹ Zu dem hier ganz knapp entwickelten Orpheusbild, das die Forschung vor allem in religionswissenschaftlicher Hinsicht vor viele bis heute ungelöste Probleme stellt, vgl. ausführlich u. a. K. Ziegler, RE 18.1, 1939, 1200–1316, sowie zur Orphik R. Keydell – K. Ziegler, RE 18.2., 1942, 1321–1427. Teilweise ganz andere Thesen, etwa diejenige vom autochthonen, griechischen Orpheus, entwickelt R. Böhme, Orpheus. Der Sänger und seine Zeit, Bern 1970; gleichwohl ist dieses Buch vor allem wegen seines Materialreichtums unentbehrlich.
- ² Übersetzung nach O. Werner: Simonides/Bakchylides, Gedichte, griech./dt. (Tusculum-Bücherei), München 1969, Frg. 31.
- ³ Vgl. hierzu u. a. V. Buchheit, Sehnsucht nach Frieden und Harmonie, diese Ztschr. 23.2., 1990, 109 ff.
- ⁴ Übersetzung nach E. Buschor, Euripides, Sämtl. Tragödien und Fragmente, griech./dt., Bd. 1 (Tusculum-Bücherei), München 1972.
- ⁵ Die hier interpretierten Texte sind leicht zugänglich in: Vergil, Landleben, lat./dt., hg. v. Johannes und Maria Götte (Tusculum-Bücherei), München ⁴1981, und Ovid, Metamorphosen, lat./dt., übs. u. hg. v. E. Rösch (Tusculum-Bücherei), München ¹²1990. Diesen Ausgaben sind auch die im folgenden zitierten Übersetzungen entnommen.
- ⁶ Einen Überblick über die beeindruckende Vielfalt der Gestaltungen von Themen aus dem Orpheus-Mythos in der bildenden Kunst, Literatur und Musik gibt H. Hunger, Lex d. griech. u. röm. Mythologie, Wien ⁸1988, 374 ff.
- ⁷ Alle genannten und auch weitere Dramentexte in: Theater der Jahrhunderte: Orpheus u. Eurydike, München 1963.
- ⁸ R. M. Rilke, Werke I.2 (Insel), Frankfurt/M. ³1984, 298–302.483–529; vgl. zur Interpretation u. a. H. J. Tschiedel, Orpheus u. Eurydike, Antike u. Abendland 19, 1973, 61 ff.
- ⁹ Die im folgenden entwickelte Interpretation insbesondere Ovids basiert im wesentlichen auf der Auseinandersetzung mit den Kommentaren zu Ovids Metamorphosen von M. Haupt u. O. Kern, Hildesheim ⁵1966; W. S. Anderson, Oklahoma 1972, und F. Bömer, Komm. zu B. X–XI, Heidelberg 1980, sowie mit folgender Literatur: E. Norden, Orpheus u. Eurydike, Sitz.-ber. Preuß.Ak.-Wiss., Phil.-hist.Kl. 1934, 626 ff. (= E. N., Kl.

Schriften, Berlin 1966, 468 ff.); C. M. Bowra, Orpheus and Eurydice, *Class. Quarterly* 2, 1952, 113–126; H. Fränkel, Ovid. Ein Dichter zwischen zwei Welten, Darmstadt 1970 (engl. Original Berkeley ²1956); B. Otis, Ovid as an epic poet, Cambridge ²1970; Ch. Segal, Ovid's Orpheus and Augustan ideology, *Transactions and Proc. of the American Philolog. Assoc.* 103, 1972, 473 ff.; M. Freundt, Das Rührende in den Met., Diss. Münster 1973; O. St. Due, Changing forms, Copenhagen 1974; G. K. Galinsky, Ovid's Metamorphoses, Oxford 1975; E. Römisch, Die Met. Ovids im Unterricht, Heidelberg 1976; A. Primmer, Das Lied des Orpheus in Ovids Met., *Sprachkunst. Beiträge zur Lit.-wiss.* 10, 1979, 123 ff.; S. Mack, Ovid, New Haven 1988.

¹⁰ Zu einer Gesamtdeutung der Georgica Vergils vgl. V. Buchheit, Der Anspruch des Dichters in Vergils Georgika, Darmstadt 1972; für Einzelerklärungen vgl. zuletzt den Kommentar: Virgil, *Georgics*, ed. with a comm. by R. A. B. Mynors, Oxford 1990.

¹¹ So unzutreffend Chr. Neumeister, Orpheus und Eurydike, *WüJbb. f. die Altertumswiss.* 12, 1986, 169 ff.; zur Lit. insgesamt oben Anm. 9.

¹² Fränkel, a. O. (vgl. Anm. 9), 229 Anm. 273.

¹³ Vgl. z. B. H. Naumann, Ovid und die Rhetorik, *Altsprachl. Unterricht* 11.4, 1968, 69 ff.; insgesamt wirkt die Position von Norden, a. O. (vgl. Anm. 9), stark nach.

¹⁴ Einen Überblick über die verschiedenen Mythen, die den Inhalt des Gesanges ausmachen, gibt A. Bartenbach, Motiv- und Erzählstruktur in Ovids Met., Frankfurt/M. 1990, 85 ff.; die von Bartenbach versuchte Gesamtdeutung ist jedoch nur im Ansatz richtig.

¹⁵ Zur Nachwirkung dieses Mythos vgl. u. a. H. Dörrie, Pygmalion. Ein Impuls Ovids und seine Wirkungen bis in die Gegenwart, Opladen 1974.

¹⁶ Ovid leitet griech. „anemone“ etymologisch von „ánemos“ = „Wind“ ab.

¹⁷ Norden, a. O. (vgl. Anm. 9), 670 (= Kl. Schr., 518).

Von der Kunst, mit Geld umzugehen.

**Eine große Bank
muß so flexibel
sein, daß sie für
alle Kunden
Maßarbeit leistet.**

Hierfür steht Ihnen heute eine Bank wie die Dresdner Bank als Dienstleistungsunternehmen zur Verfügung. Mit allen Fachkenntnissen, mit weltweiten Verbindungen und modernster Kommunikationstechnik.

Es kann mit dieser Kunst schon in der Familie beginnen: Wenn beispielsweise eine qualifizierte Berufsausbildung der Kinder so früh wie möglich finanziell abzusichern ist.

Hier bieten wir Ihnen einen modernen Sparplan für die Ausbildung an.

Oder Sie wollen ein Eigenheim finanzieren: Dann berechnet unser Software-Paket „drebau“ sofort die möglichen Alternativen. Und unser Langfristzins-C_v vermindert das Risiko steigender Zinsen erheblich.

Um den Ruhestand eines Tages wirklich in Ruhe

genießen zu können, durchleuchtet unser Computerprogramm „drecos“ die Altersversorgung unserer Kunden; und unser Sparplan mit Investmentanlage hilft, rechtzeitig Lücken zu schließen.

Für die private Vermögensbildung entwerfen unsere Fachleute für Sie maßgeschneiderte Anlage-Kombinationen. Und all das mit der Erfahrung, die nur eine große Bank bieten kann.

Genau diese Erfahrung ist es, die auch kleine, mittlere und große Unternehmen zu uns führt. Um neue Ziele zu erreichen und bestehende Werte zu erhalten.

Dazu gehört zum Beispiel das Electronic Banking, bei dem die Dresdner Bank führend ist. Oder das ständig aktualisierte Mittelstands-Service-Paket, das sich stets sehr flexibel einsetzen läßt.

Kurz: Lösungen nach Maß für anspruchsvolle Kundinnen und Kunden.

Stand: 8. Juli 1991

Dresdner Bank



Filiale Gießen und Stadtzweigstellen

In den Fängen falscher Propheten *

Aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft gerade entlassen, holte mich mein früherer Lehrer und Chef, Professor Dr. Peter Petersen, Jena, in seine „Erziehungswissenschaftliche Anstalt“ (EA) und für seine berühmte „Jena-Plan-Schule“ als Assistent zurück. 1941 hatte ich bei Petersen promoviert; 1946 reichte ich einem interfakultativen Habilitationsgremium meine Habilitationsschrift ein. 1949 bestätigte der Ministerpräsident von Thüringen meine Berufung zum „Professor mit Lehrauftrag“ an der Friedrich-Schiller-Universität.

Ehedem war mir Jena zur wissenschaftlichen und bürgerlichen zweiten Heimat geworden, obwohl ich nie vorhatte, im „Reich“ zu bleiben; zu sehr wurzelte ich in der siebenbürgischen Erde, zu der zurückzukehren mir die rumänische Regierung verwehrt hatte. Jetzt, nach 1945, bescherte mir Jena, getreu den Maximen der neuen, humanen „Demokratischen Republik“, bald ärgerliche, bald gefährliche Quälerei, trotz fleißiger, erfolgreicher Arbeit in Forschung, Lehre und Praxis und trotz völlig unbescholtener politischer Vergangenheit, – bloß, weil der Siebenbürger Sachse seine innere Freiheit und sein fachliches Gewissen unter keinen Umständen schmälern, gar verderben lassen wollte.

Dazu einige Beispiele, Reihenfolge und Chronologie spielen keine Rolle, exemplarisch berichtet, ohne die jeweiligen Begleitumstände erschöpfend aufzuzeigen:

die Schwierigkeit solcher Darstellung ergibt sich aus der Auswahl.

Von Anfang an im Visier

Es galt doch anfänglich, wenigstens versuchsweise den schrillen Parolen der Besatzungsarmee, auch den gleichlautenden in den neuen Parteien (SPD, KPD, dann SED u. a.) und schließlich denselben in Staat und Verwaltung, Aufmerksamkeit zu schenken. Sie lauteten bis zum Überdruß: Frieden, Gerechtigkeit, Gleichheit, wissenschaftlicher Fortschritt. Zudem rief man unentwegt zur Kritik auf und verlangte Verbesserungsvorschläge allenthalben; stutzig machte allerdings das riesige, quer über den Marktplatz von Altenburg gespannte Spruchband: „Scheut Euch nicht zu denunzieren!“

Ich nahm die Parolen von Anfang an beim Wort, geriet darob aber sofort ins Visier der kommunistischen Gralshüter. Frühjahr 1946: Vortrag vor überfüllter Universitätsaula und Prominenz in den ersten Stuhlreihen. Die Hörer beklatschten u. a. folgende Vorschläge: Von dem Liter Vollmilch, den jeder Polizist täglich erhalte, $\frac{1}{2}$ Liter für stillende Mütter und für Kleinkinder abzuzweigen (die erhielten keinen Tropfen). Auch genüge für die vielen, mantelgroßen Plakate die halbe Größe; die andere Hälfte wäre für Schulhefte zweckmäßiger zu verwenden (es gab keine). Den Vorschlägen folgte die „Anerkennung“ auf dem Fuße. Ich war und blieb einer der ganz wenigen Universitätslehrer, die nie ein „Pajok“ (Lebensmittelpaket) erhalten haben, das alle anderen am Sonnabendnachmittag heimlich aus

* Mit freundlicher Genehmigung der Schriftleitung darf der in „Südostdeutsche Vierteljahresblätter“ Jg. 40, 1991, 321–324“ erschienene Beitrag hier wiederholt werden.

der Universität abholten – ein Geschenk der Sowjets an die kulturschaffende Intelligenz.

„Was verstehen Sie unter Freiheit, und was meinen Sie mit Humanität?“ herrschte mich der sowjetische Kulturoffizier in Erfurt gelegentlich der dritten Vorladung an. Drei Semester hindurch mußte ich (wie übrigens auch ein Philosoph) vor Beginn des Unterrichts eine Kurzfassung meiner Vorlesung und vor allem ein Verzeichnis der Literatur, die ich verarbeitet und die ich den Studenten zu empfehlen vorhatte, vorlegen. „Warum führen Sie so viel Westliteratur und so wenig sowjetische an?“ Peinliches Ausfragen nach allen Richtungen hin. Zum Schluß die Warnung: „Wir dulden auf Lehrkanzeln keinen ideologischen Abweichler. Kritik muß den Fortschritt festigen. Die Intelligenz muß sich zur Wahrheit von Marx, Engels, Lenin und Stalin bekennen!“

Auf der Heimfahrt beschlich mich bange Sorge: Sind das die berufenen Richter über vergangene Tyrannei?

Wechselbäder mit Geboten und Verboten

Im Wechsel belegte man mich mit Vorlesungs- oder Prüfungsverbot, auch mit beiden. Den Studenten wurde gedroht, sie verlören ihr Stipendium, sollten sie sich die Prüfungsarbeit von Mieskes geben lassen. So fiel es schwer, ein kontinuierliches Studium anzubieten bzw. zu absolvieren. Freizeit bei vollem Lohn freilich wurde dem Gemaßregelten keineswegs gegönnt. Für die Zeit des Verbotes wurde ihm befohlen, bestimmte Forschungsarbeiten durchzuführen, z. B. diese: „Über die pädagogische Effektivität der Heime für Schwererziehbare“ oder: „Beurteilung von Jugendstraffälligen im Hinblick auf deren Entlassung nach Hause oder Überführung in offene bzw. halboffene Ein-

richtungen“ (Jugendhöfe). Beide Arten von Anstalten, Heime wie Jugendgefängnisse, empfand man als unvereinbar mit dem hohen sittlichen Niveau der sozialistischen Gesellschaft. Und weil damals noch der Irrlehre von Mitschurin, also einer absoluten Umwelttheorie, gehuldigt wurde, sollten die Untersuchungen selbstverständlich bestätigen, daß die neue Gesellschaft keine Entartungen mehr hervorbringe und die überkommenen bereits kompensiere.

Eine stille Devise leitete und stärkte den in die Pflicht Genommenen: Nur nicht in Versuchung führen lassen!

Bücher unter dem Bannstrahl

Wir meinen nicht jene, die wir aus den Regalen der Institutsbibliothek aussondern und unter strengem Verschuß halten mußten und die nur den Lehrenden in begründeten Fällen zugänglich waren. Wir meinen eigene Arbeiten, die der Bannstrahl der geistigen Intoleranz traf.

Als Habilitationsschrift hatte ich einem interfakultativen Habilitationsgremium eine historisch-systematische Untersuchung über Aufbau, Gehalt und Funktion der „Schulwirklichkeit“ mit Erfolg vorgelegt. Der Aufbau-Verlag in Weimar wollte die Schrift herausbringen. Ich korrigierte gerade an dem Fahnenabzug, als mich die „rote Marie“ – Maria Torhorst, damalige radikale Unterrichtsministerin von Thüringen – zu sich beschied: „Sie haben ein gutes Buch geschrieben; viele Lehrer würden es mit Interesse lesen. Der Geist der Schrift entspricht aber nicht unserer marxistischen Erziehungspolitik, und deshalb darf es nicht erscheinen.“ Sprach's, und dabei blieb's.

Wie hatte doch die geifernde Dame im „Thüringer Volk“ vom 27. 3. 1948 gedroht: „Professoren, die sich erlauben, in

ihren Vorlesungen die Studenten durch antidemokratische Randglossen aufzuputschen, können nicht weiter tätig sein und müssen ihres Amtes enthoben werden.“

Meine Erkenntnisse über Jugendstrafgefangene legte ich – in spontaner, unabhängiger Darstellung – in einem umfangreichen Band nieder: „Der Jugendliche in der Situation der Straffälligkeit. Untersuchung zum Problem Erziehung oder Strafe?“ Der renommierte Gustav-Fischer-Verlag druckte die Arbeit (Jena 1956, 548 S.). Unglücklicherweise fiel die Auslieferung mit meiner Flucht aus der DDR zusammen. Die Ausgabe wurde konfisziert und eingestampft. Nur wenige Exemplare waren schon in die hiesigen juristischen Seminare und Universitätsbibliotheken gelangt. Es schmerzte, in beiden Fällen die aufwendige Arbeit vergeudet zu sehen, noch mehr aber, daß beinahe 800 Seiten wissenschaftlicher Text keinen Eingang in die öffentliche Diskussion finden konnten.

Menschliche Skrupellosigkeit

Einem Lehrer aus Jenas Nachbarschaft hatte ich in meinem Institut Anstellung und Arbeit gewährt, weil mich sein Hilfeschi fast mitleidig berührte: Er könne, obwohl Mitglied der SED, nicht mehr verantworten, was man ihm in Schule und Öffentlichkeit abverlange an Heuchelei und Unredlichkeit; er ginge zugrunde. Nach relativ kurzer Zeit ließ sich der „Arme“ in eine Lehrerstelle nach Ostberlin versetzen, um sich dann bald nach Westberlin abzusetzen. Bei der Schulbehörde hatte er seine Versetzung mit folgender Begründung erreicht: Er müsse aus dem Mieskes'schen Institut heraus, weil dort seine ideologische Überzeugung gefährdet sei, er aber gegen die reaktionären Argu-

mente des Chefs nicht ankäme. – Die Vorwürfe und Anpöbelungen, die nach der Republikflucht des windigen Gesellen im „Staatssekretariat für das Hochschulwesen“ auf mich niederprasselten, kann sich ein Außenstehender kaum vorstellen. Nicht nur, daß mir die Schuld am „Kurzschluß des Genossen“ aufgehalst wurde; ich sei schlechthin eine Gefahr für fortschrittliche Mitarbeiter und Studenten! Man erwäge entsprechende Schritte.

Die Schmähungen brachten das eine Gute: Ich erfuhr durch sie, welches Maß an menschlicher Skrupellosigkeit da abgespult worden war.

Aktion Schnüffelgarde

Eine Schnüffelgarde, bestehend aus zwei parteihörigen Professoren und drei Studenten, wurde beauftragt, aus meinen Vorlesungen und Vorträgen konterrevolutionäre Formulierungen herauszufiltern. Fortan hatte ich stets zusätzliche, unliebsame Zuhörer. Die „Garde“ berichtete in Abständen nach Ostberlin, scheinbar mit magerem Erfolg, denn es lief eine weitere Aktion. Diese hatte sich eine mir unbekanntes Studentin als Medium ausgesucht. Das einzig Gemeinsame zwischen uns lag darin, daß die Dame aus dem Buchenland stammte und ich – zu völlig anderer Zeit – drei Jahre als Wanderlehrer im Buchenland gewirkt hatte. In unregelmäßigen Abständen holte man die Studentin nachts aus dem Bett und brachte sie auf die sowjetische Kommandantur. Der sie „vernehmende“ Offizier spielte bald mit seinem Revolver, bald mit Schokolade vor ihren Augen. Die Verängstigte wurde auch auf offener Straße, abends auf dem Heimweg, von einem deutschen Helfershelfer geohrfeigt, weil sie nicht erfülle, was die Besatzungsmacht, „zum Besten des deutschen Volkes“, von ihr verlange.

Die Studentin sollte eine vorgeschriebene Erklärung unterzeichnen, derzufolge ich in Rumänien radikale Nazipropaganda betrieben hätte.

Die Studentin behielt die Nerven; andernfalls wäre der schändliche Wisch eine sichere Freifahrkarte nach Sibirien gewesen.

Nur bei Nacht

Es muß in den mitteldeutschen Landen schon eine stickige, charakterverderbende Luft geherrscht haben, unter den Menschen viel Angst, Unsicherheit, aber auch Beflissenheit, Anempfinderei und stupide Parteihörigkeit, sonst könnte ich mir folgenden Fall nicht erklären:

Einmal in großer Bedrängnis, bat ich einen Kollegen aus Halle (in der Partei zu hohen Ehren aufgestiegen, mir diesbezüglich oft als erstrebenswertes Vorbild vorgehalten), ihm einen Besuch abzustatten zu dürfen. Gleich nach dem Kriege hatte ich ihm willig beigestanden, sich in die Universitätspflichten einzuarbeiten. Ich wollte ihn jetzt bitten, sich für mich zu verwenden. Er beschied mich: Kommen Sie aber erst, wenn es dunkel ist.“ Solidarität nur bei Nacht!

Das willfährige Senatsurteil

Um der zermürbenden Hexenjagd ein Ende zu bereiten, verschickte ich an die obersten Spitzen der DDR (Ulbricht, Dieckmann, Grotewohl, Hager u. a.) eine Beschwerdeschrift, in der ich etliche der erlittenen Schikanen aufzählte. Ich bat, das Kesseltreiben gegen mich solle abgestellt oder mir erlaubt werden, auszureisen. Die Reaktion war eindeutig: Ich habe mit diesem „Lügenblatt“ buchstäblich alles und jedermann in der DDR „beleidigt“. Ostberlin befahl dem Senat der Friedrich-Schiller-Universität, zusammenzutreten.

Ich wurde vorgeladen und vom Regierungsvertreter unter den Augen herbeigeholter Parteiprominenz und der ordentlichen Senatoren aufgefordert, mich der „böswilligen Verleumdung“ zu bezichtigen und die Eingabe zurückzuziehen. Dann würde ich irgendwo in der DDR weiter mein Brot verdienen können; an einer Universität wäre ich allerdings nicht mehr tragbar. Meine Entgegnung: Man möchte mir einen einzigen der angeführten Punkte als nicht zutreffend nachweisen, dann zöge ich das ganze Schriftstück zurück und trüge die Konsequenzen. Der Senat ging auf meinen Einwand nicht ein, sondern stimmte der Forderung des Regierungsvertreters zu. Keiner der Professoren, die mich, meine Arbeit und mein Geschick gut kannten, einschließlich des Rektors, kamen mir zu Hilfe. Ich lehnte ab. Darauf der Gewaltige aus dem Staatssekretariat: „In diesem Falle bin ich beauftragt mitzuteilen, daß demnächst gegen Sie ein politischer Prozeß eingeleitet werden wird.“

Damit war für mich die Flucht das einzige noch verbleibende Mittel der Wahl.

Wendehälse? Es gibt sogar Drehhälse

Beschlossen sei diese unerfreuliche Erinnerungswelt mit einem Fall, der so grotesk ist, daß selbst der Berichterstatter ihn kaum noch glauben könnte, vermöchte er das Gesagte nicht schriftlich zu belegen: Ein der Fakultät aufgenötigter Dozent, ein Einpeitscher in Sachen Marxismus (Stalins Büchlein über „Sprachwissenschaft“ erläuterte er uns in einem zur Pflicht deklarierten „Fortbildungskurs“), ein parteipolitischer Eiferer der unangenehmen Art, hatte sich, Jahre nach meiner Flucht, ebenfalls in den Westen abgesetzt; die Gründe kenne ich nicht. Er bewarb sich an einem Gymnasium um die Stelle eines – Religionslehrers und bat

mich um ein Gutachten, daß er „drüben“ stets die christliche Anschauung vertreten habe. Difficile est ...! Wahrlich, der gottähnliche Mensch vermag geradezu teuflische Drehungen zu vollführen!

Fazit: Wir sollen und wollen aus der Geschichte lernen. Wohlan, meine Erfahrung lautet: Ohne Freiheit keine Wahrheit! Ohne Wahrhaftigkeit kein Fortschritt in der Geschichte!

Prof. em. Dr. phil. habil.

Hans Mieskes

Arzt Gießen, den 20. 11. 1991

An den
Senat der Friedrich-Schiller-Universität
zu Jena
Universitätshauptgebäude
O-69 Jena

Hoher Senat!

Am 22. Februar 1956 richtete ich, Mitglied des Lehrkörpers der Jenaer Universität, eine Beschwerdeschrift an den Präsidenten der damaligen DDR, Wilhelm Pieck (mit Durchschriften an Dr. Dickmann, den Präsidenten der Volkskammer, und an Dr. Hager, Mitglied des ZK der SED), und bat, man möge der schon zehn Jahre währenden „Bedrohung, beruflichen Benachteiligung, Verfolgung, Verleumdung und Demütigung“, die ich zu erleiden gehabt habe, Einhalt gebieten, da dieselben keinerlei Anlaß hätten, oder mich ausreisen lassen. Willkürliche Maßregelungen waren schier an der Tagesordnung.

Die Machthaber indes werteten meine Beschwerde als bewußte Reihum-Beleidigung.

In der wohl vom Staatssekretariat für das Hochschulwesen für den 15. Mai 1956 anbefohlenen Senatssitzung der Jenaer Universität forderte Dr. Wohlgemut, sekundiert von Franz Dahlem, Vertreter und

Sprecher des Staatssekretariats, ich müsse die Beschwerdeschrift als gezielte Verleumdung von Staat, Partei und Verantwortlichen erklären und zurücknehmen, dann und nur dann könne ich, allerdings außerhalb des universitären Bereichs, noch irgendwo Verwendung finden.

Meine Forderung, man möge mir eine einzige meiner Anklagen als nicht zutreffend nachweisen, dann sei ich bereit, den gesamten Text zu widerrufen und die Konsequenzen zu ziehen, eher nicht, wurde ebenso negiert wie mein Antrag auf ein ordnungsgemäßes Disziplinargericht.

Der Senat der Universität übergang auch seinerseits mein Argument und mein Begehren und anerkannte per Abstimmung, während der ich den Raum verlassen mußte, die Forderung Wohlgemuts. Eine Überprüfung der Sachverhalte hatte nicht stattgefunden. Schriftlich ist mir der Entscheid des Senats nie bestätigt worden, obwohl er mich beruflich und akademisch ächtete. Das Protokoll dieser schauprozessualen Sitzung wird davon Zeugnis ablegen können.

Um mich dem von Dr. Wohlgemut nach Bekanntgabe der Abstimmung angekündigten öffentlichen Prozeß zu entziehen, setzte ich mich nach dem Westen ab. Ich verlor meine erfolgreiche Wirkstätte, mein Institut, meine Privatbücherei und mein sonstiges Hab und Gut.

Ich erstrebe keinerlei materielle Wiedergutmachung, auch keine Rechenschaft von den damaligen Aktiven der Abstimmung, aber ich ersuche den Hohen Senat, den seinerzeitigen Beschluß der Friedrich-Schiller-Universität aufzuheben und mich akademisch und politisch zu rehabilitieren.

Dieser Akt möge in angemessener Form öffentlich bekanntgegeben und mir schriftlich mitgeteilt werden.

Mit vorzüglicher Hochachtung
(Prof. Dr. Hans Mieskes)

Friedrich-Schiller-Universität Jena
Der Rektor
Fürstengraben 1
O-6900 Jena

5. 3. 1992

Herrn
Prof. Dr. Hans Mieskes
Anneröder Weg 56
W-6300 Giessen

Betr.: Rehabilitierung

Sehr geehrter Herr Kollege Mieskes,
auf Ihr Schreiben vom 20. 11. 1991 darf
ich heute zurückkommen, nachdem sich
der Senat der Universität in seiner letzten
Sitzung mit Ihrem Wirken in Jena und den
Beratungen des Senates vom 15. Mai 1956
befaßt hat. Der Senat ist zu der Überzeu-
gung gelangt, daß Ihr Wirken an der
Friedrich-Schiller-Universität in vielfälti-
ger Weise durch Repräsentanten der SED
einschl. von Persönlichkeiten, die ihre
Stellung ihrer Verbindung zur SED zu
verdanken hatten, nachhaltig erschwert

worden ist. Er bedauert außerordentlich,
daß Sie letztlich dadurch aus der Universi-
tät deshalb hinausgedrängt worden sind,
weil Sie politisch nicht willfährig waren
und die Universität Sie seinerzeit nicht zu-
reichend unterstützt hat. Der Senat stellte
fest, daß Sie politisch und akademisch voll
rehabilitiert sind.

Ich darf ergänzend dazu anmerken, daß
die heutige Universität durch eine Vielfalt
von Maßnahmen nachhaltig darum be-
müht ist, dem Geist der Freiheit und Wis-
senschaftlichkeit entsprechend den lang-
jährigen Traditionen der Universität, die
weit über die Zeiten der braunen und ro-
ten Diktatur zurückreichen, wieder den
Raum zu geben, wie dies einer deutschen
Universität zukommt.

Damit verbinde ich die Hoffnung, daß Ih-
nen noch viele Jahre für Ihre wissenschaft-
liche Arbeit vergönnt sind.

Mit freundlichen Grüßen
Prof. Dr. rer. nat. habil. E. Schmutzer

Bernhard Jendorff

Religionspädagogische Überlegungen zum Thema „Altern lernen“

Geschaffenes Leben ist ein Prozeß zwischen unaufhebbaren Grenzen. Daher ist den Menschen heute Mut zu machen, diese Wirklichkeit nicht zu verdrängen, sondern sich ihr zu stellen. Denn – so glauben Christen – sie ist gegründet und gehalten durch und in Gott. Er – der Absolute – schenkt dem Anfangenden und Endenden, dem Relativen, Sinn. Von Gott – dem Anwalt des Menschen – her und auf ihn – den Verteidiger des Menschlichen – hin ist die Wertigkeit und Würde eines jeden Lebensprozesses – seine Positiva und Negativa eingeschlossen – bestimmt. Der ganze unverwechselbare Weg eines Menschen, nicht nur die jugendliche Lebensphase, auch nicht ausschließlich die dem Ende des Lebens nähere Teilstrecke – das Alter – stehen unter einem positiven Stern: Licht zur Deutung des Weges; Zeichen, wo das Ziel des Vorangehens zu suchen und zu finden ist.

Die Verankerung in dem und die Bindung an den unendlichen Gott ermöglicht dem Menschen die Freiheit, Endliches – so auch seine begrenzte Lebenszeit – loslassend zu akzeptieren und gelassen zu gestalten. „Ohne christologische Anthropologie kann über die Genese der sittlichen Person in einer christlichen Moralpädagogik nicht verantwortlich gesprochen werden. Zwischen Erschließung des Christseins und Erschließung des Menschseins besteht eine Koinzidenz¹.“ Leben heißt nicht nur zwischen, sondern auch mit (un-)aufhebbaren Grenzen zu leben. Der Mensch hat von der ersten Stunde seines Lebens an Grenzmanagement zu betreiben. Er sieht seine individuellen Grenzen,

unterscheidet zwischen un- und aufhebbaren Grenzen und lernt, letztere zu überwinden und die unaufhebbaren natürlichen Grenzen zu tolerieren. Ihre Härte kann der Mensch zwar nicht aufheben, wohl aber ihre Qualität kreativ verändern, menschenwürdig gestalten, den Menschen fördernd und verwirklichend.

Der Mensch ist ein lernendes Wesen. Er hat von der Wiege bis zur Bahre sein persönliches, individuelles Menschsein zu lernen. Eine Frau oder ein Mann – ein begrenzter „Teilmensch“ – ändert während ihres/seines Lebensweges aufgrund gemachter Erfahrungen das Verhalten. Die Relationen zu den Mitmenschen, zu den Mitgeschöpfen, zu den Dingen und Sachen – letztlich auch die Relation zu Gott – bleiben in der Wirklichkeit von Raum und Zeit nicht dieselben.

Der Mensch bleibt nur durch und in Veränderungen derselbe. Auf der Expedition Menschsein – möglicherweise genauer Menschwerden – werden seine geistigen und motorischen Fertigkeiten und affektiven Einstellungen andere. Erst der Tod beendet den permanenten Veränderungsprozeß. Er begrenzt endgültig jede Interessenentfaltung und Veränderungsmöglichkeit. Die Teilhabe an Kommunikations- und Interaktionsprozessen ist an ihr unabwendbares Ende gekommen.

Der religionspädagogische Ort des Themas

„Altern lernen“ steht quer zu den meisten Lehrplänen für den Religionsunterricht.

Die Hessischen Rahmenrichtlinien für die Primarstufe aber ermöglichen, „Altern“ zu integrieren. Sie überschreiben das I. Zielfeld mit „Ich-Stärkung und Einmaligkeit“². Durch die Arbeit in diesem Zielfeld soll bereits der junge Mensch befähigt werden, „sich selbst verstehen zu lernen“ und „sein Leben sinnvoll zu gestalten“³. Die Rahmenrichtlinien weisen den Religionspädagogen darauf hin, daß Schüler-„Erfahrungen der Endlichkeit“⁴ im Unterricht aufzugreifen und zu thematisieren sind, um mit ihnen umgehen zu können. Es ist notwendig, daß Menschen, gewiß nicht nur Primarstufenschüler,

- „ihre besonderen Fähigkeiten und Grenzen“⁵ kennenlernen,
- Grenzen sehen, „die durch eigene Endlichkeit, durch die Umwelt und die Gesellschaft gegeben sind“⁶,
- „entdecken, daß die Menschen dennoch über alle erfahrbaren Grenzen hinaus streben und hoffen“⁷.

Die Anbindung des Themas „Altern lernen“ an die in den Hessischen Rahmenrichtlinien für den Katholischen Religionsunterricht in der Sekundarstufe I (1987) aufgelisteten Schwerpunkt- oder Wahlthemen und deren Intentionen/Inhalte ist nicht einfach. Deshalb wird vorgeschlagen, „Altern lernen“ als erfahrungs- und handlungsorientiertes Unterrichtsprojekt fächerübergreifend – z. B. mit dem Fach Gemeinschaftskunde – während einer Projektwoche anzubieten.

Veränderungen wahrnehmen

Eine Pflanze, die den Klassenraum wohnlicher macht und die Schüler motiviert, nachzudenken und nachzusinnen, verändert sich im Laufe des Jahres und bleibt dieselbe. – Die Mode verändert sich. Die Schüler tragen ein bestimmtes Outfit, das heute „in“, morgen veraltet ist. Variationen erfreuen. – Die Schüler hören ein

nicht textgebundenes Musikstück der Barockzeit. Eine Popgruppe „frisiert“ das alte Stück durch eine moderne Instrumentalisierung, einen Rhythmuswechsel, eine Taktveränderung um. Die Schüler nehmen neue Harmonien wahr. Alte Passagen erklingen vielleicht deutlicher. – Die Schüler betrachten Jesu-Christus-Bilder aus der Antike, des Mittelalters, der Neuzeit, das Christusbild eines Zeitgenossen. Interessante Facetten des Mannes aus Nazareth, den seine Gemeinde als den Christus, den Heiland, Herrn, Retter, Bruder, Freund, den Menschen für Menschen, das endgültige Modell „Mensch“, bekennt, werden wahrgenommen. Der Crucifixus ist für den Künstler einer bestimmten Zeit, an einem bestimmten Ort der Erde der ... Der gehängte Jesus von Nazareth ist für mich heute der ... – Die Schüler nehmen ihre individuellen somatischen Veränderungen wahr. Ihre Quantitäten und Qualitäten verändern und relativieren sich. Es ist schön und spannend zugleich, beinahe täglich anders zu werden. Veränderung ist Leben.

Veränderungen leben heißt auch, sich trennen, Abschied nehmen. Lösungsprozesse können auch Trauerprozesse sein. Ein vierjähriges Kind löst sich von der Familie und entdeckt die neue Welt des Kindergartens. – Bei vielen Heranwachsenden stellt sich Trauer ein, wenn die Familie ihren Wohnsitz verändert. Der alte Freundeskreis muß losgelassen werden, um in einer neuen Peer-group Leben experimentieren zu können. – Loslassen, Abschied nehmen muß ein Erwachsener, der „in die Jahre kommt“, um den Herbst des Lebens positiv zu erfahren. – Menschen, die in der Christuskirche stehen, wollen das Irdische loslassen, den alten Menschen verabschieden, um mutigen Schritts den Weg zur „Neuen Stadt auf dem Berg“, zum „Neuen Jerusalem“ (vgl. Offb 21, 9–22, 5) zu gehen.

Grenzen sehen

Der Rosenstrauß im Klassenzimmer verwelkt langsam. Schließlich hat er die Grenze der Ansehnlichkeit überschritten und wird beseitigt. – Opa stirbt nach kurzer Krankheit, viel zu früh. Diese unaufhebbare Grenze schmerzt. Sie verursacht Trauer. Möglicherweise relativiert die Zeit den Schmerz. – Gerade junge Menschen erfahren, daß sie an Grenzen stoßen. Sie können noch nicht ..., weil ... Schüler müssen dazulernen. Eine veränderbare Grenze kann durch Engagement aufgehoben werden. Bestimmte Grenzen müssen nicht auf Dauer bestehen bleiben. – Der Religionslehrer hat seine pädagogischen Grenzen, auch wenn er sich darum bemüht, sie für die Schüler und sich erträglicher zu gestalten. – Vater und Mutter können nicht (mehr) ... Aber sie fangen nicht an aufzuhören, sich Herausforderungen zu stellen. Sie fordern sich, um unveränderbare Grenzen zu bewältigen, den naturbedingten unveränderbaren Grenzen Positives abzugewinnen.

Den Altersprozeß entdecken

Altern ist ein natürlicher, biologischer Prozeß des Menschen von Anfang an.⁸ Das Kind nimmt Abschied von seinem sechsten Lebensjahr, um sieben zu werden. Es altert. Der Jugendliche läßt die Pubertät hinter sich, um als Frau oder Mann zu leben. Älter geworden tritt er in das Berufsalter, dann in das Renten-, Seniorenalter ein, um zu ... Endet der Lebensweg unveränderbar in der Sackgasse des Todes? Christen glauben, daß es aus dem Tod einen hinüberführenden Weg gibt. Jesus, der Christus, sprengte die Grenze des Todes. Sein Vater, aller Menschen Vater, erweckte seinen Sohn, einen von uns, unseren Bruder von den Toten. Die Menschen, die Geschwister Jesu, können gelassen hoffen, eine neue, absolute

Zukunft im Horizont der verkündigten angebrochenen Gottesherrschaft zu leben.

Im folgenden wird über das Altern des Menschen jenseits der gesetzlichen Altersgrenze gesprochen.

Einer der ersten Schritte, die Einstellung gegenüber dem Alternsprozeß zu verändern, ist die sensible Wahrnehmung dieser Wirklichkeit. Wer hinsehen, -hören und sich einfühlen kann, ist disponiert, kreativ zu reagieren, sich neu einzustellen.

Heute muß man, um „in“ zu sein, zur Gruppe der Yavis, zu den young, attractive, verbal, intelligent, successful Frauen und Männern gehören. Altern darf nicht stattfinden. Wenn es aber doch sein muß, dann bitte im Wald-Altenheim am Rande der Stadt; nicht nur wegen der guten Luft. Dem natürlichen Exitus eines alten Menschen geht nicht selten ein unnatürlicher Exodus aus seiner gewohnten Lebenswelt voraus. Alte Menschen stören. Sie erinnern gefährlich, destabilisierend an den Tod. „Sterben, Leiden und die irreversiblen Vorgänge von Hormonabnahme, Autointoxikation oder Arteriosklerose müssen verdrängt werden. Eine veritable Industrie, von der Mode über die Kosmetik bis zur Paramedizin oder zum bodywork, die gewissermaßen die vom obersten Art Director zudiktierten Altersstigen wegretuschiert, lebt von der Verjüngung der Großmütter, neuerdings zunehmend mehr auch der Großväter. In Werbespots oder auf Reklameplakaten erscheint dann, falls die Käuferschicht der älteren Generation aus Profitinteresse umworben wird, ein statistisch kaum als typisch zu ermittelnder vitaler Opa mit der Ausstrahlung verlängerter Jugendlichkeit und eine gut ondulierte, attraktive Sechzigerin.“⁹

Die Schüler werden entdecken, daß heute Menschen früher zur Gruppe der Alten – euphemistisch, weniger hart klingend „Se-

nieren“ genannt – gezählt werden als zur Zeit ihrer Großmütter und Großväter. Die gesetzliche Altersgrenze, von der ab ein Arbeitnehmer berechtigt ist, eine Rente oder Pension zu beziehen, rückt weiter nach vorn. Innerbetriebliche Vorruhestandsregelungen machen bereits vor dem sechsten Lebensjahrzehnt den Achtstunden- zum Nullstundentag. Das hat beachtliche Folgen für das psychische Wohlbefinden des nicht mehr geforderten, gefragten und oft auch ausgegrenzten Ruheständlers. – Die Freizeit- und Hobbyindustrie – dazu müssen auch die Angebote kirchlicher Altenclubs gerechnet werden – wird noch stärker boomen. – Wenn junge Menschen in ihrer Wohnstraße oder in ihrem Häuserblock a) die Gruppe der Kinder und Jugendlichen, b) Menschen im erwerbstätigen Alter und c) die Gruppe derer, die sich im Rentenalter befinden, ermitteln, so entdecken sie, daß die Kohorte der Menschen über 63/65 Jahre stärker ist als die der Kinder und Jugendlichen. Die Alterspyramide steht nicht zuletzt wegen der als schick geltenden Dinks¹⁰-Ideologie auf einer schwachen Basis. Ein neuer Generationenvertrag ist zu schließen. – Der Blick in eine Lokalzeitung, in der die Bestattungstermine veröffentlicht werden, zeigt, daß immer mehr Menschen in höherem Alter – ca. 80jährig – sterben.

Heutige junge Menschen werden länger der Gruppe der Senioren angehören als ihre Großeltern. Nach Eintritt in den Ruhestand haben sie sehr wahrscheinlich noch ein Viertel ihres Lebens vor sich. Neue Aufgaben und Ziele sind zu suchen, die herausfordern und für die sich ein Einsatz lohnt. Das aber will von Jugend an gelernt sein. Nicht grundlos legen Pädagogen großen Wert darauf, daß junge Leute selbständig ein Problem sehen lernen, sich selbst Lösungsmöglichkeiten ausdenken und eigenständig Problemlösungen experimentieren.

Großeltern sind heute jünger. Die Oma- und Oparolle wird nicht selten bereits im fünften Lebensjahrzehnt übernommen. Der Trend geht von einer Drei- zur Vier-Generationen-Familie. Wie werden zukünftige Generationen miteinander leben angesichts gesteigerter Wohnraumbedürfnisse, der unterschiedlichen Lebensstile und Interessen? Wie läßt sich „innere Nähe durch äußere Distanz“¹¹ der Generationen realisieren?

„Altern ist ein komplexer Vorgang.

Längsschnittstudien an einer Durchschnittspopulation älterer Menschen (...) zeigen sehr deutlich, daß der Alternsprozeß nicht nur von biologischen, sondern auch von sozialen, ökologischen und epochalen Faktoren mit beeinflusst ist.“¹²

Religionspädagogen, die sich der Aufgabe stellten, mit ihren Schülern Altern zu entdecken, haben ein weites, nur in arbeitsteiliger Gruppenarbeit zu erschließendes Feld vor sich, um die physisch-medizinische, die gesellschaftlich-soziale, die geistig-physische Situation der Menschen jenseits der gesetzlichen Altersgrenze bewußt zu machen.

Eine Schülergruppe artikuliert in einer Metaphernübung „Altern ist für mich wie ...“ ihre Vorstellungen, eine andere zeichnet, collagiert oder montiert „Leben im Alter“. Schüler fühlen sich wie in einem Handpuppen-, Masken-, Rollenspiel oder in einer Pantomime in die Rolle alter Menschen ein. „Sich in andere einfühlen können (Empathie), den anderen in seinen Gefühlen, Bedürfnissen und Wünschen wahrnehmen können, etwas vom Standpunkt des anderen betrachten können – das alles sind Grundvoraussetzungen für menschliches Zusammenleben.“¹³ Die Schüler untersuchen, ob und wie in ihren Schulbüchern alte Menschen dargestellt sind. Sie registrieren, wie in der Werbung Senioren erscheinen. Wie werden in der bildenden Kunst die Alten dargestellt?

Die jungen Leute beobachten, ob und in welchen Funktionen alte Menschen im Fernsehen auftreten. Durch unsere Sprache bilden wir nicht nur die wahrgenommene Wirklichkeit ab, wir geben auch den Mitmenschen einen Einblick in unsere Bewußtseinslage z. B. vom Altern – und in unsere Werteordnung. In und durch die Sprache artikulieren wir unser Selbst- und Weltverständnis. Die Sprache des Alltags verfestigt auch gesellschaftliche Strukturen, in denen – beispielsweise alte – Menschen leben. Die Schüler werden deshalb sensibel auf ihre eigene Sprache, auf die ihrer Mitschüler, Freunde und Eltern achten, wie sie von alten Menschen sprechen. Der Lernprozeß, tolerant gegenüber dem Anderssein der Alten zu werden, beginnt mit dem Aufdecken und Abbauen von Vorurteilen. Welche Stereotypen werden in der Umgangssprache verwandt. Wird den älteren Menschen ihr Gesicht gelassen, werden sie geehrt? Welche Vorurteile gegen Senioren behindern die Kommunikation, verhindern die *Communio* und erschweren die Interaktion zwischen den Generationen?

Die Schüler werden sehr wahrscheinlich aufgrund des vorherrschenden negativen Altersbildes in unserer Gesellschaft die Alten zunächst als eine Problemgruppe beschreiben. Diese Einseitigkeit ist den Heranwachsenden bewußt zu machen. Welche Folgen hat eine einseitige, falsche Annahme der Wirklichkeit sowohl für die alten als auch die jungen Menschen? Das Urteil der Mitmenschen prägt das Urteil und die Einstellung der Alten zu sich selbst mit im Sinne einer *self-fulfilling-prophecy*. Eine negative Selbsteinschätzung bestimmt dann auch nicht unwesentlich das Verhalten der alten Menschen zu den jungen. Eine einseitige negative Wahrnehmung in das siebte Lebensjahrzehnt und die folgenden Jahre. Welcher junge, gesunde und dynamische Mensch,

der gerade Ich sagen lernt und auf dem Weg ist, sich von seinem „alten Herrn“ zu emanzipieren und sich von der fürsorgenden Mutter zu lösen und soeben erst gewonnenes Selbstbewußtsein und gestärktes Selbstwertgefühl dokumentiert, will im Alter einsam, von der Gesellschaft ausgestoßen, in Grabesnähe wohnen? Er wird sich mit allen Kräften gegen ein Leben als „Sozialleiche“ – wie es im Klartext, in der direkten Sprache der heutigen Jugend heißt – stemmen. Zukünftig arm, hilflos, bemitleidenswert zu sein, ist keine attraktive Perspektive für 20 oder gar 25 Jahre nach Erreichen der Altersgrenze. Krankheit und Inkompetenz stehen diametral der Yavis-Ideologie entgegen.

„Gewiß! Das Alter ist ein kaltes Fieber
Im Frost von grillenhafter Not;
Hat einer dreißig Jahr vorüber,
So ist er schon so gut wie tot.
Am besten wär's, Euch zeitig totzuschlagen.“¹⁴

„Altern entdecken“ darf nicht ausschließlich dem Defizit-Modell verpflichtet sein. „Die Alten sind anders als wir sie sehen.“¹⁵

Den Yavis-Maßstab relativieren

Wer mit einer westdeutschen Nobelkarosse über die Autobahn fährt, hat für einen Trabbi nur ein müdes Lächeln übrig. Fußgänger beschwerten sich über die zu schnellen Fahrradfahrer; diese über die vorbeirasenden Autos. Raum-zeitliche Wertmaßstäbe sind standortgebunden, relativ.

Ist ein 35jähriger Spitzensportler noch jung, ein Mannequin noch attraktiv? Von welchem Standort aus wird eine Frau oder ein Mann als verbal-kommunikativ oder intelligent eingestuft? Welcher Maßstab wird angelegt, um eine Person als erfolgreich zu charakterisieren?

Ein junger Mensch hat weniger als ein alter. Der Senior erfährt das Jugendalter und kennt das Alter. Wir aber beschreiben immer noch Alter negativ: Ein Senior ist nicht . . . , kann nicht (mehr) . . . Die Altersidentität kann und darf nicht vom relativen Bezugspunkt „Jugendlichkeit“ her bestimmt werden. Ein die Altersphasen überschreitender, absoluter Maßstab der Beurteilung ist zu finden. Junge Menschen haben – wie alte – einen Eigenwert. Diesen gilt es zu entdecken und zu achten. Das geschieht zunächst durch einen intellektuellen Vorgang, durch das Aufdecken und den Abbau von Voreinstellungen. Die in der Industriegesellschaft vertretenen, verabsolutierten Wertmaßstäbe „Brauchbarkeit“, „Leistungsfähigkeit“, „Funktionalität“ werden der „Sache“ und dem in Gott verankerten Wert und der Würde des Menschen – in welcher Altersstufe auch immer – nicht gerecht.

Der Maßstab, den weder Motten noch Rost zerfressen, und an dem sich auch „Altern lernen“ orientiert, ist die Tatsache, daß Gott – der Schöpfer – den Menschen – sein Abbild – grenzenlos liebt und vorleistungsfrei annimmt. Wie sich dann dieser absolute Maßstab situationsgerecht und in der Interaktion und Kommunikation mit (alten) Menschen zu konkretisieren hat, ist mit den Schülern in einem plausiblen, dialogisch-argumentativen Auseinandersetzungsprozess zu erarbeiten.

Das Seniorenalter neu sehen

Alternsprozesse werden durch das zunehmende genetische Programm des Menschen und seine Umgebung, die Umweltbedingungen beeinflusst. „Anforderungen, Herausforderungen, Anregung und Aktivierung sind sowohl von Einfluß auf die Entwicklung der Intelligenz in früher Kindheit, als auch auf die Erhaltung

und Weiterentwicklung der Fähigkeit im Erwachsenenalter und Alter.¹⁶“ Fähigkeiten und Funktionen, die nicht gebraucht werden, verkümmern (Dis-use-Hypothese). „Wie die Biologie und die Medizin von einer ‚Inaktivitätsatrophie‘ sprechen und den Wert des körperlichen Trainings hervorheben, so ist auch im seelisch-geistigen Bereich ein dauerndes Aktivieren geistiger Fähigkeiten als Vorbereitung für das Alter zu fordern.“¹⁷ Die einseitige, ideologisch vorprogrammierte Wahrnehmung des Alterns als Defizitzustand hat sich zu verändern. Gerontologen plädieren heute aufgrund vieler Untersuchungen nachhaltig für eine Abkehr vom Defizitmodell des Alterns hin zu einem Kompetenzmodell.¹⁸ Das Seniorenalter ist eine Lebensqualität eigener Art. Auch dieser Lebensabschnitt bietet – trotz nicht zu leugnender Abnahme der Kräfte – den Menschen eine Chance, unabhängig und eigenverantwortlich zu leben, sich wohlfühlen und sich geistig, seelisch und spirituell weiterzuentwickeln.

„Das Seniorenalter neu sehen lernen“ ist bewußt einseitig positiv, das herkömmliche Sehen kontrastierend ausgerichtet. Nur derjenige kann positiv denken und handeln, der zuvor Positives erfahren und das „Älterwerden als Lebenschance“¹⁹ wahrgenommen hat.

In Partnerarbeit führen Schüler Gespräche mit alten Menschen. Sie werden gezielt befragt. Die jungen Menschen lassen sich erzählen. Sie werden sich bemühen, den Alten zuzuhören. Das ist eine Lebensqualität, die bis ins hohe Alter auch von verbal-kompetenten Menschen erworben werden muß.

Es ist zu hoffen, daß die Schüler erfahren, daß Alte sich für Menschen Zeit nehmen können, nicht von einem Terminkalender bedrängt werden. Sie haben in der Regel nicht nur mehr Zeit für Gespräche, sondern auch für eine Rückschau, für eine

Schau nach innen, um dann noch Lebenskorrekturen anzubringen, sich zu versöhnen mit . . . , nicht zuletzt mit sich selbst. Die alten Gesprächspartner erzählen authentisch von ihren derzeitigen gesundheitlichen, körperlichen, geistigen, seelischen Fähigkeiten, von dem, was sie heute eher als damals, im Alter besser als in ihrer Jugend können: Sie sind mündig und stehen (noch) eigenständig ihrem Haushalt vor, führen ein selbständiges, autonomes Leben. Das Ausmaß der Pflegebedürftigkeit der Senioren wird oft überschätzt.²⁰ In persönlichen, originalen Begegnungen erfahren die Schüler etwas von den Interessen, Aktivitäten, Hobbys, Engagements der Alten: Sie spielen z. B. ein Instrument in einer Rentnerband, arbeiten in einer Altenwerkstatt mit, die für ältere Mitbürger preisgünstig handwerkliche Dienstleistungen erbringt, organisieren eine Telefonkette, einen Besuchs- und Pflegedienst im Rahmen ihrer Möglichkeiten. Sie setzen sich ein für . . . Sie werden von ihren Kindern und Enkelkindern gebraucht für . . . Alte Menschen sind nicht selten als lebenserfahrene Ratgeber und Tröster gefragt, bei denen man sein Herz ausschütten kann. Sie werden zu einer lebendigen Klagemauer. Fähig sein, Mitmenschen zu trösten, ist – so J. Habermas – der harte Kern religiöser Praxis. Im Bereich der Lebenserfahrung haben alte Menschen ihre sozietäre Aufgabe und Bedeutung. Sie lernten, mit Krisen, Not- und Belastungssituationen – nicht immer geglückt – umzugehen. Sie verstehen zu relativieren: Nicht alles wird so heiß gegessen, wie es gekocht wird. Sie haben die Möglichkeit, gelassener, lockerer an die Dinge heranzugehen. Senioren verfügen über ein jahrelang geprüftes – gewiß nicht immer optimales – Lösungs- und Deutungspotential für Problemsituationen und eine Einstellung zu Leid und Not, die einen tiefen, über die Welt hinausweisenden Sinn in

sich tragen kann. Alte Menschen wissen, daß Erworbenes – nicht nur materielle Güter, auch Wissen und Können, Erkenntnisse und Werteinstellungen – loszulassen sind, um Neuem Raum zu schaffen, das ihnen einen angemesseneren Weg zum (Lebens-)Ziel ermöglicht. „Das habe ich vergessen“ kann auch ein Ergebnis bewußten Verlernens der Senioren sein. Irrelevantes wurde aus dem Gedächtnis eliminiert, um subjektiv Wichtigeres zu erlernen. Es ist den jungen Menschen zu wünschen, daß die alten Gesprächspartner sagen können, was sie prägt, was sie ermutigt, die Ablösungs- und Trauerprozesse in Würde durchzustehen; vielleicht auch durchzubeten. „Das Wort sagt nicht nur, was ist, sondern es schafft Bindungen unter den Menschen. Das Wort stiftet eine Moral. Das Wort schafft Erwartung und Verheißung. So entsteht eine Art Durchlässigkeit und Glaubwürdigkeit, die von ihrem Ansatz her als personale Selbstbezeugung wirksam wird. Für den Christen ist das Zeugnisgeben die wichtigste Form der Evangelisierung.“²¹ Werden alte Mitbürger gezielt zu Ereignissen der erlebten Vergangenheit befragt, so erweisen sie sich als unübertroffene „Geschichtsquellen von unten“. Das Leben des sogenannten einfachen Mannes, seine Be- und Betroffenheit in einer geschichtlichen Situation, sein Bemühen, einigermaßen heil, ohne Gesichtsverlust aus einer Dilemmasituation herausgefunden zu haben, steht in der Regel in keinem Geschichtsbuch. „Oral history“ kontrastiert, läßt die Schüler Alltägliches von Subjekten der Geschichte entdecken und erleichtert ihnen „Identifikationsmöglichkeiten und die Verknüpfung von individueller mit kollektiver Lebensgeschichte“²². Das „Sich-freuen-können an kleinen Dingen“ (H. Thomae) des Alltags ist die Fähigkeit, die alte Menschen (wieder) erworben haben. Dazu gehört ein Schuß heiterer Gelassen-

heit, Humor oder eine Prise Ironie, hochtrabende Wünsche an das Leben zu relativieren und die Glücksvorstellungen zu erden. Die Senioren entdeck(t)en die Lust am Auskosten der situationsbedingten Möglichkeiten, an dem enger werdenden Raum und der kürzer werdenden Lebenszeit. Die Begrenzung drängt zu einer intensiveren Lebensweise, zu einem Wachsen in die Tiefen-Mitte. Das sind Schritte auf dem Lernweg „Abschiedlichkeit“, die der Religionspsychologe J. Redhardt als „Grundlektion jeder Altersreligiösität“ einstuft.

Die Senioren erwarben/erwerben sich Kompetenzen durch Weiter-, vielleicht auch durch eine neue Ausbildung, durch ihre Aktivitäten, beispielsweise beim Seniorensport, auf ihren Reisen. Im Laufe der Jahre erwarben und erwerben sie sich weiter neue „Formen der Auseinandersetzung“, mit denen man schwierigen Lebenssituationen zu begegnen gelernt hat, die heute den Lebenskampf erleichtern und letztlich zu einer ‚Kompetenz‘ im Alter beitragen. Weisheit und Kompetenz im Alter resultieren aus der Fähigkeit, unter all den Möglichkeiten, welche Wahrnehmung, Verstand und Einbildungskraft zur Entscheidung anbieten, die erfolgversprechendste Auswahl zu treffen. Ein breiter Erfahrungsschatz, emotionale Ausgeglichenheit und Abgeklärtheit stärken diese Fähigkeit, mit Konflikten und Belastungen besser umzugehen.“²⁴ Die Alten haben eine andere Lebensperspektive. Sie lernten z. B. – oft mühevoll –, Kompromisse – keine faulen Übereinkünfte – zu schließen. Der Gerontologe H. Thomae stellt aufgrund des Studiums vieler Biographien fest: „So scheint die Fähigkeit zum Glück und zum inneren Ausgleich im Alter nicht zuletzt von dem Ausgang jener Auseinandersetzungen abzuhängen, welche aus dem Innewerden der Unvollkommenheiten in diesem Dasein entstehen.“²⁵

Die Kunst, einen Kompromiß zu schließen, wird für den alten Menschen die geeignete Form der Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit. Das ist ein notwendiger Akt der Versöhnung, um in Frieden aus dem Leben gehen zu können.

In den Gesprächen zwischen den Generationen – so ist zu hoffen – wird deutlich, daß ein alter Mensch ein und dieselbe Aufgabe gleichwertig aber anders als ein junger lösen kann. Reflektierende Senioren werden vielleicht aufgrund eigener, jetzt schmerzlich empfundener Versäumnisse auf ihrem Weg des „Mehrhabens/wollens“ die Schüler darauf hinweisen, daß es – vom Ende her denkend – sinnvoll ist, bereits in jungen Jahren Loslassen, Abschiednehmen, Altern zu lernen und einzuüben.

Altern ist nicht gleichzusetzen mit defizitär, sondern mit anders als jungsein. Zu Recht weist immer wieder die Gerontologin und Politikerin U. Lehr die Öffentlichkeit auf das „Altenkapital“ – nicht im materiellen, sondern im Sinne von Lebenserfahrung –, auf die überlebensnotwendigen „Ressourcen“ der Senioren, die unvernünftigerweise von den Jungen nicht gefragt und ausgeschöpft werden, auf die „Produktivität“ – über den ökonomischen Begriff hinausweisend – der alten Menschen hin. In der Gesellschaft müßten die nachweisbaren Positiva des Alters weitaus mehr Beachtung finden als die Altenlast, Abhängigkeit, Hinfälligkeit, Defizienz der Senioren. „Wir haben heute schon vorwiegend aktive, kompetente Alte und werden morgen – bei hoffentlich erfolgreichem Ausbau von Präventions- und Rehabilitationsmöglichkeiten – ein größeres Heer aktiver, kompetenter älterer Mitbürger haben.“²⁶

Schülergruppen werden zum Abschluß ihrer Neuentdeckung „Altern“ gebeten, ihre Vorstellungen „Fähige Senioren“ niederzuschreiben, sie in einem Spiel darzustellen.

len oder sie zu collagieren. Es ist zu wünschen, daß die Produkte der Jungen eine *Metanoia*, eine Abkehr von der *Yavis*-Ideologie und eine Bekehrung zur Annahme eines lebendigen, kreativen Alternsprozesses deutlich machen.

Mit alten Menschen kooperieren

Religionsunterricht ist handlungsorientiert. In seinen Lernprozessen werden die Schüler disponiert, aus Einsicht zu handeln. Ihre Haltung gegenüber Alten hat sich weniger in karitativ-betreuenden Aktionen für sie zu konkretisieren, in denen die Senioren Objekte des Handelns der Jungen sind, als vielmehr in solidarischem Handeln mit den Fähigkeiten und Möglichkeiten alter Menschen. Das Handeln ist durch das Subsidiaritätsprinzip²⁷ bestimmt. Die Alten werden als Handlungssubjekte ernst genommen und in den Aktionen – z. B. bei einem musikalischen Nachmittag, einer Besichtigungsfahrt oder bei Veranstaltungen, in denen regionales Brauchtum oder die Stellung der zivilen und der kirchlichen Gemeinde im Dritten Reich thematisiert werden – beteiligt.²⁸ „Die der Disengagement-Theorie zugrundeliegende Annahme, derzufolge durch Entlassung aus sozialen Rollen gewonnene ‚Freiheit‘, durch die Abnahme von Verpflichtungen anderen Menschen gegenüber, ältere Personen ‚glücklicher‘ und ‚zufriedener‘ werden, erwies sich jedoch nach einer Vielzahl empirischer Untersuchungen (...) als nicht haltbar.“²⁹ Jede Altenarbeit – so auch die kirchliche – muß von der *Maxime* „Fordern statt verwöhnen“³⁰ ausgehen.

Dem ersten und zweiten Irrtum der Lerngruppe, effektiv generationsübergreifend zu arbeiten, hat unerläßlich ein dritter und vierter reflektierter Versuch zu folgen. Lernen ist experimentieren. Ohne Versuch

und Irrtum werden keine Haltungen (gegenüber dem Altern) verändert.

Ein Modell des Alterns wählen

Religionspädagogen wissen um die Notwendigkeit des Modell-Lernens. I. und D. Mieth weisen darauf hin, daß Modelle „zeigen, wie man in einer bestimmten Situation handeln kann, wie das Mögliche, Richtige und Angemessene gefunden wird.“³¹ Beim Modell-Lernen geht es nicht darum, daß der Heranwachsende das selbstgewählte Vorbild nachahmt, seine Weisungen peinlich genau befolgt. Es geht vielmehr „um Nachfolge im Finden des Richtigen“³². Ein Modell bleibt strittig, mit ihm kann man auch ins Gericht gehen. Die Realisierung der Werte des Modells bleiben in der Auseinandersetzung. „Ein Modell ist ein problematisches Vorbild, das zu denken gibt.“³³

Eine Modell-Wahl ist person- und geschlechtsspezifisch, zeit- und raumabhängig. Deshalb wird hier auf Beispiele aus der Literatur verzichtet. Jeder muß eigenständig sein Modell finden und seinen individuellen Weg gehen, auf dem er seine verdankte Existenz, sein begonnenes, alterndes und sterbendes Leben akzeptieren kann.

Zahlreiche Kontakte der Schüler mit alten Menschen eröffnen den Reichtum des Alternsprozesses. Diese Facette motiviert einen jungen Menschen, darüber nachzudenken; eine andere Facette wird abgelehnt; die eine provoziert Veränderungen; jene ist in die eigene Vorstellung von Altern integrierbar. Möglicherweise reizt es einen Jugendlichen, neue lebensgestaltende Anregungen zu bekommen beim „Aufmerksam werden für die kleinen Dinge des Alltags“, die die unmittelbare Welt der Alten sind.

Am Ende des Projekts „Altern lernen“, das ein Anfangen sein will, Altern

entghettoisieren und in Hoffnung anzunehmen, stellen die Heranwachsenden in visionären Stehgreifspielen Elemente des Alterns dar: „So möchte ich altern“. Das gestalterische Experimentieren des komplexen Vorgangs vom Altern unter reduzierten Mitwelt-Bedingungen ist keineswegs der Kritik der Mitschüler enthoben und für kreative Nachbesserungen des Akteurs verschlossen.

Anmerkungen

1. *D. Mieth*, Theologische Ethik und Religionsunterricht. In: *G. Stachel, D. Mieth*, Ethisch handeln lernen. Zu Konzeption und Inhalt ethischer Erziehung, Zürich 1978, 168.183, h. S. 176.
2. Rahmenrichtlinien Primarstufe Katholische Religion (1981), 15.
3. Dies., 95.
4. Dies., 31.
5. Dies., 96.
6. Ebd.
7. Ebd.
8. Vgl. *B. Jendorff*, Altern – ein religionspädagogisches Aufgabenfeld. In: Informationen für Religionslehrerinnen und Religionslehrer 4/91, I–IV.
9. *J. Redhardt*, Gott im Alter. In: *religio* 2 (1988) 1, 9–15, h. S. 10.
10. Double income, no kids.
11. *U. Lehr*, Bevölkerungsentwicklung: Ursachen und Konsequenzen: Teilhabe der Älteren in einer sich wandelnden Gesellschaft. In: *A. Kruse* u. a. (Hg.), Gerontologie – Wissenschaftliche Erkenntnisse und Folgerungen für die Praxis. Beiträge zur II. Gerontologischen Woche, Heidelberg, 18. 6.–23. 6. 1987, München 1988, 33–48, h. S. 38.
12. Dies., 30 Jahre Gerontologie – Rückblick und Ausblick. In: *A. Kruse* u. a. (Hg.), 1–22, h. S. 5.
13. *U. Bubenheimer*, Spielpädagogische Grundlegung des Religionsunterrichts. In: *U. Bubenheimer, D. Strecker*, Religionsunterricht und Spielpädagogik in der Grundschule, Limburg 1979, 9–27, h. S. 9.
14. *J. W. Goethe*, Faust II, 2, 6785–6789.
15. *U. Lehr*, Die Alten sind anders als wir sie sehen. In: *bild der wissenschaft* 13 (1976) 8, 63–67; vgl. *U. Lehr, H. Thomae*, Soziale Dienste für alte Menschen, Bonn 1976, bes. S. 7–17.
16. *U. Lehr*, 30 Jahre Gerontologie, 7.
17. Dies., 7–8.
18. Vgl. *E. Olbrich*, Kompetenz im Alter. In: *Zeitschrift für Gerontologie* 20 (1987) 319–330; *U. Lehr*, Kompetenz im Alter. In: *Universitas* 42 (1987) 879–890. Zur Kritik an Lehr und gleich oder ähnlich argumentierenden Gerontologen vgl. *R. Brunner*, Eine unbarmherzige Psychologie. Anmerkungen zur Familien- und Gerontopsychologie Ursula Lehrs, Frankfurt am Main 1990, 61–74.
19. *U. Lehr*, Älterwerden als Lebenschance. In: *Katholische Sozialwissenschaftliche Zentralstelle Mönchengladbach* (Hg.), Kirche und Gesellschaft (Nr. 138), Köln 1987.
20. Vgl. dies., 8–10.
21. *H. Boverter*, Die christliche Glaubensbotschaft, die säkularen Medien und die religiöse Sprachnot. In: *F. J. Klehr* (Hg.), Sprachloser Glaube. Hohenheimer Symposium zur Christlichen Pädagogik 1988/89, Stuttgart 1989, 59–76, h. S. 70.
22. *L. Steinbach*, Interview (Oral History). In: *K. Bergmann* u. a. (Hg.), Handbuch der Geschichtsdidaktik, Bd. 2, Düsseldorf 1980, 62–65, h. S. 64.
23. *J. Redhardt*, 15.
24. *U. Lehr*, 14.
25. *H. Thomae*, zit. in: *U. Lehr*, 14.
26. *U. Lehr*, Bevölkerungsentwicklung. In: *A. Kruse* u. a. (Hg.), 43.
27. Vgl. die Enzyklika Pius' XI. „Quadragesimo anno“, 79.
28. Vgl. *E. Kerkhoff*, Arbeit mit alten Menschen. In: *W. Böcker, H. G. Heimbrock, E. Kerkhoff* (Hg.), Handbuch religiöser Erziehung, Bd. 2, Düsseldorf 1987, 439–450.
29. *U. Lehr, H. Thomae*, 41.
30. Vgl. *F. v. Cube*, Fordern statt verwöhnen – auch im Alter? In: *A. Kruse* u. a. (Hg.), 143–160.
31. *I. und D. Mieth*, Vorbild oder Modell? Geschichten und Überlegungen zur narrativen Ethik. In: *G. Stachel, D. Mieth*, 106–116, h. S. 110.
32. Ebd.
33. Ebd.

Berichte aus der Gießener Hochschulgesellschaft für die Zeit vom 18. Oktober 1991 bis zum 26. Oktober 1992

Aus dem Bericht des Verwaltungsrates

**Erstattet von Helmut Ritter,
Präsident des Verwaltungsrates**

Vor Beginn der formellen Mitgliederversammlung am 26.10. 1992 gedachte der Präsident der seit der letzten Mitgliederversammlung am 18.10. 1991 verstorbenen langjährigen und engagierten Verwaltungsrats-Mitglieder Dr. h.c. Josef Nekermann und Professor Dr. Valentin Horn.

Den 80. Geburtstag des allerdings nicht anwesenden Ehrenpräsidenten der Gießener Hochschulgesellschaft Dr. Otto Pflug, den dieser am Vortag begangen hatte, nahm er zum Anlaß, neben den Glückwünschen einmal mehr Dank und Anerkennung für das langjährige, prägende Engagement für die Gießener Hochschulgesellschaft auszusprechen.

Er stellte fest, daß die Gesellschaft für das Jahr 1991 eine solide Bilanz und eine gute Jahresrechnung vorlegen könne.

Herausragend seit der letzten Mitgliederversammlung sei das diesmal von der GHG als Veranstalter arrangierte Sommerfest in Rauschholzhausen und die durch eine namhafte Spende eines Mitglieds fertiggestellte neue Image-Broschüre der Gesellschaft zu erwähnen.

Der Präsident nahm auch zur Situation der Universität Stellung und mahnte sowohl bei Stadt Gießen als auch Land Hessen die Schaffung der Voraussetzungen – infrastrukturell und finanziell – für die Arbeitsfähigkeit der Universität als Ganzes und seiner Einrichtungen an.

Abschließend hob er die effektive und gute Zusammenarbeit der Organe der Gesellschaft hervor.

Aus dem Geschäftsbericht des Vorstandes

**Erstattet von Prof. Dr. Dietger Hahn,
Vorsitzender des Vorstandes**

Der Vorsitzende des Vorstandes berichtete den Mitgliedern über die Arbeit und Beschlüsse in den Vorstandssitzungen. Er hob hervor, daß nach Abstimmung auch mit der Universitätsspitze und dem Verwaltungsrat weiterhin Kongresse, Symposien, Festvorträge und Gattvorträge sowie Partnerschaftstreffen in Gießen an der Justus-Liebig-Universität unterstützt worden sind. Er dankte Herrn Wilhelm Staßmann für die besondere Unterstützung und Finanzierung des neuen Prospektma-

sien, Festvorträge und Gattvorträge sowie Partnerschaftstreffen in Gießen an der Justus-Liebig-Universität unterstützt worden sind. Er dankte Herrn Wilhelm Staßmann für die besondere Unterstützung und Finanzierung des neuen Prospektma-

terials der Gesellschaft. In seinem Bericht begründete er, daß in der nächsten Periode verstärkt im Bereich der Medizin die Finanzierung von Geräten zur Krebs- und

Blutforschung unterstützt werden soll. Zum Abschluß seines Berichtes dankte er für die allseits erfreuliche Zusammenarbeit.

Aus der Hauptversammlung am 26. Oktober 1992

In seinem Bericht über das Rechnungsjahr 1991 ging Schatzmeister Will auf die günstige Entwicklung zum Beispiel aus Mitglieder- und Zinseinnahmen ein und berichtete im einzelnen aus seinem „Rechnungsabschluß zum 31. Dezember 1992“. In der anschließenden Aussprache wurden Fragen der Mitglieder beantwortet. Herr Selchert berichtete über die gemeinsam mit Herrn Wackermann vorgenommene Rechnungsprüfung und bestätigte mit Dank an Herrn Will und Herrn Roth die ordnungsgemäße Kassenführung.

Auf Antrag wurde dem Verwaltungsrat und dem Vorstand bei Enthaltung der Betroffenen von der Mitgliederversammlung Entlastung erteilt.

Wahlen:

Als Rechnungsprüfer für das Jahr 1992 wurden die bisherigen Rechnungsprüfer Prof. Dr. F. W. Selchert und Bankdirektor i. R. Wackermann wiedergewählt.

Aus dem Bericht des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität, Herrn Prof. Dr. Heinz Bauer

Die angespannte Situation in Lehre und Forschung an der Justus-Liebig-Universität hat sich seit dem letzten Bericht vor einem Jahr leider nicht verbessert, vielmehr ist die Gesamtzahl der Studierenden seit dem vergangenen Wintersemester um weitere 1000 auf nunmehr 22000 gestiegen, und dies bei gleichbleibender bzw. rückläufiger Ausstattung der Universität, wenn man den Kaufkraftverlust und die gestiegene Zahl der Studierenden berücksichtigt. Dabei hat sich in diesem Jahr zusätzlich zu der Überlast in den meisten Fachbereichen erstmals auch im Fachbereich Rechtswissenschaften ein Überlastproblem ergeben, das der Fachbereich und die Universität ohne Einbuße an

Lehrqualität kaum auffangen können. Bei den Lehramtskandidaten ist der Engpaß inzwischen so groß, daß mehr als ein Dutzend Praktika auf das Sommersemester verschoben werden müssen, was der Studienzeitverkürzung sicherlich nicht förderlich ist. Demgegenüber läßt der Haushaltsplan für 1993 keine Hoffnung auf Besserung aufkommen, denn er sieht weder zusätzliche Personalstellen noch eine Erhöhung der nominellen Finanzmittel vor, was wiederum effektiv eine Reduktion bedeutet. Hinzu kommt, daß die wenigen für die Universität dringend erforderlichen Baumaßnahmen in ihrem Baubeginn dadurch gefährdet sind, daß der Bund im 22. Rahmenplan voraussichtlich

weit hinter der von den Bundesländern erwarteten Mittelzuweisung für den Hochschulbau bleibt.

Die Problematik der Arbeitsfähigkeit der Universität spitzt sich in zweierlei Weise zu, einmal hinsichtlich der Bewältigung der Lehre, in der die Verhältnisse für Lehrende und Lernende zunehmend unzumutbarer werden, und zum zweiten hinsichtlich der Aufrechterhaltung von Arbeitsbedingungen für die Forschung. Bezüglich letzterem tritt jetzt ein, was lange vorhersehbar war, nämlich angesichts der Altersstruktur das Ausscheiden von Professorinnen und Professoren eines Vielfachen dessen, was in den letzten zwei Jahrzehnten üblich war. So hatten wir in diesem Jahr mit 20 Entpflichtungen und Emeritierungen etwa das Fünffache des Üblichen. Die Fachbereiche müssen sich infolgedessen mit der zeitaufwendigen Besetzung freier Professuren vermehrt auseinandersetzen, und der Universität fällt es dabei immer schwerer, attraktive Ausstattungsangebote zu machen.

In dieser Situation sehen sich die Universitäten einem zunehmenden Druck durch Politik und Öffentlichkeit ausgesetzt, die zum Teil plakativ reformatorische Maßnahmen verlangen. Die Justus-Liebig-Universität versucht dem vor allem durch Evaluation von Lehre und Studienbedingungen und daraus sich ergebenden prakti-

sehen Konsequenzen Rechnung zu tragen.

Dennoch kann die Universität mit Stolz auch Positiva vermerken: z. B. ist trotz steigenden Wettbewerbs um Drittmittel auch das vierte beantragte Graduiertenkolleg von der Deutschen Forschungsgesellschaft gefördert worden, und die beiden Sonderforschungsbereiche haben mit Erfolg eine Begutachtung für eine weitere dreijährige Förderungsperiode überstanden.

Als Positiva sind u. a. weiterhin anzumerken, daß die Bemühungen der Universität zum verstärkten Wissenstransfer, sei es im Rahmen des Transferzentrums oder durch der Öffentlichkeit zugängliche Veranstaltungen in Stadt und Region Anerkennung finden. Auch hinsichtlich des Austauschs von Studierenden im Rahmen der Europaprogramme leistet die Universität Vorzügliches und wird in weiteren Aktivitäten im wesentlichen lediglich dadurch eingeschränkt, daß die Unterbringung ausländischer Studierender angesichts des Wohnungsmarktes immer schwieriger wird. Gerade in dieser Hinsicht empfindet die Universität es als wohltuend, daß der verstorbene Ehrensenator Prof. Dr. Erwin Stein sein schönes Wohnhaus der Universität als Wohnstätte für Gastwissenschaftler hinterlassen hat.

GIESSENER HOCHSCHULGESELLSCHAFT e. V.

(Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Gießen)

Bilanz zum 31. Dezember 1991

AKTIVA		PASSIVA	
1. Sachanlagen	154 264,—	1. Verwaltungsvermögen	1 378 940,66
2. Finanzanlagen Wertpapiere	1 520 924,21	2. Verbindlichkeiten aus Lieferungen und Leistungen	9 507,16
3. Forderungen und sonstige Vermögensgegenstände	3 276,—	3. Nach abzuführende Spenden	601 223,53
4. Kassenbestand, Postgiro-, Bankguthaben	311 207,14		
	1 989 671,35		1 989 671,35

Gießen, im März 1992

Schatzmeister Willi Will

Gewinn- und Verlustrechnung 1991

AUFWENDUNGEN		ERTRÄGE	
1. Zuwendungen	137 630,36	1. Mitgliedsbeiträge	50 539,—
2. Kosten	24 185,82	2. Spenden	37 380,68
3. Abschreibungen	21 660,15	3. Erträge aus Wertpapieren	135 699,06
4. Überschuß	59 609,52	4. Zinsen	14 055,11
		5. Sonstige Erträge	412,—
	238 085,85		238 085,85

Prüfungsbestätigung

Die Buchführung ist als beweiskräftig anzusehen. Das Belegwesen ist geordnet. Erbetene Auskünfte wurden den Prüfern bereitwillig erteilt. Formelle und materielle Kontrollen ergaben keinen Anlaß zu Beanstandungen. Die Buchführung und der Jahresabschluß 1991 entsprechen den Grundsätzen des Handelsrechts und der ordentlichen Bilanzierung.

Gießen, im April 1992

Wackermann

Prof. Dr. Selchert

Biographische Notizen

Prof. Dr. med. (habil.), Kinderärztin, *Leonore Ballowitz*, geb. Gerlach, wurde am 18. Februar 1923 in Lichtenberg, Kreis Lebus, geboren.

(Vater: Paul Gerlach, Pfarrer; Mutter: Walburga, geb. Scheuermayer)

Sie ist evangelisch und seit 1949 verheiratet mit Dr. med. Kurt Ballowitz, Internist und Privatdozent der FU Berlin. Medizinisches Staatsexamen 1945. Seit 1964 apl. Prof. an der FU Berlin (Abt. leit. Neonatologie und Intensivpflege). Seit 1984 im Ruhestand.

Buch- und Zeitschriftenbeiträge. 1978 Bundesverdienstkreuz.

Prof. Dr. agr. Prof. h.c. *Josef Breburda*, geb. am 7. 10. 1931 in Karwin/Schlesien. Studium der Agrarwissenschaften 1952–1955 in Gießen, 1958 Promotion, 1958–1966 Wiss. Assistent und Oberassistent am Institut für kontinentale Agrar- und Wirtschaftsforschung in Gießen, 1965 Habilitation an der Landwirtschaftlichen Fakultät der Justus-Liebig-Universität Gießen. Seit 1967 Professor für Bodenkunde und Bodenerhaltung in Gießen. 1959/60 einjähriger Forschungsaufenthalt am Lehrstuhl für Bodenphysik und Bodenmelioration der Lomonossov-Universität in Moskau im Rahmen des deutsch-sowjetischen Wissenschaftler austausches, 1969 Forschungsaufenthalt an der Akademie der Wissenschaften in Prag. 1972–1979 und 1986–1990 Geschäftsführender Direktor des interdisziplinären Zentrums für kontinentale Agrar- und Wirtschaftsforschung der Universität Gießen, 1983–1985 Geschäftsführender Direktor des Instituts für Bodenkunde und Bodenerhaltung in Gießen. 1972/73 Dekan des Fachbereichs „Umweltsicherung“, 1976/77 Dekan des Fachbereichs „Angewandte Biologie und Umweltsicherung“ der Universität Gießen. 1986 Ernennung zum Prof. h.c. der Chinesischen Akademie der Wissenschaften. Seit 1989 Beauftragter der Universität Gießen für die Partnerschaft mit der Universität Kazan/GUS.

Wissenschaftliche Gebiete: Bodenerosion und Bodenerhaltung, Bodengeographie Eurasiens, Bodenversalzung und Bodenmelioration, Bodennutzung in Eurasien und Nordafrika. Zahlreiche fachwissenschaftliche Forschungsaufenthalte in allen ost- und südosteuropäischen Ländern im Mediterrangebiet, im europäischen und asiatischen Teil (Nordost-Sibirien, Zentralasien) der früheren Sowjetunion, in der Mongolischen Volksrepublik, in der Volksrepublik China, in Thailand, Japan, Indien, in Nord- und Ostafrika, in Kanada und USA. Organisation und Leitung von 15 interdisziplinären Exkursionen mit jeweils 35–40 Studenten und Wiss. Mitarbeitern in ver-

schiedene Gebiete der früheren Sowjetunion und der Volksrepublik China.

Mitglied der Deutschen und Internationalen Bodenkundlichen Gesellschaft. Seit 1986 Vizepräsident der internationalen Kommission zur Erforschung der Salz- und Alkaliböden.

Prof. Dr. *Helmut Gebelein*, geb. 1940, studierte Chemie in Frankfurt am Main, Paris, München und Tel Aviv. Nach seiner Promotion in Theoretischer Chemie an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt am Main war er im Schuldienst und am Institut Wasser-, Boden und Lufthygiene des Bundesgesundheitsamtes tätig. Seit 1972 lehrt er als Professor für Didaktik der Chemie an der Justus-Liebig-Universität Gießen.

Dipl.-Ing. Prof. Dr. rer. pol. *Dietger Hahn* wurde 1935 in Berlin geboren. Er bestand im Herbst 1959 das Diplom-Hauptexamen als Wirtschaftsingenieur. Im Anschluß daran absolvierte er Industrie-, Bank- und Handelspraktika (18 Monate). Vom November 1959 bis Dezember 1961 war er Assistent am Institut für Industriegewirtschaft von Prof. Dr. K. Mellerowicz, Technische Universität Berlin. Promotion zum Dr. rer. pol. im Januar 1962. Vom Januar 1962 bis zum Dezember 1963 war er Assistent am Lehrstuhl für Allgemeine Betriebswirtschaftslehre und Betriebswirtschaftslehre der Industrie, Prof. Dr. K. Mellerowicz und Prof. Dr. B. Hartmann, an der Technischen Universität Berlin. Einen Lehrauftrag für Planung am Hochschulinstitut für Wirtschaftskunde hatte er vom Sommer 1962 bis zum Frühjahr 1964. Vom Oktober 1962 bis zum September war er Freier Mitarbeiter der Abteilung Organisation, Deutsche Edelstahlwerke AG. Für das Wintersemester 1963/64 erhielt er einen Lehrauftrag für Kostenrechnung, Hochschulinstitut für Wirtschaftskunde, Berlin. Im Januar 1965 absolvierte er das Diplom-Hauptexamen in der Fachrichtung Hüttenwesen. Als kaufmännischer Vorstandsassistent war er vom Januar 1964 bis zum Dezember 1965 bei der August-Thyssen-Hütte AG, Prof. Dr. W. Cordes, in Duisburg-Hamborn tätig. Vom Januar 1966 bis zum Mai 1968 arbeitete er als Prokurist im Handelsbereich der Thyssen-Gruppe Dortmund. Er war Leiter der Abteilungen Betriebswirtschaft, Organisation und Datenverarbeitung. Im Februar 1968 habilitierte er auf dem Gebiet der Betriebswirtschaftslehre, Technische Universität Berlin.

Seit dem Wintersemester 1968/69 hat er den Lehrstuhl Betriebswirtschaftslehre IV an der Justus-Liebig-Universität Gießen inne. Forschungs- und Lehrschwerpunkte: Industriebetriebslehre, insbesondere

Produktionswirtschaft, Controlling und strategische Führung.

Seit 1975 ist er geschäftsführender wissenschaftlicher Leiter des Institutes für Unternehmensplanung (IUP), Gießen.

Mitglied des Vorstandes der Agplan, Gesellschaft für Planung e. V., Gießen und Wissenschaftlicher Leiter des Arbeitskreises Integrierte Unternehmensplanung der Schmalenbach-Gesellschaft/Deutsche Gesellschaft für Betriebswirtschaft e. V. ist er seit 1976. Im selben Jahr wurde er Vorsitzender des Vorstandes der Gießener Hochschulgesellschaft.

Im WS 1979/80 hatte er eine Gastprofessur an der Universität Bern. Seit 1983 ist er Mitglied des Vorstandes der Schmalenbach-Gesellschaft/Deutsche Gesellschaft für Betriebswirtschaft e. V., Berlin-Köln.

1985 erhielt er einen Forschungsauftrag der Anglo-German Foundation (England) über das Thema: „Wettbewerbsstrategien mittelgroßer Unternehmen“.

Aufsichtsrat-/Beiratspositionen:

Seit 1981 Mitglied des Präsidiums der Familienstiftung Franz Vogt, Pohlheim-Gießen.

Seit 1989 Vorsitzender des Aufsichtsrates der Veritas AG, Gelnhausen.

Seit 1990 Mitglied des Aufsichtsrates der Daimler-Benz-Inter-Services (debis) AG, Stuttgart.

Seit 1989 ist er Honorarprofessor an der TU Berlin.

1992 erhielt er die Ehrendoktorwürde der Universität Lodz.

Dr. *Günter Hempelmann* wurde am 19. 5. 1940 in Elmshorn/Kreis Pinneberg geboren. Er studierte an den Universitäten in Hamburg und Erlangen. 1966 ärztliche Prüfung an der Universität Erlangen und Promotion an der Universität Erlangen mit der Arbeit „Die Blutdruckregelung bei Kranken mit angeborenen und erworbenen Angio-Kardiopathien“. 1967 ECFMG-Examen (The Educational Council for Foreign Medical Graduates, USA). Ein einjähriger Aufenthalt am Institut für Anästhesie an der chirurgischen Klinik des Universitäts-Zentralkrankenhauses in Helsinki, Finnland, erfolgte 1967/68. 1968 Approbation. Am 1. 10. 1968 Eintritt in das Institut für Anästhesiologie der Medizinischen Hochschule Hannover. Facharztanerkennung 1972. April/Mai 1972 London, Hospital for Sick Children, Great Ormond Street: Ausbildungsstipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft. 1973 Habilitation mit der Arbeit „Respiratorische und hämodynamische Probleme im anästhesiologischen Bereich. Ergebnisse einer fortlaufenden Sauerstoffpartialdruckmessung im Blut sowie der Herzzeitvolumen-Bestimmung mit der Kälteverdünnungsmethode“ an der Medizinischen

Hochschule Hannover. 1974 Besuch mehrerer amerikanischer Kliniken. 1976 DFG-geförderte Kongreßreise mit Besuch mehrerer Kliniken: April 1976 Mexico City; November 1976 Rio de Janeiro, Sao Paulo. 1977 Ernennung zum außerplanmäßigen Professor an der Medizinischen Hochschule Hannover. 1978 Ernennung zum H4-Professor für Anästhesiologie der Justus-Liebig-Universität sowie zum Leiter der Abteilung für Anästhesiologie und Operative Intensivmedizin.

Mitglied verschiedener Gremien in der Medizinischen Hochschule (bis 1978) und der Justus-Liebig-Universität Gießen. Mitarbeit bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Verschiedene Zeitschriften-Tätigkeiten. Arbeit und Mitgliedschaft in div. wissenschaftlichen Gesellschaften. Autor und Koautor verschiedener Publikationen.

Prof. Dr. *Bernhard Jendorff*, geb. am 23. 9. 1940 in Frankfurt a. M., Studium der Philosophie, Kath. Theologie und Klass. Philologie, 1. und 2. Staatsexamen, Promotion zum Dr. phil. Seit 1972 Professor für Religionspädagogik am Fachbereich 07 (Institut für Katholische Theologie) der Justus-Liebig-Universität Gießen.

Forschungsschwerpunkt und Publikationen: Didaktik und Methodik des Religionsunterrichtes, u. a.: Religion unterrichten – aber wie? (1992).

Mitherausgeber der „Gießener Schriften zur Theologie und Religionspädagogik“ (1981 ff.).

Prof. Dr. *Jochem Küppers*, geb. 31. 12. 1946 in Haltern/Westf. Studium der Klassischen Philologie und Philosophie an den Universitäten Köln, Tübingen und Bonn. Staatsexamen (1973), Promotion (1975) und Habilitation für Klassische Philologie (1983/84) an der Universität Bonn. 1984/85 Lehrstuhlvertretungen an den Universitäten München, Münster und Kiel. 1986–1988 Heisenberg-Stipendiat. 1988–1990 Professor an der RWTH Aachen. Seit 1990 Professor für Klassische Philologie (Latinistik) an der JLU Gießen. Forschungsschwerpunkte und Veröffentlichungen auf den Gebieten der lateinischen Literatur der Kaiserzeit und der Spätantike sowie der Rezeptionsgeschichte der antiken Literatur.

Prof. Dr. *Rosemarie Lühr*, geb. am 23. 3. 1946 in Fürth. Erststudium der Fächer Latein und Leibeseziehung; 1970 wissenschaftliche Prüfung für das Lehramt an Gymnasien in diesen Fächern. Zweitstudium (als Stipendiatin der Studienstiftung des Deutschen Volkes) der Fächer Vergleichende indogermanische Sprachwissenschaft, Indoiranistik, Deutsche

Philologie und Kirchenmusik an der Universität Erlangen. 1977 Promotion im Fach Vergleichende indogermanische Sprachwissenschaft mit den Nebenfächern Indoiranistik und Deutsche Philologie. Thema der Arbeit: „Studien zur Sprache des Hildebrandliedes“. 1977–1984 Wissenschaftliche Assistentin am Lehrstuhl für Deutsche Philologie (Sprachwissenschaft) an der Universität Regensburg. 1984 Habilitation im Fach Deutsche Philologie (Sprachwissenschaft): Thema der Habilitationsschrift: „Expressivität und Lautgesetz im Germanischen“. 1984–1990 Akademische Rätin an der Universität Regensburg. Seit April 1990 Professorin für Vergleichende Sprachwissenschaft an der Justus-Liebig-Universität Gießen. Forschungsschwerpunkte: Indogermanische Wortbildung und Syntax, Altgermanistik, Etymologie.

Prof. Dr. *Hans Mieskes*, gebürtiger Siebenbürger Sachse, absolvierte nach dem Besuch deutscher Schulen das Lehrerseminar in Hermanstadt. 1938 begann er ein Studium der Theologie, Psychologie und Erziehungswissenschaft in Jena; Abschluß mit dem theol. Staatsexamen und mit der Promotion in Erziehungswissenschaft. Dreijährige Assistentenzeit an einem psychologischen Institut in Prag, danach Kriegsdienst. 1945 holte Peter Petersen ihn nach Jena als Assistent an sein Seminar, zugleich als Lehrer, dann als stellvertretender Lehrer der Universitäts-Forschungsschule. 1946 Habilitation vor einem interfakultativen Ausschuß. Nach seiner Flucht vor politischer Verfolgung, 1956, schloß er in München das schon in Jena beendete medizinische Studium mit dem med. Staatsexamen ab und erhielt die Bestallung als Arzt. Nach vorübergehender Vertretung des erziehungsw. Lehrstuhls in Göttingen, übertrug man ihm 1959 das Direktorat des „Studienbüros für Jugendfragen“ in Bonn. Die Berufung auf den Lehrstuhl für Erziehungswissenschaft 1961 nach Gießen ermöglichte die Errichtung eines modernen Instituts für pädagogische Forschung, das nach zwanzig Jahren über eine große Bibliothek verfügte und auf mehreren Teilgebieten neue empirische und theoretische Ansätze aufzuweisen hatte und außerdem einen weitreichenden Aktionsradius wahrnahm. Er erhielt ferner die Möglichkeit, das neue Sportinstitut aufzubauen, dessen erster Direktor er wurde. An der Einführung des ernährungs- und hauswirtschaftswissenschaftlichen Studiums in Gießen konnte er mitwirken. Emeritierung 1981. Es liegt ein umfangreiches Publikationsverzeichnis vor. Über zwanzig Doktoranden gingen aus dem Institut hervor.

Dr. *Irmtraut Sahmland*, geb. Puls, geboren am 28. 3. 1955 in Brüntrup/Kreis Detmold. Studium der Ge-

schichte und Germanistik an der Universität in Gießen. 1980 Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien. 1986 Promotion mit dem Thema „Wieland und die deutsche Nation. Zwischen Patriotismus, Kosmopolitismus und Griechentum“.

Seit 1984 zunächst Mitarbeiterin, ab 1989 wissenschaftliche Assistentin am Institut für Geschichte der Medizin in Gießen. Mitarbeiterin an der Edition der Werke Samuel Thomas Soemmerrings der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz.

Prof. Dr. *Jan Schapp*, geb. 1940 in Aurich/Ostfriesland. Studium der Rechtswissenschaft und Philosophie in Göttingen und Münster. Erstes und zweites juristisches Staatsexamen 1964 und 1970. 1966 Promotion zum Dr. phil. bei Hermann Lübke in Bochum. Nach Anwaltstätigkeit ab 1971 wissenschaftlicher Assistent bei Harry Westermann am Institut für Berg- und Energierecht der Universität Münster. 1977 Habilitation an der Universität Münster mit einer Arbeit über Umweltschutzrecht. Seit 1978 Professor für Bürgerliches Recht und Rechtsphilosophie an der JLU Gießen. Weiterentwicklung des Gießener Reformmodells der Juristenausbildung. Monographien zur Rechtstheorie, juristischen Methodenlehre und Rechtsgeschäftslehre. Lehrbücher zu den Grundlagen des bürgerlichen Rechts und zum Sachrecht.

Dr. med. *Achim Thiel*, geboren am 5. 3. 1957 in Gelsenkirchen-Buer. Studium der Humanmedizin an den Universitäten zu Köln und Gießen. 1982 Approbation als Arzt. 1983 bis 1984 Assistenzarzt der Anästhesie-Abteilung des Evangelischen Krankenhauses Gießen. Seit 1984 wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Abteilung für Anästhesiologie und Operative Intensivmedizin der Justus-Liebig-Universität Gießen. 1987 Promotion zum Dr. med. mit einer Arbeit über „Einflüsse volatiler Anästhetika auf das somatosensorisch evozierte Potential des Menschen nach Stimulus des Nervus medianus“. 1988 Anerkennung als Arzt für Anästhesiologie. 1989 Auszeichnung mit dem „Heidelberger Anästhesie-Förderpreis“. 1990 Erteilung des Fachkundenachweises „Rettungsdienst“. Seit 1991 Oberarzt in der Abteilung für Anästhesiologie und Operative Intensivmedizin der Justus-Liebig-Universität Gießen.

Dr. *Carsten Zelle* (geb. 1953), nach Studium und Promotion an der Philipps-Universität Marburg sowie Forschungstätigkeit an der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel von 1987 bis 1992 Assistent an der Universität-Gesamthochschule Siegen im Fach Allgemeine Literaturwissenschaft; 1988/89 Gastdo-

zentur an der Université d'Orléans; z. Zt. Stipendiat der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Zahlreiche Veröffentlichungen u. a. zur Literatur des 18. Jahrhunderts, Ästhetik des Schönen, Schrecklichen und Erhabenen und zur (Exil-)Germanistikgeschichte.

Dr. *Bernfried Zickmann* wurde am 30. 5. 1961 in Frankfurt am Main geboren. 1980 beginnt er ein Medizinstudium an der JLU Gießen. 1986 wird die Approbation als Arzt erteilt. 1988 erfolgt die Promotion

mit dem Thema „Thallium-201-szintigraphische, ventrikulographische und coronarangiographische Befundung des Myokards im Vergleich“. Von August 1986 bis Juli 1991 wissenschaftlicher Angestellter (Arzt) am Klinikum der Justus-Liebig-Universität Gießen, Abteilung für Anästhesiologie und Operative Intensivmedizin. Die Facharztprüfung wurde am 28. 11. 1990 bestanden. Seit Juli 1991 wissenschaftlicher Assistent am Klinikum der JLU Gießen, Abteilung für Anästhesiologie und Operative Intensivmedizin.

Mit der Zeitung durch die Jahrhunderte

Als Goethe 4 Monate alt war, erschien in Gießen die erste Zeitung. In jenem Jahr starb Johann Sebastian Bach, und Jean Jacques Rousseau verkündete seine Forderung: "Zurück zur Natur!". Die Gießener Universität gedachte in einer Säkularfeier der Rückverlegung der Universität von Marburg nach Gießen hundert Jahre zuvor, in der Burg- (oder Garnisons-) Kirche waren 30, in der Stadtkirche 139 Kinder getauft worden, gestorben waren 159 Gießener. Die Bürger lebten in einer Festung, deren Tore vom Anbruch der Dunkelheit bis zum Morgen und während der Predigt sowie sonntags zu bestimmten Stunden geschlossen waren; und wer während dieser Zeit passieren wollte, mußte ein "Sperrgeld" entrichten. Auch die "Hebammen, welche ohnehin jedesmalen ihren Verdienst und Lohn empfangen."

Für ein Pfund Ochsenfleisch zahlten die Gießener im Jahr 1750 zwei Albus und vier Pfennige, ebensoviel kostete ein Pfund Schweinefleisch, für ein Achtel Korn mußten sie vier Gulden und zehn Albus ausgeben, für ein Pfund Butter fünf Albus und vier Pfennige.



6300 Gießen-Wieseck
Am Urnenfeld 12

Telefon: 06 41 / 504 0 • Fax 0641 / 504 500

Wünschen Sie sich im Beruf dauerhafte Beziehungen zu Kindern? Möchten Sie deren Entwicklung miterleben? Können Sie sich auch über kleine Erfolge im Alltag freuen? Arbeiten Sie gern selbständig? Kommen Sie zu uns, als

SOS-Kinderdorfmutter

mit Gehalt, Haushaltsgeld, geregelter Freizeit und Urlaub. Als SOS-Kinderdorfmutter sind Sie die Pflegemutter für vier, fünf oder auch sechs Kinder, die nicht bei ihren Eltern leben können. Gemeinsam beziehen Sie ‚Ihr‘ Haus innerhalb der Dorfgemeinschaft.

Im Laufe von zwei Jahren bilden wir Sie – bei festem Gehalt –

„Es ist schön zu erleben, wie Kinder heranwachsen.“



zur SOS-Kinderdorfmutter aus. Nach Jahren entscheiden Sie selbst, ob Sie nur für die ersten Kinder Pflegemutter sein wollen oder länger. Auch ein ‚Schnupperjahr‘ als Familienhelferin ist möglich.

Bitte schreiben Sie uns, wenn Sie eine abgeschlossene Berufsausbildung haben, zwischen 25 und 38 Jahre alt und noch ungebunden sind. Wir informieren Sie gern ausführlich.



SOS-Kinderdorf e.V.
z. H. Frau V. Wilhelms
Renatastraße 77
W-8000 München 19



Foto: Herzog present

„Ich habe meinen Kopf so voll ...!“

Auch die Arbeiterin in Indien hat ihren Kopf voll. Mit Steinen, die sie als billige Arbeitskraft auf der Baustelle tagtäglich zu schleppen hat. Damit die Familie über die Runden kommt. Damit die Schulden abbezahlt werden können. Misereor unterstützt mit Spendengeldern Entwicklungsprojekte von Frauen in Indien. Einsatz für bessere Lebensbedin-

gungen und ein menschenwürdiges Leben. Stärkung der wirtschaftlichen Selbständigkeit. Hilfe für die Frauen, die unter Armut und Elend doppelt zu leiden haben. Hilfe zur Selbsthilfe.

Postgiro Köln 556-505

MISEREOR

Aktion gegen Hunger und Krankheit in der Welt

Mozartstr. 9
5100 Aachen

